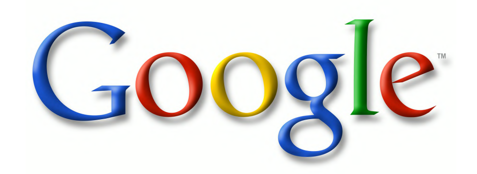
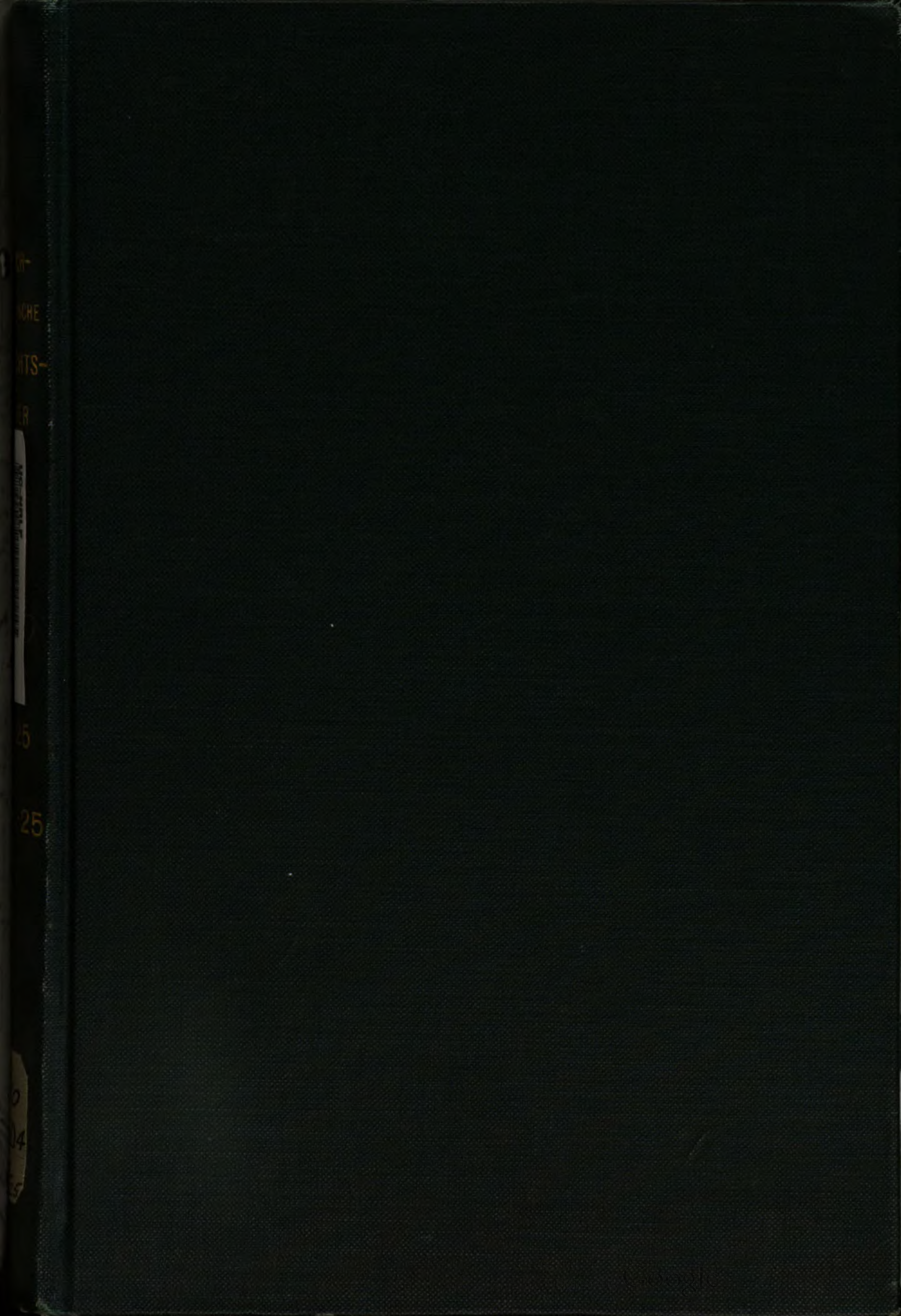
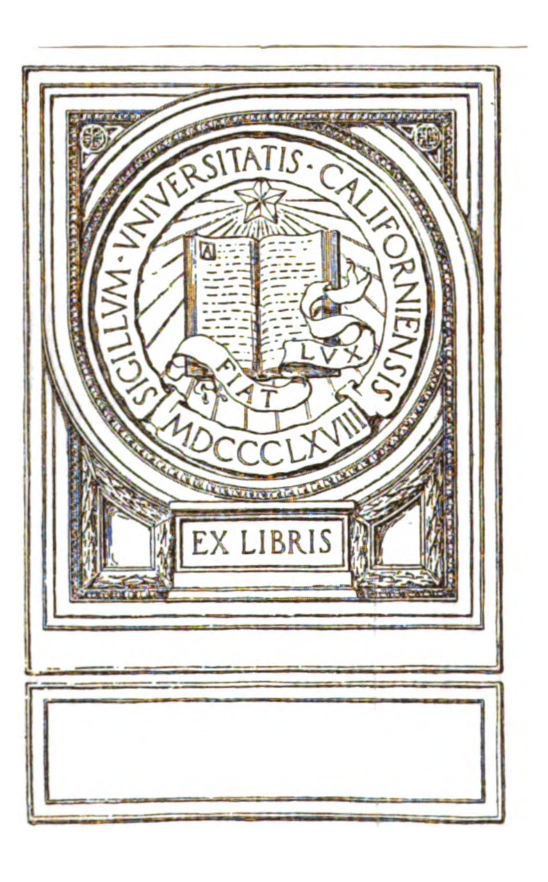
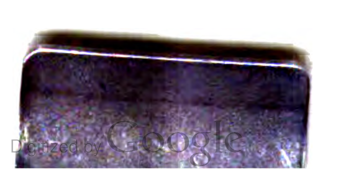





SIGILLVM · VNIVERSITATIS · CALIFORNIENSIS
LVX
FIAT
MDCCCLXVIII
EX LIBRIS



Bind

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Jahrbuch

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

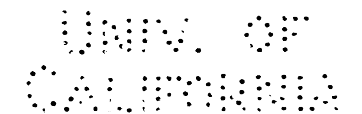
Herausgegeben von

Dr. Julius Goebel
Professor an der Staatsuniversität Illinois

Jahrgang 1924—1925
(VOL. XXIV—XXV)

Im Auftrage der
Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois
Mallers Building, Chicago, Ill.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
CHICAGO, ILLINOIS
1925



Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter

Jahrbuch

der

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

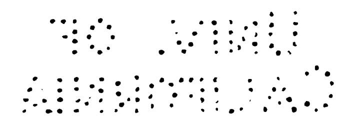
Herausgegeben von

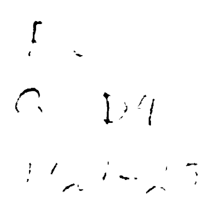
Dr. Julius Goebel
Professor an der Staatsuniversität Illinois

Jahrgang 1924—1925
(VOL. XXIV—XXV)

Im Auftrage der
Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois
Mallers Building, Chicago, Ill.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
CHICAGO, ILLINOIS
1925





Inhalt.

Jahrbuch

Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois

THE UNIVERSITY OF CHICAGO PRESS
CHICAGO, ILLINOIS

Agents:

THE CAMBRIDGE UNIVERSITY PRESS
LONDON AND EDINBURGH

THE MARUZEN-KABUSHIKI-KAISHA
TOKYO, OSAKA, KYOTO

KARL W. HIERSEMANN
LEIPZIG

THE BAKER & TAYLOR COMPANY
NEW YORK

Vorwort.

Das Herannahen der Feier zum Gedächtnis der Unabhängigkeitserklärung vor 150 Jahren weckt auch in uns Deutsch-Amerikanern die Erinnerung an Alles, was dies Land für uns, und was wir als Volkstum für es gewesen sind. In einer ausgezeichneten, von ausgebreitetster Belesenheit und feinem historischen Verständnis zeugenden Abhandlung, „Amerika in der Phantasie deutscher Dichter", hat Dr. Gerhard Desczyk in diesem Bande das Bild von Amerika gezeichnet, das in wandlungsreicher Gestalt dem deutschen Geiste seit vier Jahrhunderten vorgeschwebt hat. Es erscheint mehr oder minder mit Glanz umwoben in der Phantasiewelt fast aller unserer großen Dichter und hat durch sie den Millionen von deutschen Auswanderern auf ihrem Zuge nach dem neuen Lande vorangeleuchtet. Gerade am Gedächtnistage der Unabhängigkeitserklärung mag sich darum die Frage erheben, wie weit entspricht das Amerika von heute noch dem Ideale, das einst im deutschen Gemüte so viel Bewunderung, Hoffnung und Liebe erweckte.

Was deutsch-amerikanische Denker, erfüllt von diesem Ideale, an Ideen zum politischen Ausbau ihrer neuen Heimat beigetragen haben, will der Vortrag des Herausgebers in großen Umrissen darstellen.

Als eine Art Antwort auf die glühenden Hoffnungen, die unzählige Deutsche einst auf die junge Demokratie jenseits des Ozeans setzten, mag der Aufsatz über wahre Demokratie gelten, den Karl Heinzen zur Jahrhundertfeier der Unabhängigkeitserklärung im Jahre 1876 veröffentlichte. Die kleine Schrift ist heute so gut wie vergessen, wie zeitgemäß sie aber gerade jetzt noch ist, wird der Leser bald merken. Das Exemplar, das hier abgedruckt ist, wurde mir vor Jahren vom Sohne Heinzens, als das einzige noch übrige, zum Andenken an seinen Vater geschenkt.

J. G.

Urbana, Ill., Weihnachten 1925.

AMERIKA IN DER PHANTASIE DEUTSCHER DICHTER

— *von* —

Dr. Gerhard Desczyk

Einleitung.

Gestalt und Bedeutung, die Amerika in der Phantasie deutscher Dichter gewonnen hat, wird hier klarzustellen versucht. Nicht die Entwickelung des objektiven Wissens oder des allgemeinen Urteils über die neue Welt soll also aufgezeigt werden, sondern nur Fülle und Veränderung der poetischen Bilder, zu denen sich solche Kenntnisse und Meinungen mit oft sehr seltsamen Gebilden des Traumes verschmolzen haben. Einfach ausgesagt soll werden, welche Vorstellungen von der neuen Welt in den Dichtungen enthalten sind, die sich mit Amerika beschäftigen, Amerikaner auftreten lassen oder in Amerika spielen.

Der Zeit nach beschränkt sich die Untersuchung auf jene Schöpfungen, die zwischen den großen Auswanderungswellen am Anfange des 18. und in der Mitte des 19. Jahrhunderts entstanden sind. Klarheit fehlt dem Phantasiebilde beim Beginn dieser Periode völlig; am Ende aber sind alle Züge vorhanden, die noch am Anfange des 20. Jahrhunderts in deutschen Dichtungen die Eigenart Amerikas ausdrücken. Die großen Linien dieses Fortschrittes werden einleitend und abschließend zurück bis ins 16. Jahrhundert und vorwärts bis in die Gegenwart verfolgt. Ein kurzer Schluß gibt einen raschen Ueberblick der Ergebnisse. Knappe Anmerkungen und ein notwendigerweise langes Literaturverzeichnis unterstützen die Angaben des Textes.

Im **Text** (S. 10 ff.) ist jeder zitierten Dichtung das Jahr der Erstausgabe oder Erstaufführung beigefügt; bei Einzelstücken größerer Werke Band- und Seitenzahl der benutzten Ausgabe. Die genauen Titel der benutzten Ausgaben finden sich im Quellenregister (S. 126 ff.)

Der **Anhang** (S. 110 ff.) führt unter der Ueberschrift „Darstellungen und Hilfsmittel“ (S. 110 ff.) schon vorhandene Arbeiten über das hier in Angriff genommene Stoffgebiet auf, ferner die wichtigsten allgemein orientierenden Werke und die durchgesehenen schönwissenschaftlichen Zeitschriften.

Die **Anmerkungen** bieten eine Anzahl von Erklärungen und Zusätzen, daneben die Titel jener Darstellungen und (nicht poetischen) Werke, die für einzelne Stellen der Arbeit in Betracht kommen. Die einzelnen Anmerkungen sind fortlaufend numeriert, jeder Nummer ist die Seite des Textes beigefügt, zu der sie gehört (S.=Seite der Arbeit).

Das **Quellenregister** (S. 126 ff.) gibt die Titel sämtlicher poetischen Werke, die in der Arbeit aufgeführt sind, nach Autoren alphabetisch geordnet; anonyme Gedichte sind unter ihrem ersten Hauptwort zu finden. Jedem Werk beigefügt sind die Zahlen der Seiten dieser Arbeit, auf denen es erwähnt wird. Darstellungen, die sich mit einzelnen Dichtern befassen, sind hier unter dessen Namen zu finden.

Anmerkungen und Quellenregister geben bei jedem Werke, das nicht im Germanistischen Institut der Universität Leipzig zu finden ist, den S t a n d o r t an. — Abkürzungen für Standorte siehe S. 110.

Das Zeichen * ist im Texte und in den Anmerkungen allen Büchern zugesetzt, die zitiert, aber n i c h t e i n g e s e h e n worden sind.

Amerika in der Phantasie Deutscher Dichter.

1. Kapitel

Goldreiche Inseln.

In der Phantasiewelt deutscher Dichter ist Amerika noch lange nach 1492 unentdeckt geblieben. Werke der schönen Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts erwähnen nur selten dies neue Gebiet. Der Grund dafür ist ein dreifacher: Die Phantasie war nach anderen Richtungen abgelenkt, die Berichte vom Westen zu selten und unanschaulich, um eine schnelle Aenderung zu bewirken, endlich die Darstellungskunst zu wenig entwickelt, um das Fremde lebendig schildern zu können.

Die Traumländer deutscher Dichtung liegen seit den Romfahrten und Kreuzzügen der Kaiser im räumlich, oft auch zeitlich entfernten Süden: jenseits der Alpen oder in Spanien, im Orient oder in Indien. Brücke nach Westen wird für das in gelehrter Bildung erzogene 16. Jahrhundert das antike Italien: Westlich der Säulen des Herkules liegen Elysium (Anm. 1) und selige Inseln, dort ist die herrliche „Atlantis nesos" Platons versunken, geheimnisvoll tönt der Schlußchor aus Senecas „Medea" in die Zeit der Erfüllung hinein: „Venient annis sæcula seris/ Quibus Oceanus vincula rerum/ Laxet, et ingens patent tellus...../ Nec sit terris ultima Thule." Anknüpfend an solche Kunde, hatte schon das Mittelalter sich das glückliche Eiland Antillia und S. Brandans Paradiesinsel hinter dem grenzenlosen Horizonte des Meeres geträumt. Nun wurde der Traum Wirklichkeit: *Eine neue Welt von Inseln* stieg aus dem Ozean empor.

Den Westweg nach Indiens goldreichen Inseln glaubte Columbus gefunden zu haben. Der erste deutsche Bericht über das unerhörte Ereignis, das gemeinhin „Kolumbusbrief" genannte

Flugblatt (Anm. 2), verkündet denn auch die Entdeckung der „inßlen des lands Indie uff dem fluß gangen genant" (1497, p. 1). Aber auch nachdem man die beiden Küsten unterscheiden gelernt hatte, betrachteten die Geographen gern das neue Land als Fortsetzung des asiatischen Kontinents; erst durch Berings Fahrten (1725) wurde diese Annahme als haltlos erwiesen. Die deutschen geographischen Schriften über die neuen Entdeckungen sind voll von Irrtümern, einer der gröbsten ist durch den Namen Amerika (Anm. 3) unsterblich geworden. Lebendigere Kunde als der gelehrten Kompendien erlesene Weisheit boten die ungeschlachten, in Flugblattform verbreiteten Berichte von Männern, die als Landsknechte oder Kaufleute selbst drüben gewesen waren, so die „Copia der Newen Zeitung aus Presilg Landt" (1509), die „Historien" von Nikolaus Federmann (1557) *), Hans Staden (1556) *) und Ulrich Schmiedel (1567). Diese Bücher boten so Abenteuerliches, daß die Dichter verzweifeln mußten, dem Unerhörten durch poetische Form erhöhte Bedeutung zu geben. — Die früheste Erwähnung Amerikas in einer deutschen Dichtung sind wohl jene Verse (327/30) im „glückhaft Schiff" (1567), mit denen Fischart schalkhaft die Vermutung ausspricht, hätten die Zürcher am Meere gesessen, „So lang wer unersucht nicht gwesen America, die newe Welt,/ Dan jr lobgir het dahin gestellt." Wie abenteuerlich aber in der Tat um 1600 die Vorstellungen von Westindien waren, zeigen des jüngeren Gabriel Rollenhagen „Vier Bücher wunderbarlicher indianischer Reisen" (1603), die Lukians Lügenroman „Wahre Geschichte" mit den Berichten des Aristoteles und Plinius über Indien, sowie der mittelalterlichen Erzählung von der Reise S. Brandans nach dem Paradies zusammenstellen und das Ganze einem hohen Gönner zur Vervollständigung seiner Sammlung „Indianischer Schiffahrten" widmen. Dieses Werk, das eine ganz geringe Kenntnis der wirklichen Verhältnisse und vor allem ein völliges Zusammenwerfen von West- und Ostindien zeigt, war nach dem Zeugnis Kästners (II, 137) gern gelesen im 17. Jahrhundert; noch 1717 ist eine Neuauflage gedruckt worden. Daß solche Unsicherheit und Geringfügigkeit des Materials die dichterische Darstellung beeinträchtigte, kann man an einem Werke wie dem „Insularischen Mandorell" (1682) des in Hamburg ansässigen E. G. Happel erkennen. Dieser Roman macht den Leser

an Hand einer abenteuerlichen Darstellung mit „allen Inseln auf der ganzen Welt“ bekannt; aber von 772 Seiten sind nur 11 Amerika gewidmet. Ost- und Westindien werden hier wohl auseinander gehalten; auch als Festland ist „Terra firma“ (Südamerika) erkannt, nicht so jedoch der Norden: „Es liegen zwar auf der Ostseiten von America noch verschiedene Insuln, insonderheit gegen Norden, aber davon fällt wenig zu melden, vor ohne die Insul Terre-Neuf, welche wohl unter die größten Insuln der Welt zu zehlen....“ (690.) Der Druck dieses Satzes erfolgte im gleichen Jahre wie die erste deutsche Niederlassung in Nordamerika. Vergleicht man aber ein 50 Jahre älteres geographisches Werk wie die „Cosmographia“ (Anm. 4) von Johann Rave, so bemerkt man, daß damals noch geringere Weisheit als Wissenschaft fürs Volk vertrieben wurde (von 1032 Seiten handeln hier 7 von Amerika). Was Wunder also, wenn der gemeine Mann noch spät im 18. Jahrhundert Pennsylvanien sich als „Insel Phanien“ (Anm. 5) vorstellte. — Die Handlung des „Mandorell“ spielt in Ostasien; das östliche Indien ist in den Jahrzehnten vor 1700 liebstes Reiseziel der Phantasie; als Beweis können die Moderomane jener Zeit, Zieglers „Asiatische Banise“ (1689) und Christian Reuters „Schelmuffsky“-Satire (1696), angeführt werden. Bei solcher Art der Betrachtung blieb die Phantasie in ihrer alten, östlichen Richtung; bezeichnend ist, daß im „Mandorell“ Amerikas Inseln nicht von Europa, sondern von Asien her aufgesucht werden. Die neue Welt ist als ein Archipel gedacht, **der Blick** also **ganz auf den Kreis des Mexikanischen Golfes eingestellt.** — Von all den Reichtümern, die Europa dorther empfangen hatte, war auf Deutschland freilich weniger als nichts gefallen: Der Versuch der Welser, in Venezuela eine Kolonie zu gründen, hatte mit der Ermordung Bartolmae Welsers und Philipps v. Hutten (Anm. 6) 1549 ein elendes Ende gefunden; der Plan eines „Hanauisch Indien“ (Anm. 7), 1670 dem Kopfe des Projektemachers D. Becher entsprungen, wurde nie Wirklichkeit. Mit Bitterkeit mochte ein Patriot wie Fr. v. Logau auf das „Gold aus der neuen Welt“ schauen (Spr. 3. T., 6. H., 62):

„Daß so viel des goldnen Staubes hat die neue Welt gestreuet,
Trüber ist noch nichts erschienen, daß die alte Welt sich freuet....
Dann auf prachten, dann auf kriegen pflegt man allen Schatz zu wagen.
Arme Christen zu versorgen, wil die gantze Welt nichts tragen.“

Die Auswanderung (Anm. 8) solch armer Christen ist es gewesen, die vor den Toren des 18. Jahrhunderts eine Umbildung der Anschauung hervorgerufen hat. Nur durch die Möglichkeit, Gold zu gewinnen, hatten jene unsagbar fernen Inseln bisher Bedeutung gehabt. Nun beginnen sie, ein Ziel der Niederlassung zu werden. Religiosität ist das erste Motiv dieser Wanderung: Gott nach ihrer Weise dienen dürfen diese Menschen im Vaterlande nicht, die neue Erde soll ihnen die Möglichkeit dazu geben; sie soll ihnen auch Brot gewähren, um diesem Dienste mit freudigem Herzen leben zu können: so tritt zum religiösen Moment das wirtschaftliche, erwachsen aus der Not nach einem krieg erfüllten Jahrhundert. Unerhörter Ausnutzung sind diese Menschen zumteil zum Opfer gefallen. In den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts, als die Aufforderung der Königin Anna 1709 und das Werben der Westindischen Kompagnie des großen Spielers John Law 1718 Tausende deutscher Bauern in die Auswanderungshäfen warf, nahm das „zielverkooper"-Wesen seinen Anfang: das Verkaufen von Deutschen, die ihre Passage nicht bezahlt hatten, in den amerikanischen Einwanderungsplätzen. Vergebens sucht man noch spät im 18. Jahrhundert nach poetischen Zeugnissen der Empörung über diese Schmach. Mitgeteilt hat sich der Dichtung dagegen jenes starke religiöse Gefühl, das viele Auswanderer erfüllte. Schon bei Grimmelshausen kommt das zum Ausdruck, wenn Simplizius (1670) auf eine einsame Insel im Ozean verschlagen wird, um in Weltabgeschiedenheit den Versuchungen des Teufels widerstehen und Gott näher kommen zu lernen. Gleich stark lebt dieser Geist in Defoes „Robinson Crusoe" (1719), der seine Abgeschiedenheit freilich als Unglück empfindet, aber gerade durch dieses Gefühl, im Verlangen nach Trost, auf die Heilsworte der Schrift und die stumme Sprache der wundervollen Schöpfung gelenkt wird, die beide gleich laut Gottes Güte und Macht verkünden. Als natürliche Folge dieser Einkehr ergibt sich hier für den Europäer das Bemühen um das Seelenheil des Eingeborenen, dessen einfache Natur dem Kulturmenschen manche treffliche Lehre erteilt. Defoe, dessen Geschicklichkeit größer war als seine Gefühlswärme, gab nur einen schwachen Abglanz der Stimmung, die jene heimatflüchtigen Sektierer erfüllte. Ihnen war Europa, wo sie Verfolgung um des Glaubens

willen erleiden mußten, das Reich der Finsternis. Franz Daniel Pastorius, der Führer der ersten deutschen Ansiedler, die sich 1682 auf die 5 Jahre vorher in Frankfurt durch George Fox und William Penn an die Freunde Speners gerichtete Einladung hin in Pennsylvanien niederließen, schied von der alten Welt mit dem Gefühl, Gottes Führung rette ihn aus Europa hinweg. Er schreibt seinem Vater zum Abschied (leider kann nur eine Uebersetzung zitiert werden):

"The libertinism and sins of the European world are increasing more and more from day to day in such a manner that the righteous judgment of God cannot long be delayed."

Und in einem aufklärenden Flugblatt „Sichere Nachricht aus America" rät der ehemalige Jurist seinen Landsleuten: „...dafern ihr euch .... zu Ermangelung der meisten in Teutschland gewohnten Gemächlichkeit .... ein oder zwey Jahr resolvieren könnt, so .... gehet je ehender, je lieber, auß dem Europäischen Sodom auß ...." (7). Und ferner berichtet er: „Die per errorem sogenannten Wilden sind eines redlichen Gemütes, beleidigen niemand, und haben wir uns vor ihnen garnicht zu fürchten .... lasset uns von diesen Leuten Vergnüglichkeit zu lernen keine Scheu tragen, damit sie uns nicht dermaleinst vor dem Richter Stul JEsu Christi beschämen mögen...." (4.) — So empfanden die in Pennsylvanien geborgenen Christen dies Land als ein neues Kanaan, das ihnen nach der langen Knechtschaft in der Heimat beschert worden war. Häufige Briefe und einzelne Berichte zurückkehrender Glaubensboten teilten diese Stimmung den Daheimgebliebenen mit. Den nach Verinnerlichung Strebenden konnte solch Leben in schlichter, einsamer Arbeit als Glück, konnten jene einfachen Naturmenschen als Beispiel erscheinen. Pietistische Anschauung war es, daß es auf die Werke ebensosehr ankomme als auf den durch Luther für so wichtig erklärten Glauben. Von Söhnen und Enkeln so gesinnter Männer mochte, wie häufig im Wechsel der Generationen, die einmal gewagte Abweichung entschlossen zu Ende gedacht werden: wenn die Werke nur gut sind, scheint ihnen der Glaube herzlich gleichgültig. Für sie wird der Eingeborene des Landes, das ihre Väter ersehn-

ten, endlich zu dem besseren Menschen schlechthin, auf seine Gestalt vereinigen sich alle Gedanken, die über das Weltmeer gehen.

Das Fortschreiten der Kunst, fremde Landschaft und fremde Menschen zu schildern, hat diese Entwicklung begünstigt. Für jene Fähigkeit gilt zweifellos, was Schiller einmal für jede Erfahrung behauptet hat (9, 404): Ein Aufstieg in 3 Schritten: „1. Der Gegenstand steht ganz vor uns, aber verworren und ineinanderfließend. 2. Wir trennen einzelne Merkmale und unterscheiden. Unsere Erkenntnis ist deutlich, aber vereinzelt und bornirt. 3. Wir verbinden das Getrennte, und das Ganze steht abermals vor uns; aber jetzt nicht mehr verworren, sondern von allen Seiten beleuchtet." — In den ersten Dichtungen wie in den ersten Reisebeschreibungen, die sich mit Amerika beschäftigen, ist eine vage Vorstellung von diesem Kontinent als einem Ganzen vorhanden: Eine ferne, reiche Inselwelt taucht vor unseren Augen auf. Aber viel mehr als die Ahnung ungeheuren Genusses und Nutzens, der von dort winkt, wird uns nicht gegeben, es fehlen die Worte, durch die das Gefühl in Anschauung verwandelt werden könnte. Persönliche Kenntnis des Landes mangelte ja all diesen Dichtern, sie nahmen ihr Wissen bestenfalls aus den Händen der Reisebeschreiber; von Leuten also, deren Beobachtung durch die Bedürfnisse ihrer Lage Richtung empfangen hatte. Der Eingeborene der neuen Inseln war natürlich für die Entdecker und Kaufleute als kundiger Führer und ausgebeuteter Arbeiter von höchstem Interesse, seine Erscheinung daher in jenen Berichten bevorzugter Gegenstand der Beschreibung. Hier also fanden die Dichter reichen Stoff, hier offenbarte sich eine kleine Welt, die ihnen als Mitmenschen brüderlich vertraut war und die doch die große Welt jenes fremden Erdteils in sich beschloß. In der neuen Welt heimisch gemacht wird die dichterische Phantasie durch den neuen Menschen.

II. Kapitel

Ein Reich der unverbildeten Natur

Der Mensch der neuen Welt.

A. Die Indianerin.

Europas Urteil über die Indianer zeigt von Anfang an den größten Zwiespalt: Tiere in Menschengestalt, „feig wie die Hasen und schmutzig wie die Schweine" (Anm. 10) sind's für die einen, für die andern edle und mutige Söhne der Gottesnatur. Ein Widerspruch, der natürlich ist im Denken einer Rasse, die Schwert und Kreuz zugleich über den Erdball getragen hat.

Die Literatur hat das Grauen vor den fremden Wesen mit der doch verwandten Gestalt in Schöpfungen wie Shakespeares Caliban (1613) und Spensers Wildvolk in der „Faerie Queen" (1609; 6, 8, 35) aufbewahrt. Noch bei Defoe (1719) ist dieses Gefühl wirksam, wenn er schildert, wie Robinson von fern das Treiben der Kannibalen beobachtet (186, 204); hier ist dann aber auch die Entwicklung gegeben, die vom Mitleid zum Verständnis führt.

Erinnerung an die Antike bereitet in dieser Richtung ein günstiges Urteil vor. Wildgewachsene Spätlinge des goldnen Zeitalters sieht Montaigne (1580) in den Cannibalen. "En ceux là sont vives et vigoureuses les vrayes . . . . et naturelles vertus, . . . lesquelles nous avons abastardies . . ., les accomodant au plaisir de nostre goust corrompu" (lib.1, chap. 30). Und in Deutschland dichtet ein Jahrhundert später der weitgereiste Christian Wernicke (1701): „Man fand in Indien der ersten Unschuld Spur, / Ein Volk, das ohne Zwang gehorchte der Natur."

Breite Wirkung konnte diese Art der Betrachtung erst gewinnen, als man sie auf den Boden christlicher Moral stellte. In

England geschah das am Anfange des 18. Jahrhunderts. Damals predigte Defoe durch seinen „Robinson" Nächstenliebe zu den andern beseelten Gottesgeschöpfen, damals schrieb Steele 1711 für seinen „Spectator" die Geschichte von „Inkle und Yarico", die der Ehrfurcht für die Frau dienen sollte und der Anfang wurde für einen Kult jener Frau, die der Erzählung als Beispiel gedient hatte: der Indianerin.

Seinen Stoff fand Steele, der Güter auf Barbados besaß, in des Ritters Ligon Geschichte dieser Insel (1657): eine Indianerin rettet einen schiffbrüchigen Europäer vor der Mordlust ihrer Landsleute, flieht mit ihm nach dem nächsten kolonisierten Eiland, eben Barbados, und wird dort von dem Undankbaren als Sklavin verkauft.

Die Wirkung dieser Erzählung im pietistischen Deutschland war ungemein groß (Anm. 11). 1739 erscheint die „Spectator"-Uebersetzung der Gottschedin, 1744 verwertet J. A. Cramer in den Bremer „Beyträgen" die erste Hälfte der Fabel zu einer Satire im Stil der Robinsonaden, 1746 erscheint die ganze Geschichte, durch schöne Verse und eine gehörige Nutzanwendung geziert, in Gellerts Fabeln. Zehn Jahre später erzählt Bodmer die lehrreiche Begebenheit mit schweren Hexametern, zu gleicher Zeit wandelt sie sein Landsmann Geßner durch Anfügen eines versöhnlichen Schlusses zur Idylle. — Die Idylle nimmt Dorat (1761) nach Frankreich hinüber, Champfort gibt sie an Deutschland zurück — als Lustspiel (1764). — Das Theater wird nun für mehrere Jahrzehnte Yaricos Heimat. Champforts Comedie wird zweimal, von Pfeffel (1766) und Vogel (1818), übersetzt. Zu Leipzig verspürt 1766 ein Schüler Gellerts, der Student Goethe, Lust, den Yaricostoff für das Theater zu bearbeiten (W. A. 4, 1. 79). Ein 1769 anonym erschienenes Trauerspiel in 3 Akten gibt der Handlung einen für Inkle tragischen Abschluß; diesen Abschluß übernimmt wenige Monate darauf Faber für seine 5aktige Alexandrinertragödie und Pelzel für seinen Einakter. — In England, dessen Geschmack damals die beiden Georges, der königliche Dandy und der König der Dandys, bestimmten, verschaffte Colman the younger der dankbaren Geschichte nochmals Heimatrecht: auf der Operettenbühne (1787).

Die neue Form fand keinen geringeren Beifall als die alte; für Deutschland wurde das erfolgreiche fremde Stück natürlich sofort gebrauchsfertig gemacht, durch den Hamburger Bühnenleiter F. A. Schröder 1794. Die Form des Singspiels versuchte der Breslauer K. E. Schubert erfolglos nachzuahmen (1798). (Anm. 12.)

All diese Werke sagen uns über die Art der Indianerin, zu fühlen und zu handeln, gewiß genug. Diese Yarico empfindet lebhaft und folgt unbedenklich ihren Empfindungen. Sie weiß nichts von Falschheit, von Geld und ähnlichen europäischen Erzeugnissen. Natürliche Schönheit, Stärke und Tugend machen sie liebenswürdig. — Die äußere Hülle solcher Vorzüge freilich lassen unsere Dichter unbeschrieben. Ein „orangeroth", ein „gelbroth", ein „dunkles" Mädchen, mit Federn und Muscheln geschmückt, bald mehr, bald weniger bekleidet — das ist alles. Noch nicht einmal über die Größe wird etwas gesagt. — Ebenso unbestimmt ist der Hintergrund, vor dem diese Gestalt steht: Ein Wald, offenbar tropisches Klima (denn sonst trüge man Kleider), in dem doch ungestört Nachtigallen singen. Champfort allein lokalisiert ihn, in Florida. Die Quelle, Ligon, meint allerdings mit „the Main" der geographischen Lage Barbados' nach sicherlich Südamerika. Jedenfalls — das ist wesentlich — sind in den Yaricodichtungen Beobachtungen (wenn auch oft aus zehnter Hand) verwertet, die an den Indianern des spanischen Amerika gemacht worden sind.

Die Herkunft aller dieser Dichtungen aus der moralischen Erzählung ist unverkennbar: Yarico ist wenig mehr als das Negativbild einer Europäerin, das Mädchen, wie es sein sollte. Und die Verherrlichung dieser Gestalt ist die Verehrung, die der Mann seinem weiblichen Ideal zu zollen pflegt. — Kein Wunder, daß man darauf kam, eine solche Wilde in einer europäischen Umgebung auftreten zu lassen. Weiße hat das in seinem Lustspiel „Die Freundschaft auf der Probe" (1767) getan. Für ihn und den Franzosen Favart (1771) war Quelle einer der „Contes moraux" Marmontels (1765; III, 123), in dem vom Wettstreit zweier Europäer um die Liebe einer Indianerin, Corali, erzählt wird. Diese Corali war wohl das Vorbild für Kotzebues Gurlin in seinem Lustspiel „Die Indianer in England"

(1789), mit dem diese Gegenüberstellung von Natur und Kultur die Runde um die Erde vollendet hat. Was tut es, daß diese zwei Indianerinnen in Wahrheit Inderinnen sind? Jene beiden Völker wurden stetig mit einander verwechselt, selbst von sehr gebildeten Leuten. Noch die Encyklopädie von Ersch und Gruber (1840) behandelt vorsichtshalber beide Begriffe zusammen in einem Artikel. Und in Meyerbeers „Afrikanerin" (1865)*) erscheint die Hauptperson nicht wie eine Negerin, sondern geschminkt und kostümiert wie eine Indianerin, betet aber dabei mit den ihrigen zu Brahma. — So konnte es ein andermal, in Kaffkas Lustspiel „Die junge Indianerin" (1805), wieder eine Südamerikanerin sein; der Schauplatz ist statt England Spanien, wo man anscheinend nach des Verfassers Meinung noch mehr pikantes Gewürz verwenden darf. Nordamerikanerin wird die edle Wilde in Karl Fr. Scheiblers „Pocahuntas" (1781) (Anm. 13).

Statt nach Europa konnte man die Handlung auch von Amerika in die Südsee (Anm. 14) verlegen.

Ein letzte Möglichkeit endlich war die Hinzufügung der zeitlichen zur räumlichen Ferne. In Bodmers Epos „Colombona" (1752), das die Entdeckungsfahrt des Columbus schildert, gehört die ganze Liebe des Verfassers der jungen Lamisa, die den Spanier Bleda vom Tode rettet und folglich heiratet. In Schönaichs Drama „Montezum" (1763), ebenso wie in Zachariaes epischen Fragment „Cortez" (1767) nimmt die indianische Geliebte des Eroberers — hier Zares, dort Almeria — die Teilnahme des Lesers am stärksten in Anspruch.

Eine indianische Jungfrau steht auch im Vordergrunde aller jener poetischen Werke, die das entschwundene Reich der Inkas (Anm. 15) verherrlichen: Alzire, Zilia, Cora oder Ynti genannt. Hier hat endlich die Verklärung des Naturvolkes die Spitze erreicht: Das Volk des Inka ist nicht nur der Natur näher als seine europäischen Bedrücker, es ist ihnen auch überlegen durch seine friedfertige Kultur. Freilich ist ein Mensch, der naiv und zivilisiert zugleich ist, kaum vorstellbar, schwerlich darstellbar. So verflüchtigen sich denn alle Elemente der Anschauung, die Gestalten bestehen nur noch aus Gefühl und großen Gesten, die sie

Die neue Form fand keinen geringeren Beifall als die alte; für Deutschland wurde das erfolgreiche fremde Stück natürlich sofort gebrauchsfertig gemacht, durch den Hamburger Bühnenleiter F. A. Schröder 1794. Die Form des Singspiels versuchte der Breslauer K. E. Schubert erfolglos nachzuahmen (1798). (Anm. 12.)

All diese Werke sagen uns über die Art der Indianerin, zu fühlen und zu handeln, gewiß genug. Diese Yarico empfindet lebhaft und folgt unbedenklich ihren Empfindungen. Sie weiß nichts von Falschheit, von Geld und ähnlichen europäischen Erzeugnissen. Natürliche Schönheit, Stärke und Tugend machen sie liebenswürdig. — Die äußere Hülle solcher Vorzüge freilich lassen unsere Dichter unbeschrieben. Ein „orangeroth", ein „gelbroth", ein „dunkles" Mädchen, mit Federn und Muscheln geschmückt, bald mehr, bald weniger bekleidet — das ist alles. Noch nicht einmal über die Größe wird etwas gesagt. — Ebenso unbestimmt ist der Hintergrund, vor dem diese Gestalt steht: Ein Wald, offenbar tropisches Klima (denn sonst trüge man Kleider), in dem doch ungestört Nachtigallen singen. Champfort allein lokalisiert ihn, in Florida. Die Quelle, Ligon, meint allerdings mit „the Main" der geographischen Lage Barbados' nach sicherlich Südamerika. Jedenfalls — das ist wesentlich — sind in den Yaricodichtungen Beobachtungen (wenn auch oft aus zehnter Hand) verwertet, die an den Indianern des spanischen Amerika gemacht worden sind.

Die Herkunft aller dieser Dichtungen aus der moralischen Erzählung ist unverkennbar: Yarico ist wenig mehr als das Negativbild einer Europäerin, das Mädchen, wie es sein sollte. Und die Verherrlichung dieser Gestalt ist die Verehrung, die der Mann seinem weiblichen Ideal zu zollen pflegt. — Kein Wunder, daß man darauf kam, eine solche Wilde in einer europäischen Umgebung auftreten zu lassen. Weiße hat das in seinem Lustspiel „Die Freundschaft auf der Probe" (1767) getan. Für ihn und den Franzosen Favart (1771) war Quelle einer der „Contes moraux" Marmontels (1765; III, 123), in dem vom Wettstreit zweier Europäer um die Liebe einer Indianerin, Corali, erzählt wird. Diese Corali war wohl das Vorbild für Kotzebues Gurlin in seinem Lustspiel „Die Indianer in England"

(1789), mit dem diese Gegenüberstellung von Natur und Kultur die Runde um die Erde vollendet hat. Was tut es, daß diese zwei Indianerinnen in Wahrheit Indierinnen sind? Jene beiden Völker wurden stetig mit einander verwechselt, selbst von sehr gebildeten Leuten. Noch die Encyklopädie von Ersch und Gruber (1840) behandelt vorsichtshalber beide Begriffe zusammen in einem Artikel. Und in Meyerbeers „Afrikanerin" (1865)*) erscheint die Hauptperson nicht wie eine Negerin, sondern geschminkt und kostümiert wie eine Indianerin, betet aber dabei mit den ihrigen zu Brahma. — So konnte es ein andermal, in Kaffkas Lustspiel „Die junge Indianerin" (1805), wieder eine Südamerikanerin sein; der Schauplatz ist statt England Spanien, wo man anscheinend nach des Verfassers Meinung noch mehr pikantes Gewürz verwenden darf. Nordamerikanerin wird die edle Wilde in Karl Fr. Scheiblers „Pocahuntas" (1781) (Anm. 13).

Statt nach Europa konnte man die Handlung auch von Amerika in die Südsee (Anm. 14) verlegen.

Ein letzte Möglichkeit endlich war die Hinzufügung der zeitlichen zur räumlichen Ferne. In Bodmers Epos „Colombona" (1752), das die Entdeckungsfahrt des Columbus schildert, gehört die ganze Liebe des Verfassers der jungen Lamisa, die den Spanier Bleda vom Tode rettet und folglich heiratet. In Schönaichs Drama „Montezum" (1763), ebenso wie in Zachariaes epischen Fragment „Cortez" (1767) nimmt die indianische Geliebte des Eroberers — hier Zares, dort Almeria — die Teilnahme des Lesers am stärksten in Anspruch.

Eine indianische Jungfrau steht auch im Vordergrunde aller jener poetischen Werke, die das entschwundene Reich der Inkas (Anm. 15) verherrlichen: Alzire, Zilia, Cora oder Ynti genannt. Hier hat endlich die Verklärung des Naturvolkes die Spitze erreicht: Das Volk des Inka ist nicht nur der Natur näher als seine europäischen Bedrücker, es ist ihnen auch überlegen durch seine friedfertige Kultur. Freilich ist ein Mensch, der naiv und zivilisiert zugleich ist, kaum vorstellbar, schwerlich darstellbar. So verflüchtigen sich denn alle Elemente der Anschauung, die Gestalten bestehen nur noch aus Gefühl und großen Gesten, die sie

von der antikisierenden Tragödie übernommen haben. An Amerika erinnert hier nichts mehr als der Name.

Auffällig ist bei allen diesen Dichtungen um die Indianerin der völlige Mangel an Männern. Selbst der Inka und seine Krieger scheinen die Waffen nur zum Schmucke zu tragen, nur unter Tränen ziehen sie das Schwert. — Hier mag in der Tat die weichere Gemütsart und die unmännliche Erscheinung der südamerikanischen Indianer, über die von Columbus an jeder Reisende berichtet hatte, auf die Literatur gewirkt haben. Wenn in einem Inkadrama ein männlicher Held auftritt wie Kotzebues Rolla (1795), oder wenn gar in Meißners „Diego de Colmenares“ (1792) eine Indianerin, statt empfindsam zu leiden, blutige Rache nimmt, so geschieht das zu einer Zeit, in der mehr die nordamerikanischen als die südamerikanischen Indianer für die dichterische Darstellung bestimmend sind. Bei diesen wog der weibliche Typ vor, bei jenen der männliche.

B. Der Indianer.

Das Klima Nord- und Südamerikas ist so verschieden wie das Europas und Afrikas, nicht weniger sind es die Menschen. Die körperliche Größe und Gewandtheit, der rauhe und kriegerische Sinn der nordamerikanischen Indianer mußte den Reisenden wert der Erwähnung, den Dichtern würdig der Darstellung erscheinen. — Edmund Spenser, dessen Freund Walter Raleigh 1585 Virginia gegründet hatte, fügte in das 6. Buch seiner „Faerie Queen“ (1609) die Gestalt eines „saluage man“ ein, der manchen Ritter an „cortesie“ beschämt, sodaß eine der Damen ausruft:

> "In such a saluage wight, of brutish kynd
> Amongst wilde beastes in desert forrests bred,
> It is most straunge and wonderfull to fynd
> So milde humanity, and perfect gentle mynd." (c. 5, 23.)

Dieser Mann, der so ganz anders ist als andere Wilde (c. 8, 35), sollte vielleicht eine Allegorie für Virginien sein; wenigstens



weist eine dunkle Andeutung, er sei aus edlem Blute (c. 5, 2), darauf hin.

Auch die Franzosen hatten ein Reich im nördlichen Kontinente gewonnen; ihre Dichter aber dachten an die neuen Untertanen ihres Königs erst, als jenes Land wieder verloren war: 4 Jahre nach der Abtretung Kanadas an England erscheint Voltaires Geschichte vom edlen Kanadier: "L'Ingénu" (1767). Auch dieser Hurone ist von edlem Blute, er entpuppt sich bald genug als ein Franzose, der in zartem Alter unter die Wilden geraten ist. So ist er als ein Harmloser aufgewachsen; er sagt, was er denkt, und tut, was er mag. Im kanadischen Kriege wird er von den Engländern gefangen und nach Frankreich entlassen. Mit den Europäern glaubt er genau so umgehen zu können wie mit den Wilden und Bären seiner Heimat. Das bekommt ihm schlecht. Er wandert in die Bastille; ein Mädchen, dessen Herz er gewonnen hat, muß seine Freiheit mit ihrer Unschuld erkaufen und stirbt vor Scham und Kummer. Der Kanadier wünscht sich zu den Kannibalen zurück: "On les appelle sauvages; ce sont des gens bien grossiers, et les hommes de ce pays-ci sont des coquins raffinés" (21,272). Endlich wird er Offizier in Frankreichs glorreicher Armee.

Dieses Werk ist ein sehr geschickter Wurf. Seit Montesquieus „Lettres Persanes" (1721) war es ja zur Mode geworden, Europa durch Reisende aus fremden Ländern im Sinne des Verfassers kritisieren zu lassen. Auch der Kanadier ist eine Verkörperung des „bon sens", aber eine, die höchst lebendig wirkt. Seine Erscheinung wird anschaulich geschildert: Ein schlanker Jüngling in kurzem Wams und schlichten Sandalen, das lange Haar kunstvoll geflochten; entschlossen und einnehmend wie sein Gesicht sind seine Handlungen. Das ist's: er h a n d e l t, wo die anderen reflektieren. Und ein zweites wirksames Moment: er ist der erste N a t u r m e n s c h unter den exotischen Kritikern Europas; denn bisher hatte man nur Angehörige fremder Kulturen schreiben lassen: Perser, Türken, Peruaner, Chinesen. Allerdings hatte Voltaire selbst schon früher eine ähnliche Figur geschaffen: den Quarteronen Cacambo im „Candide" (1759; 21, 546); später ließ er in der „Histoire de Jenni" (1775; chap. XIV, sq.) noch

einmal einen Indianer als Kind der „pure nature" handeln. All diese Gestalten sind Soldaten in dem Streit um den sittlichen Wert des Wilden; ein Streit, der in jenen Jahrzehnten durch Rousseaus Preisschriften (1749/50) aufs neue entfacht worden war. Gegen den Genfer wandten sich vor allem die Schule Buffons (Anm. 16), der die Natur Amerikas überhaupt als eine verwässerte, minder kräftige galt, aber auch bedächtige Skeptiker vom Schlage Wielands. Mit Rousseau gingen die ganze junge Generation und, weniger stürmisch, alle Anhänger des Glaubens an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur. Voltaire mochte wohl finden, daß der ganze Streit nicht über die Antithese hinausgekommen sei, die er schon 1736 in seiner „Alzire" (3, 267) geprägt hatte:

> **"L'Américain farouche est un monstre sauvage**
> **Qui mord en frémissant le frein de l'esclavage.—**
> **L'Américain farouche en sa simplicité,**
> **Nous égale en courage, et nous passe en bonté."**

Sein Hurone war der lebendige Beweis dieser zweiten Behauptung, ein anschauliches Bild zu den gestaltlosen Schwärmereien Rousseaus. So faßten ihn damals die jungen Menschen auf — l'Ingénu war Goethes Spitzname im Frankfurt der 70er Jahre —, so wurde er allen Gebildeten vertraut, zumal seit ihn Marmontel mit Grétrys Musik 1768 auf die Bühne gestellt hatte. An deutschen Nachahmungen fehlte es natürlich nicht: Zwei Schauspieler, Pleißner (1783) und Wieting (1786), haben aus der Oper je ein fades Lustspiel gemacht. Pleißner verlegt die Handlung nach Deutschland; dorthin hat ein junger Kaufmann von seinen Reisen den Wilden Akkum mitgebracht, damit er einem p.p. Publikum erzählen kann: „Wir leben so in Einfalt und Unschuld dahin, und ist die Vernunft schon hinlänglich, uns .... zurechtzuweisen." (18.)

Diese Nachahmungen entstehen in der Zeit nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, der in Deutschland dem Interesse für das rote Naturvolk durch in diesem Kriege hervorgetretene Erscheinungen wie die des Irokesenhäuptlings Josef Brand (Anm. 17) größere Lebhaftigkeit und Verbreitung gegeben hat. Lyrik und Prosaskizze wetteifern miteinander. Im „Lied

eines Wilden ... in Nordamerika" preist Krauseneck (1778) den Cannibalen als dem brudermörderischen Europäer überlegen. Das würdige Hinscheiden eines stolzen Sohnes der Wildnis malt Schubarts Uebersetzung eines englischen Gedichts „Der sterbende Indianer an seinen Sohn" (1774; G. 361); das gleiche Stück hat C. M. Kuh nochmals übertragen (1792; G., 257). Schillers „Nadowessische Totenklage" (1797; 11, 234) (Anm. 18) gibt eine ähnliche Szene; den Sterbegesang eines Häuptlings hörten wir dort, hier wird einem andern das Grablied gebracht. Proben indianischer Großmut erzählten Schink (1785), Herder (1797; 18, 261) und Sophie von La Roche (1798; „Erscheinungen am See Oneida", II, 91); mit den alten Deutschen vergleicht Jean Paul diese Wilden im „Hesperus" (1792; 6, 207); Fr. Leopold zu Stolberg endlich weissagt eine Revolution der Roten und ein kommendes Inkareich (1782; Zuk. 5, 250).

Ueberhaupt geht die Sympathie für die nördlichen Indianer auf die südlichen über: Jung-Stilling leiht dem Karaiben unbedenklich das majestätische Wesen des Huronen (Florentin v. Fahlendorn; 1783; 9. 140), Herder preist des Aztekenfürsten „Quatimozin" (1797; 29, 585) Standhaftigkeit im Leiden und schildert ein unvergleichlich glückliches Leben solcher Menschenkinder in der „Waldhütte" (1797; 18, 251). A. G. Meißner bringt es fertig, selbst barbarische Züge wie Tötung des nicht mehr wehrhaften Vaters durch den Sohn („Heldentugend am Oronookofluß"; 1785; 4, 218), Schwestermord aus Eidestreue („Das karaibische Denkmal"; 1792; 9, 19) und blutige Rache am untreuen Liebhaber („Diego de Colmenares"; 1779; 8, 138) groß und schön zu finden. Bürger gar singt ein jubelndes Cannibalenlied (1781; G. 319; allerdings mit Beziehung auf die Neuseeländer). — Das Theater ist in den 80er und 90er Jahren erfüllt von den Yarico-, Gurli- und Coradramen; ein Vorfahr des edelmütigen Rolla ist in Brühls Einakter „Das entschlossene Mädchen" (1785) der Häuptling Tongo. Hier wetteifern die Weißen und Roten an Edelmut, gewöhnlich aber schneidet bei Gegenüberstellungen der Europäer schlecht ab. So in den Sinngedichten von Kuh (1792; 1, 158, 249) und Pfeffel (1798; 8, 143), so bei

Seume, dessen Verserzählung „Der Wilde" (1801) diesem Gegenstand für Deutschland bleibende Form gegeben hat.

Dem Bilde des Indianers fehlen bei der Mehrzahl dieser Gedichte feste Züge. Der Unterschied zwischen nord- und südamerikanischen Roten ist unbekannt: Bald stellt sich uns ein Kannibale am St. Lorenzfluß, bald ein Hurone unter Kokospalmen vor. Damit ist auch über die Anschaulichkeit des Hintergrundes genug gesagt. Klar ist an diesen Menschen wieder nur die Art, zu fühlen und zu handeln, dargestellt: groß und edel sind sie im Denken und Tun, frei von Furcht aller Art, stark an Körper und Geist, unbeschwert vom Staube der Kultur. Dieser Hurone ist der Mensch, in den sich all die jungen freiheitsdurstigen Leute — es sind ja lauter Dichter der neuen Generation genannt worden — hineinwünschen. Farblos blieben die Bilder trotzdem; das lag am Stoff. Die Reisenden jener Jahre wußten ihre Eindrücke nur unvollkommen zu vermitteln. Sogar die Gelehrten (Anm. 19) arbeiteten mit unvollkommenem Material: Camper (za. 1770) setzt den Schädel des Nordamerikaners mit dem des Kalmücken gleich, und Blumenbach (za. 1776) klagt zwar über die „seltsamen Erdichtungen, die man von den charakteristischen Eigenheiten dieser Rasse verbreitet hat", doch unter den vielen Dutzenden seiner Schädelsammlung sind nur 2 Exemplare von Indianern. Auch das Bildmaterial (Anm. 19) der wissenschaftlichen Werke scheint sehr unvollkommen gewesen zu sein, wenn ein gebildeter Mann wie A. W. Schlegel noch 1817 gestehen kann, es habe ihm niemals gelingen wollen, sich „einen anschaulichen Begriff von den Eingeborenen Amerikas zu machen" (12, 522). In den illustrierten Ausgaben schöngeistiger Werke kann man Indianer sehen, die bald ein afrikanisches Profil (Brühl, Cooper) und Straußenfedern als Kopfschmuck (Brühl), bald asiatische Züge und Bärte (La Roche) zeigen. Die Inkas werden (wohl in Anlehnung an den Gebrauch der Bühne) in einem antikisierenden Kostüm dargestellt, nur das leicht gedunkelte Antlitz der Männer, die Sparsamkeit weiblicher Bekleidung und hie und da eine Feder erinnert an die Heimat dieser Leute. — Indianer selbst gesehen hat von den erwähnten Dichtern nur einer: Seume. Bei ihm kommt zu der Ueberlegenheit der äußeren Erfahrung eine Ver-

tiefung des inneren Erlebnisses: Er sehnte sich nicht nur danach, solch ein Mensch zu sein; er stand in Wahrheit jener erbärmlichen Zeit so stark und still und sich selber treu gegenüber, wie sein Kanadier dem europäischen Unwesen. So bedeutet diese Dichtung selbst dem Kunstwerk Voltaires gegenüber einen Fortschritt: fester in den Linien, frischer in den Farben steht nun die Gestalt des Wilden vor uns. Der feurige Jüngling ist ein Mann geworden, aber doch im Wesen geblieben, was er am Anfang war: „Ein Canadier, der noch Europens / Uebertünchte Höflichkeit nicht kannte."

C. Die Neger.

Gewalt hat ein zweites Naturvolk, die Neger, nach Amerika verpflanzt; darum ist auch das Leitmotiv aller Dichtungen, die sich mit den amerikanischen Mohren beschäftigen, Gewalt. Zwei politische Ereignisse lenken am Ende des 18. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit des Deutschen der Sklavenfrage zu: Der Freiheitskampf der Kongreß-Staaten Mitte der 70er Jahre, nach 1791 der Aufstand der Schwarzen auf Hayti. Zwei Bücher bilden Prolog und Epilog dieser Ereignisse: Raynals "Histoire des Européens dans les deux Indes" (1770) und Rainsfords „Geschichte der Insel Hayti" (dt. 1806).

Neger treten natürlich schon vorher in deutschen Dichtungen auf; von ihnen ist hier nicht zu reden. Daß die dunkle Hautfarbe ein äußeres Zeichen des finsteren Geistes ist, der die Schwarzen erfüllt, steht für hellere Völker, die mit jenen feindlich zusammentreffen, von vornherein fest. Europäische Dichtungen und arabische Märchen („1001 Nacht") stimmen in dieser Hinsicht völlig überein. Die Arbeitstiere auf den Antillen und schließlich die amerikanischen Neger überhaupt hatten nichts mehr an sich, was man hätte zu fürchten brauchen. So konnte sich ihnen früh ein billiges Mitleid zuwenden.

Das westindische Sklavenelend wird für Deutschland vielleicht zum erstenmale im „Schlesischen Robinson" (1723) geschildert; dort wird kurz erzählt, wie „Bukanier" (Seeräuber) einen Knecht

loskaufen, der aus Furcht vor seinem Herrn in den Busch entflohen war und sich dort 14 Tage lang von rohem Fleische genährt hatte. — Hiermit hebt eine reiche Folge von Gräuelgeschichten an. Voltaire weist gelegentlich (Candide, Chap. 19; 1759) auf die Not der Schwarzen hin; des Voltairianers Raynal Buch wird eine rechte Fundgrube einschlägiger Anekdoten. Die Sentimentalität seiner Parteinahme färbt auf alle ab, die von ihm abschreiben.

„Der Schwarze in der Zuckerplantage" stimmt im Wandsbecker Boten (1773; Claudius 1, 13) ein rührendes Klagelied an, von Krauseneck wird ihm ein gefühlvoller Liebessang in den Mund gelegt, 1776), bei Pfeffel erklärt er seine Gleichgültigkeit gegen einen Freiheitskrieg, der ihn in der Sklaverei läßt (1779; 2, 70), im „Göttinger Musenalmanach" richtet er einen Appell an das christliche Fühlen der Weißen (1783). — Die Rache eines gequälten Negers schildert Krauseneck in der kurzen Verserzählung „Zween Neger" (1778), Pfeffel wandelt in einem ähnlichen Falle die Vergeltung in hochsinnige Vergebung um (1796; P. V. VII, 120). Ein anderes Beispiel afrikanischen Edelsinns enthält eine Vademecum-Sammlung von 1778 (abgedr. A. D. B. 40, 112). — Der treu dienende Mohr ist in diesen Jahren auf dem Theater als Vertrauter beliebt: So Amilcar bei Favart ("L'amour à l'épreuve"; 1771), der Mohr im „Sturm und Drang" Klingers, Judi aus Albrechts „Engländern in Amerika" (1790), Kotzebues Kury („Papagei"; 1792) und Klährs Questo („Wer zuletzt lacht, lacht am besten"; 1817). — Als Helden großen Stils bringt den Neger 1786 Dalberg mit seiner Uebersetzung des Oroonoko-dramas auf die Bühne, das nach der Novelle der Aphra Behn (1688) von Southerne 1696 geschrieben und von Hawksworth 1759 den veränderten Forderungen der Bühne angepaßt worden war. Es ist die tränenreiche Geschichte vom Untergange eines jungen Negerfürsten, der als Sklave seine Geliebte Imoinda wiederfindet und sie nur durch den Dolch vor den frevelhaften Händen der Weißen bewahren kann. Schwarze Heroen gleichen Schlages haben jetzt das große Wort in allen Dramen, die sich mit dem Aufstande von 1791 beschäftigen. Schon 1792 stellt Döhner „des Aufruhrs schreckliche Folge" vor, Kotzebue beendet 1796

„unter tausend Tränen" sein historisch-dramatisches Gemälde „Die Negersklaven", dessen düsterem Schlußbild er liebenswürdigerweise für den Bedarf der Bühne ein helleres Duplikat beifügt. Imoinda und Oroonoko sind dort zu Marie und Omar, hier zu Ada und Zameo geworden. — 1797 schildert Herder in seinen „Negeridyllen" (18, 224) Beispiele von Grausamkeit und Güte gegen Sklaven, idyllischen Charakter trägt auch Hagemanns Schauspiel „Seliko und Berissa", eine Liebesgeschichte unter Schwarzen ohne tragischen Einschlag (1793). Von Grausamkeit und Treue der Neger erzählt J. J. Brückners Abenteuerroman „Graf Robert und sein Freund St. Michel" (1800), in dem sich Motive aus der Erhebung Haitis mit Erinnerungen an den ägyptischen Feldzug Napoleons (1798) und das Verschwinden des Weltumseglers La Perouses (1785) mischen.

Rainsfords Buch erregt noch mitten im Drang der Napoleonischen Jahre das Interesse für die Neger; vielleicht gerade wegen des Zusammenhanges der Ereignisse in Frankreich mit denen auf St. Domingo; war doch die Expedition dorthin seit Aegypten der erste Fehlschlag des Korsen. — Motive aus Rainsford verwebt 1810 der Hamburger Albrecht zu einer Erzählung „Scenen der Liebe in Amerikas heißen Zonen"; hier ist Moros Dolchstoß für Kiula nicht die Rettung vor der Schmach, sondern Rache eines Eifersüchtigen, der sie des Einverständnisses mit einem Europäer verdächtigt. Die Liebe zwischen einem Neger und einer Weißen hatte schon Döhner ungeschickt geschildert, mit reifer künstlerischer Kraft gestaltet Kleist (1811) die Geschichte der Neigung der Mulattin Toni zu einem flüchtenden französischen Offizier, dem Schweizer Gustav von der Ried. Tod sollte ihm wie allen weißen Gästen im Hause des grimmen Negers Congo Hoango die schöne Toni bringen, Liebe gibt sie ihm und hätte gern sein Leben erhalten, das Mißtrauen des Weißen aber stößt sie und ihn in den Tod. An Albrecht hat sich Kleist vielleicht in Einzelheiten angeschlossen, ihm wiederum ist Körner aufs engste gefolgt, der mit schwächeren Händen die Novelle einer dem Stoff nicht angemessenen dramatischen Form geopfert hat (1812); neu ist hier nur der nach Kotzebues Muster glückliche Schluß. Dennoch hat sich

sein „Toni"-Drama länger als ein Jahrhundert in der Gunst des Publikums erhalten.

In einer Hinsicht ist das Bild des Negers von dem des Indianers völlig verschieden: Jener interessiert immer als Einzelperson, selten wird er in der Umgebung seines Stammes gezeigt, oft erscheint seine Nationalität ganz vergessen; die Neger sind stets als Masse gedacht; jeder einzelne ist nur Vertreter des gemeinsamen großen Leides. So spiegelt die Dichtung die Weise wieder, in der diese Naturmenschen dem europäischen Reisenden entgegentraten: der Rote als Einzelgänger auf Märkten und in Wäldern, die Schwarzen als Arbeitermassen der Plantagen. Jenseits dieses Unterschiedes zeigt sich große Aehnlichkeit der Entwickelung: der anfangs eigenartarme Gefühlsmensch bekommt immer mehr bestimmte Züge, freilich nicht in organischer Entwicklung, sondern durch einfache Herübernahme; aus dem orientalischen Phantasiekreise stammt der schwarze Vertraute, aus englischem Schrifttum der königliche Sklave. Diese beiden Figuren, auf die des geduldig leidenden Liedersängers folgend, bezeichnen auch hier einen Uebergang vom passiven zum aktiven, männlicheren Typ. Noch Oroonoko handelt nur aus Notwehr; Congo Hoango aber mordet, weil ihm die Rache fürchterliche Lust ist. Aehnlich unterscheidet sich die stets tugendsame Zmoinda von Toni, die unbedenklich morden hilft, bis Leidenschaft ihr es anders gebietet. Kleist besaß freilich keineswegs mehr Kenntnisse als die anderen (die Namen seiner Neger verraten das), doch er konnte diesen Menschen das starke Empfinden seines gequälten Herzens geben, dies St. Domingo so düster malen, wie ihm die Welt erschien. Seine Gestalten sind von einer inneren Wahrheit, die keine der anderen Dichtungen erreicht.

Ueber das Aeußere der Schwarzen ist meist wenig gesagt, obwohl doch die seit den Kreuzzügen gereifte Kenntnis von ihnen sicherlich mehr wußte als über den Indianer. Alle gelegentlichen Aeußerungen verraten denn auch fast durchweg Vertrautheit mit Erscheinung und Sitten der Afrikaner. Vielleicht durften die Dichter beim Publikum ähnliches Wissen vermuten; jedenfalls aber verband sich hier mit der Schilderung nicht der Wunsch, selbst der Geschilderte zu sein. Dieses ist auch der zweite, stärkere Grund

für das Fehlen scharf umrissener Einzelpersonen in der Gesamtheit der Schwarzen. Diese bildet gegenüber jenem lichten Bilde des Indianers nur den Hintergrund, vor dem die düstere Figur des Europäers noch dunkler erscheint.

---

2. Der Staat der neuen Welt

A. Kolonien.

Aus Eroberern und Kaufleuten sind die Europäer in der neuen Welt zu seßhaften Kolonisten geworden; der Kaufmann und der Pflanzer sind daher die beiden Arten von Weißen, die auch das erträumte Amerika beleben.

Der Mann, der auf den neuen Inseln „Fortun gemacht" hat, war vielleicht dem 17. Jahrhundert sympathisch erschienen; seit dem aber das Interesse für seine Gegenspieler, die bedrückten Naturkinder, erwacht ist, verdunkelt sich sein Bild mehr und mehr. Das Lob der Wilden wird bei Montaigne, Spenser, Wernicke und Steele notwendig zum Tadel des Weißen; Steeles Inkle, der seine farbige Lebensretterin Yarico als Sklavin verkauft und das Geständnis ihrer Mutterschaft nur zu einem Preisaufschlag benutzt, ist zum sprichwörtlichen Vertreter europäischer Habsucht geworden. Er ist ein Mensch, der keinen Wert kennt als das Geld, der um Geldes willen vor keiner Lüge und keiner Untat zurückschreckt. „Inkle" heißt „Zwirnband" und heißt auch „leeres Versprechen"; ein schäbiger Kaufmann und Lügner zugleich ist der Träger dieses Namens. Seiner schönen Larve verfallen die arglosen Kinder einer sanfteren Natur; er stößt sie ins Elend und fährt hohnlachend davon, um den Preis seiner Schandtat sicher in der Heimat zu genießen.

Zwang allein kann zunächst den Europäer an der Rückkehr verhindern: Schiffbruch oder Aussetzung. Ein Mann auf einer Insel; das ist die Form, in der für die Dichtung der schweifende Abenteurer zum Ansiedler wird; so bei Grimmelshausen (1670), so bei Defoe (1719). Das Schmerzhafte dieser Weltabgeschiedenheit wird freilich immer weniger empfunden. Robinson fühlt

Heimweh, die von ihm auf seiner Orinoco-Insel angesiedelten Männer aber nur noch das Behagen des neuen Zustandes. Schnabel schließlich hat in seiner Kolonie auf der Insel Felsenburg Menschen geschildert, die, der verdorbenen Welt bewußt, die Einsamkeit vorziehen.

Durch diese Begrenzung ergibt sich zugleich eine im übrigen unbeschränkte Freiheit; der Wille eines oder mehrerer Gefährten ordnet sich dem des Einen unter, keine Robinsonade seit dem „Simplicius" kennt es anders. Die zunächst heilvolle Schrankenlosigkeit solcher Herrschaft schlägt zum Schlimmen aus, sobald nicht mehr Not, sondern Gier nach besserer Ausbeutung Ursache der Niederlassung wird. Als unmenschlicher Despot erscheint der Pflanzer, unter dessen Peitsche die Neger der Zuckerplantagen robotten, als räuberischer Eindringling und ungastlicher Rohling der Farmer an der Indianergrenze.

Daraus, daß meist moralische Zwecke mit solcher Schwarzmalerei verfolgt wurden, erklärt es sich, daß bald auch lichte Gestalten weißer Rasse an die Seite der Bösewichter treten. Wenn die unter Gesetzen lebenden Menschen schlecht sind, so muß Güte wohl außerhalb des Gesetzes zu finden sein: Die Seeräuber vertreten im Anfang die Sache der bedrückten Unschuld; so im „Schlesischen" (1723) und „Amerikanischen Robinson" (1724). Dann erscheinen einzelne Weiße, die Vertrauen und Liebe einzelner Farbiger zu gewinnen wissen: Voltaires „Candide" (1759), Klingers Kapitän („Sturm und Drang"; 1776), Kotzebues Georg („Papagei"; 1792) und alle, die neben einem treuen roten Freunde oder schwarzen Diener stehen. Selbst Inkle wird von Geßner und anderen mit mannigfachen Künsten gerechtfertigt und seiner Yarico zu einer dauernden Schäferidylle wiedergegeben. — Die Figur des Kolonisten hatte im Anfange keine Flecken gehabt; Robinson ist kein Tugendheld, aber Mensch guten Willens. Neben ihm stehen bei Defoe Spanier als Vertreter guter, Engländer als Beispiele schlechter Gesinnung unter den Ansiedlern. Neben Inkle erscheint gern ein Weißer als Retter der bedrohten Unschuld: so bei Geßner der heilsam strafende Gouverneur, so bei Champfort der väterlich ratende Quäker Mawbrai. Gegenüberstellungen ähnlicher Art finden sich in allen Dichtungen, die vom Pflanzer-

leben erzählen; der edle Gouverneur und der grausame Vizegouverneur in Dalbergs „Oroonoko"-Drama zeigen die letzte Formulierung dieser Auffassung: In Wirklichkeit ist der Wille der weißen Rasse gut, nur minderwertige Elemente, die sich zeitweilig in den Vordergrund drängen, führen ihn vorübergehend zum Schlechten.

Der Nationalität nach sind diese Europäer meist Engländer, seltener Franzosen, Spanier merkwürdigerweise nur in Einzelfällen (Anm. 20). Besonders die Vertreter des Guten aber zeigen wenig von den Zügen nationaler Eigenart, mit denen damals die dichterische Phantasie Engländer und Spanier auszeichnete. Diese lichten Figuren sind im Grunde gute Deutsche jener empfindsamen Zeit. In der Tat haben ja damals Deutsche als wahre Christen unter Negern und Indianern gewirkt: die Herrnhuter. Ihr Beispiel und ihre Nachrichten mögen bei manchem Dichter bestimmend gewesen sein für die Zeichnung von Menschen, die als Christen an ihren farbigen Brüdern handeln. Zeugnisse solcher Auffassung finden sich in den Gedichten Zinzendorfs (1738/41; 128, 161, 287) und in Stücken wie der Reimepistel des Herrnhuters Gregor (1771), die Goethe als Vorlage für seinen Versbrief an Silvie von Ziegesar diente (1808; W. A. J., 4, 236). Besungen hat das Wirken deutscher Auswanderer Friedr. Leopold von Stolberg noch vor dem Unabhängigkeitskriege (1774; 1, 54).

Fremdlinge bleiben alle diese Europäer in der neuen Welt, selbst als Kolonisten. Auch der Quäker Mawbrai, den Champfort (1764) auf die Bühne stellt, ist ein Engländer. Die gemeinsame Siedlung auf dem Boden des Gegenkontinents schafft aus den Vertretern der verschiedenen Nationen für die Phantasie keine Einheit. Auch in den letzten Jahrzehnten des Säkulums läßt man Engländer, Franzosen und Spanier in den Regionen der neuen Welt auftreten, zumal als Sklavenbedrücker. Alle günstigen Züge aber hat nun eine neue Gestalt übernommen, die erst durch den Freiheitskrieg der 13 Kolonien denkbar geworden ist: der Amerikaner.

B. Die Revolution.

Die Entwicklung des Steuerstreits der 13 englischen Kolonien in Nordamerika zu einem Kampf um Leben und Freiheit verfolgte das deutsche Bürgertum mit einer Anteilnahme, wie sie vorher kaum irgend ein Krieg in Deutschland selbst hervorgerufen hatte. In allen erwachte ein unbestimmtes Gefühl, daß hier etwas unerhört Neues, auch für Europas Zukunft Entscheidendes geschah. Die Freunde der bestehenden Ordnung vergaßen vor Empörung alle Haltung und beschimpften die nie gesehenen „Rebellen" maßlos, die Unzufriedenen aber machten die Sache der Bürger, die der Willkür eines Fürsten sich widersetzten, zu ihrer eigenen. Der Aufstand der Kolonien ward zum Signal der bürgerlichen Revolutionen, die in den nächsten fünfzig Jahren Europa erschüttern sollten.

Die Küste Virginiens, die bisher fern irgendwo im Weltmeer hinter England gelegen hatte, war nun mit einemmale ganz nahe gerückt, sie bildete den Gegenstand täglicher Gespräche (Anm. 21). Stoff dafür lieferten reichlich die Zeitungen (Anm. 22), denen zum erstenmal ein politischer Vorgang fast zensurfrei zur Erörterung stand. Selbst in die Spalten der literarischen Zeitschriften, des „Teutschen Merkurs" und des „Deutschen Museums", sogar der „Allg. deutschen Bibliothek", dringt die Politik; nicht weniger bemerkbar macht sie sich in den Briefen der Zeitgenossen. Und wie die Alten droben für und wider stritten, so spielten die Kinder auf der Straße Engländer und Bostonianer. — Gesteigert wurde die Teilnahme noch durch jenes höchst unwürdige Eingreifen deutscher Fürsten in den überseeischen Krieg: den Verkauf von 30,000 Soldaten an England, unter dessen Fahnen mehr als ein Drittel dieser Fremdenlegion in der Ferne geblieben ist.

Die Parteinahme zeigt sich durch Ort, Stand und Alter bedingt. In Schwaben, am Rhein und in Hamburg äußerte sich die Begeisterung für die Republik am lebhaftesten, lediglich englandfeindlich war man in Preußen, englandfreundlich dagegen in Hannover, wo der gefürchtete Professor Schlözer, einer der ersten Gelehrten und der führende Journalist jener Jahre, wider die Rebellen donnerte. Ueberhaupt hielten die Männer der Wissen-

schaft das Unrecht der Kolonien für bewiesen, die Laien aber folgten weniger dem Buchstaben der Gesetze als dem eigenen Rechtsempfinden. Dazu waren natürlich eher als die Alten die Jungen geneigt, denen der Kopf erfüllt war mit Rousseaus wilden Sätzen und die Brust voll von Sehnsucht nach Freiheit und Natur; unter dieser Jugend aber am feurigsten die Dichter, in deren Phantasie das erhoffte neue Weltalter schon lebendig war. — Zum erstenmale entsteht eine politische Lyrik, die nicht nach Hofinteressen orientiert, sondern wirklich Aeußerung innersten Fühlens ist.

Gereimte Berichte im Stil der alten Flugblätter werden im Lande verbreitet, so „Ein neues Lied von Amerika" (Ditfurth, 2, 4; 1773): „Wie die Zeitungen berichten,/Hört man von Amerika,/ Daß sie dort viel Aufruhr stiften/Und ein Krieg darüber nah." Lieder voll billigen Trosts und großer Versprechungen übt man den verschacherten Soldaten ein; so singen die Braunschweiger (Ditfurth, 2, 5; 1776): „...Silber und Gold, Gut und Geld/ Was man suchet in der Welt,/ Findt man in Amerika!" und die Hessen (Ditfurth, 2, 8; 1777): „...das rothe Gold/ Das kommt man nur so hergerollt!", und in einem dritten Liede heißt es: „...nun aber erwartet uns Ehre und Gold" (Ditfurth, 2, 7) (Anm. 23). Der Ansbachische Feldprediger J. C. Heim schreibt den aufbrechenden Truppen einen „Gesang nach Amerika" (1777) in dem von Klopstock für das Deutsche gewonnenen und durch Gleims Grenadierlieder volkstümlich gewordenen Versmaß der „Chevy-chase". Krauseneck kleidet seinen „Feldgesang eines teutschen Grenadiers in Nordamerika" (1778; S. 177) in das gleiche Gewand; ähnliche Weisen sind nach dem Tagebuche des Soldaten Döhla auch während des Feldzugs gesungen worden (Americana Germanica 1, 3, 85, Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter XIX, 225). — Weniger freudig klingen Lieder, die den entfernten Soldaten und ihren Lieben von Dichtern in den Mund gelegt werden so Fr. Leopold zu Stolberg „Lied eines deutschen Soldaten in der Fremde" (1775; 1, 73), Krausenecks „Abschied eines Teutschen von seiner Geliebten beim Feldzuge nach Amerika" (1777; S. 99), Weppens „Klage einer Hessin bei dem Abschiede ihres Geliebten" (1778; S. 352) und die „Abendphantasien eines Hessen in Ameri-

ka" (1780; Goedecke 1, 785). — Bald aber wandelt sich die Klage in ernsten Tadel und bitteren Spott, leise in Niemeyers Warnung „An Deutschland" im März 1778 (22, 36), laut in Pfeffels „Lied eines Negersklaven" (1778; 2, 70): „Wohl Dir, liebes Afrika, / Nun behältst Du Deine Kinder, / Schon verkauft Germania / Seine Söhne wie die Rinder." Die Tadler mehren sich mit dem unglücklichen Ausgang des Feldzuges: 1782 erscheint Göckingks Gedicht „Golddurst" (3, 112); 1783 verwerten das gleiche Motiv Boie zu einem Spruch „Kunz und Hinz", Pezzl in dem Roman „Faustin" (216) und Schiller für sein Trauerspiel „Kabale und Liebe" (3, 388). Noch später (Anm. 24) finden sich Verurteilungen dieses durch deutsche Fürsten getriebenen Menschenschachers in aufklärenden Schriften wie Herders „Humanitätsbriefen" (1797; 18, 211) und Engels „Fürstenspiegel" (1798; 3, 154).

Klagelieder legt man den deutschen Söldnern, heldenhafte Gesänge aber den Aufständischen in den Mund. Im „Teutschen Merkur" erscheint 1775 (3, 105) das „Lied eines jungen Engländers in Amerika", der über sein zartes Alter klagt, dem Waffendienst noch nicht erlaubt ist, Schubart fügt seiner „Deutschen Chronik" im gleichen Jahre das „Freiheitslied eines Kolonisten" (Ged., 193) ein, dessen Strophen wiederum im feurigen Gang der „Chevy-chase" schreiten; dasselbe Maß verwendet das „Kriegslied eines Provinzialen" von Göckingk (1782) und ebenso das „Lied einer Amerikanerin" (Cit. n. Gallinger, 64), die ihre Liebe nur dem Verteidiger des Vaterlandes verheißt. — Die Menschlichkeit in der Führung dieses Feldzuges konnte Klopstock noch 1780 mit seiner Ode „Der jetzige Krieg" (O., 20) feiern: „... Du bist die Morgenröthe / Eines nahenden großen Tags!" Dieser Prophezeiung gab Schubart begeistert (1774, 1789; W. 6, 159; 7, 165) und widerwillig Wekhrlin (1781; Am. Germ. 4) Ausdruck in politischen Horoskopen, deren Prosa schon poetisch genug ist; Friedr Leopold zu Stolberg unternahm es dann mit seiner „Zukunft", in wohlgefügten Hexametern ein solches Horoskop zu stellen, nach dem die kommende Zeit in hohem Grade unter amerikanischem Einfluß stehen werde. Am lautesten läßt solche Töne erklingen eine 1783 in der „Berliner Monatsschrift" erschienene alkäische Ode „Die Freiheit Amerikas" (Zeitschrift für deutsche

Kulturgeschichte 3, 488) (Anm. 25), die den „Herkules Washington" preist, der gelehrt hat, die Despotie „das Scheusal, / Mutig in jeglicher Zone fällen", über die rühmliche Beendigung des „edlen Kampfs für Freiheit und Vaterland" jubelt und endlich die neue Welt in Worten schildert, die besser, als andere es vermöchten, die Summe der Vorstellungen jener Dichter wiedergibt:

„O Land, dem Sänger theurer als Vaterland!
Der Sprößling deiner Freiheit steigt schnell empor
Zum Baum, in dessen sicherm Schatten
Ordnung und Recht und Gesetz gedeihen.
Dein Schiffer deckt die Meere, die goldne Saat
Füllt deine Fluren, Tugend und Treue blühn;
Der Miethlingssklave sieht's und staunet, ...
Segnend die bessere Hemisphäre,
Wo süße Gleichheit wohnet, wo Adelbrut,
Europens Pest, die Sitte der Einfalt nicht
Befleckt . . .
. . . Euch singt noch oft mein schüchternes Saitenspiel,
Hellenen unsrer Tage, der Fabelzeit
Erstandne Helden, kühn und bieder,
Arm, aber frei; ohne Prunk, doch glücklich!"

Großartige Worte, aber wenig Anschauung. Nach ihren Gefühlen und Handlungen werden die Bürger der neuen Welt beurteilt.

Ueber diese Taten konnte man freilich auch anderer Meinung sein; das beweist Schlözers herbe Kritik dieses Gedichtes (1783; St. Anz. 4, 140), die den „edlen Kampf für Freiheit und Vaterland" als „für Hancock und Contreband" travestiert, das beweist ein Gedicht in K. P. Moritz' „Anton Reiser" (1786; 3, 153) und ebenso Wekhrlins Ode „Ueber die Insurgenten" (1780; Am. Germ. 4), in der dieses Mannes ganzer Abscheu vor einer Nation, die „mäßig aus Schwachheit, nüchtern aus Mangel" ist, zum Ausdruck kommt und in die Prophezeiung ausbricht: „Menschlichkeit! Einst dörftest du erleben, / Daß dieser begeisterte Pöbel, / Von einer wilden Freiheit betrunken / Deine größte Geisel wird." Nicht weniger skeptisch, aber ohne diese frei nach Buffon vorgetragene Gelehrsamkeit spricht den Epilog zu dem lyrischen Sturm dieser Jahre wiederum das Flugblattlied (D; II, 32; 1783): „Es

kann nicht sehr lange währen, / Republiken dauern nie — / Also gibt's uns kein Beschweren — / Letztlich kommt doch Monarchie."

C. Amerika.

Nach Friedensschluß entfalten sich im Roman und im Drama die Vorstellungen, deren erste, unentschiedene Gestalt die Lyrik gezeigt hatte. Europas Soldaten kamen nun zurück, die Köpfe erfüllt von Gedanken, deren Recht sie jahrelang umkämpft hatten. Nicht nur die Verbündeten der Sieger — an deren Spitze Lafayette, der Bannerträger bürgerlicher Freiheit, in deren Reihen St. Simon, der kommende Prophet der proletarischen Bewegung, heimkehrten —, auch die deutschen Söldner waren voll Bewunderung für die freigestrittenen Staaten. Zwar: die Begeisterung der Amerikafreunde in der Heimat bedurfte kaum noch einer Steigerung, wohl aber die Deutlichkeit, mit der man sich den Gegenstand dieser Empfindung vorstellte. 1786 reiste Lafayette durch Deutschland; man drängte sich, den Herold der Menschenrechte zu sehen. Schriften, die vom nordamerikanischen Freistaat erzählten, fanden eifrige Leser: Von 1770 bis 1800 zeigt die damals größte Bücherschau des Reichs, Nicolais „Allgemeine deutsche Bibliothek", 42 Reisebeschreibungen und 59 geographische oder historische Werke, die sich mit Amerika beschäftigen, an; besondere Zeitschriften (Anm. 26) sammeln Material für dies Wissensgebiet, dessen umfassende (freilich unvollendete) Bearbeitung der Hamburger Professor Chr. D. Ebeling 1793—1803 unternommen hat. Besondere Aufmerksamkeit erregen die Bücher, deren Verfasser selbst Amerikaner sind, besonders die Briefe Washingtons (übs. 1796) und die des Hector St. John de Crevecoeur (übs. 1784 und 1788) (Anm. 27). Das Buch des letzteren hat für viele zum erstenmale vollgültig die Frage beantwortet, was denn eigentlich ein Amerikaner sei. Diese Frage umschreibt auch das für die Amerikadichtung jener Zeit wichtigste Problem.

An eine vorhandene Vorstellung muß jede neue anknüpfen: Voltaires „Ingénu" hatte sich als Franzose entpuppt; ähnlich zeichnet Cumberland seinen „Westindian" (1771) * als einen

Londoner Kaufmannssohn, der, ohne von seiner Herkunft zu wissen, in Jamaica erzogen worden ist. Dieser Westindier trägt die Haare nicht mehr geflochten, kein kurzes Wams und indianische Sandalen; aber im Reden ist er an Offenheit und Frische, im Handeln an Mut und Edelsinn dem Huronen ebenbürtig. Hier also ist ein Weißer, der sich als solcher fühlt, aber trotzdem ein Sohn der jungfräulichen westlichen Heimat seiner Kindheit geblieben ist. Für die deutsche Bühne wird diese Gestalt durch J. J. Bodes Uebersetzung * und F. L. Schröders Darstellung gewonnen (1792), groß und dauernd ist der Erfolg. Neu bearbeitet wird dieses Lieblingsstück das Publikums 1810 von Reinbeck (W. 6) und 1815 von Kotzebue (33, 27) für das Theater an der Wien. Der Westindier Belcour, der den Stolz des Engländers mit der Natürlichkeit des Wilden vereint, ist **der erste Amerikaner auf der deutschen Bühne.**

Engländer, aber erfüllt von einem wilden Drange nach natürlicher Freiheit, sind auch die Menschen, denen Klinger in seinem Drama „Der Wirrwarr" auf dem Boden Amerikas ein Erleben hat zuteil werden lassen, das Christian Kaufmann, der Genieapostel, beim Hören mit den dunklen Worten „Sturm und Drang" bezeichnete; dieser neue Titel ist dem Stücke geblieben. Klinger hat dies Drama 1776 hingesetzt, während er selbst alle möglichen Wege versuchte, um als Offizier, gleichgültig auf welcher Seite, zu der „Campagne (Anm. 28) nach Amerika" zu kommen. Aus Lust an der freien Welt und am wilden Kriege sind auch die beiden Helden seines Dramas, Carl Bushy und Harry Berkley, nach Amerika gegangen, aber alte Feindschaft ihrer Familien stellt sie dort, ähnlich den brudermörderischen Nationen, haßvoll gegeneinander. Der gemeinsame Kampf für die Freihet, daneben Liebe und günstige Zufälle führen zur Versöhnung und machen die beiden fähig, ein glücklicheres Leben im neuen Lande zu beginnen. Ernst und würdig steht neben den jungen Freiheitskriegern der alte, Berkley, der Kongreßgeneral, Harrys Vater. — „Die Engländer in Amerika" könnte das Stück auch heißen; und in der Tat hat unter diesem Titel J. F. E. Albrecht eine ganz ähnliche Handlung 1790 dramatisch gestaltet. Die Rolle Berkleys spielt hier ein würdiger alter Plantagenbesitzer Fant; auch sein Sohn

(der allerdings unter britischer Fahne dient) heißt Harry. Nicht unwürdig steht diesem Paar der englische General d'Alton nebst seinem Sohne gegenüber, der wie Klingers Carl unter einem fremden Namen dient.

Klinger mag bei der Zeichnung seines Berkley an Männer wie Putnam und Washington (Anm. 29) gedacht haben; Fants Figur ist zweifellos bestimmt durch die Vorstellungen, die man damals in Deutschland von der „Gesellschaft der Freunde" und ihren Niederlassungen in Pennsylvanien hatte. Auf der deutschen Bühne war schon mit der Uebersetzung von Champforts „Jeune Indienne" die Figur des Quäkers erschienen; vertraut wird sie den Dichtern nun durch die Beschäftigung mit der Persönlichkeit Franklins, der 1766 in Deutschland gewesen war, und dem Buche des H. St. John. Franklin haben Gedichte von Schubart (1788; W. 8, 233) und A. v. Klein (1793; 178), sowie die Säkulargesänge von A. W. Schreiber, Z. Werner und J. J. v. Gerning gefeiert (Sauer, Säk. 28, 42, 91), am lautesten hat Herder den „Weisen von Philadelphia" (Anm. 30) gepriesen (1793; 17, 4). Herder hat auch aus den Briefen St. Johns den Stoff zu einer Verserzählung genommen, in der ein Quäker, Walter Mifflin, als Sklavenbefreier auftritt: „Der Geburtstag" (1797; 18, 224) (Anm. 31). Walter Mifflin ist 15 Jahre später (1812) von Kotzebue zum Helden eines Dramas „Die Quäker" gemacht worden, in dem sich ähnlich wie bei Albrecht der würdige Pflanzer und Englands General gegenüberstehen; der Sohn des Generals macht hier mit seiner Zügellosigkeit eine sehr schlechte Figur neben Mifflins Sohn Eduard. — Allzugroße Würde freilich wird leicht als lächerlich empfunden; so kann schon 1791 Bösenberg in seinem Einakter „Die amerikanische Waise" den Vertreter der traditionellen Rolle des alten Vormunds, der eifersüchtig sein Mündel bewacht, nennen: „Mifflin, ein alter Philosoph und Astronom". Im gleichen Jahre wird ins Deutsche übertragen ein englisches Lustspiel der Susanna Centliore, „Die vier Vormünder" (1706), in dem ein bigotter und beschränkter Quäker eine komische Rolle spielt.

Englischen Typ zeigen auch die Frauen dieser Stücke: Jenni bei Klinger und Bösenberg, Liddy bei Albrecht, Maria bei

Kotzebue. Auch sie bewahren den natürlichen Sinn und den raschen Mut der Wilden: Am stärksten in des Grafen A. F. v. Brühl Einakter „Das entschlossene Mädchen" (1785) die Miß Betsi, die ihren indianischen Geliebten Tongo durch Mut und rasches Handeln dem Tode entreißt. Ein Motiv, das der Oper nicht entgehen durfte: C. W. Contessa hat 1816 das Libretto geschrieben.

Der friedliche, männliche Pflanzer und die frische, lebhafte Amerikanerin sind nun die Vertreter Amerikas gegenüber dem in dieses Land gesandten Offizier, für den die Hand der fremden Schönen zur reizendsten Verbindung mit der fremden Welt wird. In dieser Weise stehen in Babos Lustspiel „Die Winterquartiere in Amerika" (1778) der Kolonist Frank, seine Tochter Wilhelmine und der Hauptmann von Bernau nebeneinander, ebenso in Weppens Lustspiel „Der hessische Officier in Amerika" (1783) der Farmer Eduard, seine Schwester Betty und der Lieutenant Feldberg. Feldberg kehrt mit seiner Kriegsbraut nach Deutschland zurück; einen deutschen Offizier mit seiner amerikanischen Frau auf deutschem Boden zeigt Bretzners Lustspiel „Das Räuschgen" (1786). Als halber Amerikaner erscheint hier der zurückkehrende Major Busch seinen Landsleuten; den gleichen Eindruck machen der Oberst Plettenberg in Lenz' „Waldbruder" (1776; 5, 126) und der alte Seldorf in Therese Hubers Erzählung „Die Familie Seldorf" (1795; Erz. 1830 III, 1); bis zur Lächerlichkeit treibt sein Amerikanertum der ehemalige Kapitän eines Kaperschiffes, Alexander Falkenklau, in des jüngeren Stephanie Lustspiel „So muß man Füchse fangen" (1786; VI, 3). — Halbe Amerikaner sind auch die Kaufleute, die wie Merciers „L'habitant de Guadeloupe" (1782) von den reichen Inseln mit gefüllter Börse heimkehren, deren Inhalt sie zunächst verheimlichen und dann zur Belohnung der Tugend und Bestrafung des Lasters verwenden. Reinbeck versucht als erster, diesen Stoff für die deutsche Bühne zu gewinnen (1796 „Der Virginier"), nach ihm Kotzebue (1798 „Die Verwandtschaften"). Daß ein von drüben Kommender notwendig reich sein müsse, ist über jeden Zweifel erhaben. Zwar während des Krieges waren Soldatenbriefe und gelehrte Betrachtungen voll von Klagen über den elen-

den Wechselkurs und die geringe Kaufkraft des Papierdollars gewesen; der wirtschaftliche Aufschwung des Freistaates nach dem Frieden erneuert aber rasch die alte Meinung, daß auf amerikanischer Erde das Geld leichter gedeihe.

Die Handlung dieser Stücke: das Erscheinen eines reichen Fremden auf dem Boden der alten Welt brauchte nur mit dem Charakter des englischen Amerikaners verbunden zu werden, um eine letzte Möglichkeit der Gruppierung zu zeigen: einen **wirklichen Amerikaner in Europa**. Nach England hat Bösenberg diesen Vorgang in seinem Schauspiel „Großmuth und Liebe" (1792) verlegt; der hochherzige amerikanische Farmer und Offizier „Sir" Manly bringt durch Geld und gesunden Verstand eine sehr europäisch verwirrte Handlung in Ordnung. Auf deutschem Boden zeigt den „Amerikaner" ein von R. G. Brämer nach dem Italienischen des Federici bearbeitetes und unter dem Namen des Schauspieldirektors Wilhelm Vogel herausgegebenes Lustspiel (1799). Wilhelm Lips aus Labrador ist nach Deutschland gekommen, um sich eine Frau zu holen, so wie man sich eine Ware holt. Er findet diese Ware auch, aber nicht, ohne daß sein Herz gesprochen hat; ein anderes, ihm von ihrem geldgierigen Vater ursprünglich bestimmtes Mädchen vereint er natürlich mit dem Manne ihres Herzens. Eine solche Erscheinung mußte bei dem empfindsamen Publikum reichen Beifall (Anm. 32) finden.

Bei dieser letzten Zusammenstellung wird das Bild des neuen Menschen am deutlichsten gezeichnet; von dem vertrauten Hintergrunde hebt sich die fremdartige Figur klar ab. Dieser ehrliche Kaufmann mit seinem klaren Verstande, seinem geraden Sinn und einfachen Sitten ist von gleicher Art wie die Berkley, Fant und Mifflin. Diese Amerikaner vereinigen die Tugenden der Wilden mit den Vorteilen der Kultur: edlen Mut und unbefangene Ehrlichkeit mit planmäßigem Handeln und vernünftiger Bildung. Ihre Söhne sind englische Vettern des „Ingénu", ihre Töchter gehören ebenso zu Clarissas wie zu Yaricos Verwandtschaft. Die eigentlichen Vertreter des neuen Staates aber sind die würdigen Glieder der **gereiften männlichen** Generation, ideale Bürger, in denen alle Eigenschaften des sorgenden Hausvaters

und tätigen Menschenfreundes mit der heiteren Unbefangenheit einer unverdorbenen Natur vereint sind. Gesichtsbildung und Kleiderschnitt dieser Leute stellte man sich in englischen Formen vor; mit einer Abweichung: der Oberst Manly sowohl, wie Wilhelm Lips tragen eine lange, bis zu den Knöcheln reichende Hose.

Das Bild dieser neuen Menschen wird von keinem Schatten getrübt. Alle Schandtaten, die gegen Indianer und Neger in gleichzeitigen Dichtungen verübt werden, führen Europäer aus; oft ist der edle Amerikaner dem schurkischen Europäer ausdrücklich gegenübergestellt. Den Versuch, auch einen üblen Sohn des jungen Landes vorzuführen, macht allein Weppen in seinem „Hessischer Offizier", er stellt neben den edlen Farmer Eduard einen Doktor Stambold, der in Europa Bartputzer gewesen ist und jenseits des Wassers nun asa foetida, sein Allheilmittel, in Dollars verwandelt. Er ist der erste Vertreter des Allzuamerikanischen.

So wenig Dunkel bei so viel Licht — und dann der Gedanke: Hinter den Hügeln dieses Kulturlandes wohnen die wilden Söhne der freien Natur — das mochte wohl gar Manchem den Wunsch erwecken, die Heimat solcher Menschen mit eigenen Augen zu schauen.

Die Auswanderung ist der zweite große Gegenstand der Amerikadichtung jener Tage. — In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts waren seit den Tagen der Welser zum erstenmale nicht nur von der Not gestoßene Bauern und Kleinbürger, sondern auch zielbewußte Kaufleute wie Peter Hasenclever (1764) und Joh. Jakob Astor (1783) (Anm. 33) in die neue Welt hinübergegangen, nicht ohne den Erfolg ehrlicher Arbeit zu gewinnen. Deutsche Offiziere wie Steuben und Kalb hatten im Unabhängigkeitskriege auf wichtigen Posten gestanden. Briefe, Tagebücher (Anm. 34) und mündliche Berichte der deutschen Soldaten sprachen von großen Möglichkeiten in dem neuen Lande. Was Wunder, wenn die Zahl der Auswanderer zunahm; was Wunder, wenn manche Dichter der jungen Generation, denen langsam die Ohnmacht ihres guten Willens und ihrer jugendlichen Kraft gegenüber den ehern erstarrten Formen der heimischen Verhältnisse klar wurde, in diesen Jahren planten, Deutschland hinter sich zu lassen.

1775 dachte Goethe, 1776 Klinger, 1777 Kaufmann und Bürger, 1783 Schiller an Auswanderung (Anm. 35). Gesteigert war das Interesse an dieser Frage auch bei Schriftstellern, die in einer Küstenstadt (wie Albrecht) oder in den Gebieten des Soldatenhandels (Weppen, Krauseneck, Seybold) ansässig waren. So sind in den Dichtungen jener Jahrzehnte Heimatflüchtige außerordentlich häufig.

Um einen Rang zu gewinnen, will in Lenz' Fragment gebliebenem Drama „Die Laube" (1776) der unglücklich verliebte Konstantin nach Amerika gehen, unglückliche Liebe und Ehrsucht treibt auch Herz, den „Waldbruder", (1776) in den überseeischen Kriegsdienst. H. L. Wagners „Kindermörderin" (1776) wünscht sich, ein Mann zu sein, um drüben für die Freiheit mitstreiten zu können. Eine Episode in Großmanns Lustspiel „Nicht mehr als 6 Schüsseln" (1777) zeigt den Hofrath Reinhard im Streit mit seinem Sohne Fritz, der nach dem neuen Freistaat ziehen möchte, um dort Offizier zu werden, wenn er es in Europa nicht darf. An Amerika denkt auch der Held von Gemmingens Lustspiel „Die Erbschaft" (1779), der Hauptmann Braunau, als ihm eine Vereinigung mit dem geliebten Mädchen in der Heimat unmöglich erscheint. Stephanie der Jüngere zeigt in seinem Lustspiel „Das Loch in der Türe" (1786; Sch. 6, 317) einen verabschiedeten Freibeuter, Herrn v. Klings, der nach Amerika möchte, weil man dort „eben Leute braucht, die sich allenfalls totschlagen lassen". Mit ähnlichen Absichten läßt auch Benedikte Naubert zwei Söhne der „Amtmannin von Hohenweiler" (1791) nach Amerika gehen und mit Rang und Ehre geschmückt zurückkehren. — Neben diese Personen, deren erstes Motiv ist, Soldat werden oder bleiben zu wollen, treten andere, die wirtschaftlich gescheitert sind. So schreibt Schubart eine lustige Ballade (um 1780), die besingt, wie „Der kalte Michel" mit seinem Herrn, dem Feuersnot und lustig Leben den Beutel geleert haben, nach Amerika ausreißt und sein Glück macht „beim großen Washington". Dorthin möchte auch der mittellose Student Hofer in Hagemanns Schauspiel „Der Rekrut" (1783). Kotzebues Schauspiel „Der Papagei" (1792) zeigt einen Kaufmann, der mit Reichtümern aus dem Westen zurückkehrt, und den Diener eines anderen, der nach „Eldorado"

will, um „Kieselsteine zu sammeln" (vgl. Candide, chap. 18). Goethe läßt Cäcilie „Stella" gegenüber angeben, ihr Mann sei als Kaufmann nach Amerika gegangen und dort gestorben (1776; W. A. I, 11, 136). — Eine besondere Gruppe wirtschaftlich Gescheiterer bildeten die Bauern. „Die Wildschützen" des jüngeren Stephanie (1780; Sch. 5, 287) schildern, wie ein festgenommener Jagddieb unter die für Amerika angeworbenen Truppen gesteckt werden soll; zu seiner großen Zufriedenheit, denn er hat schon als Bub gehört, daß es auf der „Insel Phanien" viel schöner sei als hier zu Lande. Als Glück betrachtet die Rekrutierung für den amerikanischen Feldzug auch der Bauer Knauf in Krauseneck's „Werbung für England" (1776), während der Held dieses ländlichen Lustspiels, Vater Brawe, froh ist, auf der armen Heimatscholle bleiben zu können. Besitzer, die, durch Mißgeschick gezwungen, Haus und Hof verkauft haben, um drüben neu anzufangen, werden von Merk in der Geschichte „Herrn Oheims des Jüngeren" (T. Merk, 1782; 4, 144) und von Iffland in den „Jägern" (1785; Akt 3, Sz. 13) erwähnt. Was in solchen Fällen als letzter Rettungsversuch eines Einzelnen erscheint, soll als Sicherung für eine Gemeinschaft von den Freunden des Wilhelm Meister eingerichtet werden: Die Mitglieder der Turmgesellschaft in den verschiedenen Weltteilen verbürgen einander ihre Existenz für den Fall, daß eine Staatsrevolution den einen oder den anderen von seinen Besitztümern völlig vertriebe (1796; W. A. I, 23, 235).

Als eine Heilsanstalt der Vorsehung erscheint das Westland dem frommen Jung-Stilling: „Florentin von Fahlendorn" (1781; 83), „Tillmann und seine Familie" (1814), der Pfarrerssohn Bernhard („Der Nachtwächter und seine Tochter", 1814) geraten sehr wider ihren Willen auf den neuen Kontinent; aber siehe, dort schlägt ihnen alles wunderbar zum Guten aus, und sie kehren als bessere und glücklichere Menschen nach Europa zurück (Schr. 9, 1; 12, 312, 41, 160). Eine ähnliche Wirkung einer unfreiwilligen Amerikareise schildert Chr. Aug. Fischers Roman „Sophie, oder die Einsiedler am Genfer See" (1795): Der durch unglückliche Heirat und anderes Mißgeschick zermürbte Graf von R... kommt in Kriegsdiensten nach Westindien, der andere Him-

mel macht ihn zu einem anderen Menschen; freudigen Mutes besteigt er das heimwärts führende Schiff. Aehnliche Erfahrung wünscht sich der „Zamori" des Franz v. Kleist in der neuen Welt (1793; Gef. 2, Str. 8) und findet sie (auf einer Südseeinsel). „Ueberzeugt, in Amerika Anfang und Fortgang des Anbaus der Vernunft und der Erde zu finden", ist der Briefschreiber von Sophie La Roches „Erscheinungen am See Oneida" (1798) nach der neuen Küste gesegelt; seine Erfahrungen in einer frei nach Ebeling, St. John und St. Pierre geschilderten Ansiedlung schenken ihm neuen Frieden der Seele. Chr. F. Timmes „Wenzel von Erfurt" (1785) hofft nach langen Irrfahrten durch Europa, in Suriname Ruhe zu finden. Der Held von Schöpfells Roman „Hirum-Harum" (1789), der mit einem Luftballon über den Atlantic geflogen ist, wird drüben von seinem Spleen gründlich geheilt. Sogar „Hans Heiling, vierter und letzter Regent der Luft-, Feuer- und Wassergeister" (1798) erlangt nach Chr. Spieß auf Mexikos Bergen einige Zeit Erholung vor den Nachstellungen des in der alten Welt beheimateten Teufels.

Als Mittel betrachten all diese Leute die Reise nach der neuen Welt, als einen Weg, auf dem man einmal wieder in die Heimat zurückkehren kann, wenn man Stand und Besitz oder seelische Kraft gewonnen hat, die das Leben im alten Lande würdig oder erträglich machen. Bietet sich eine anständige Möglichkeit, sofort im Vaterlande bleiben zu können, so ergreift sie der Bauer (Stephanie, „Wildschützen") wie der Offizier (Gemmingen, „Erbschaft") mit gleicher Freude. — Nur ganz fern steigt hie und da der Gedanke auf, vielleicht könne diese Fahrt auch Selbstzweck sein, etwa jenseits des Meeres sich eine neue Heimat finden. Nur in ganz seltenen Fällen freilich ist diese Möglichkeit folgerichtig verwirklicht. So durch Sprickmann in seiner Novelle „Nachrichten aus Amerika" (D. Museum, 1776; 992), in der ein junger Kaufmann nach mannigfachem Mißgeschick im freien Lande eine Ehe mit der Magd seiner Mutter begründet. „Ein Land, wo das Unglück seiner Familie ein Geheimnis war, mußte Reize für ihn haben, gegen die er in seinem Vaterlande keine Schadloshaltung sah." David Christoph Seybold erzählt zwei Jahre später die Geschichte eines deutschen Offiziers, „Reizen-

stein", der in Amerika sein Glück machte, die Schwester des Lords Barbington, Augusta, heiratet und mit Hilfe dieses Mannes den neuen Freistaat reformiert und all seine Freunde im Frankenlande bewegt, die deutsche Sklaverei zu verlassen, um mit ihm in Carolina glückliche Menschen zu werden. Abscheu vor dem Soldatenhandel deutscher Fürsten und dem Elend der gesellschaftlichen und familiären Verhältnisse in Europa bewegt auch in Klingers „Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit" (1798) den Feldprediger Hadem, nach seiner Heimkunft aus dem amerikanischen Kriege zusammen mit seinem Zögling Ernst v. Falkenberg, dem die Fäulnis des europäischen Wesens fast das Herz zerfressen hat, dem Vaterlande zum zweitenmale und für immer den Rücken zu **kehren.**

Drei übereinander ruhende Wunschvorstellungen von Amerika sind in dieser Auswandererliteratur (Anm. 36) deutlich zu unterscheiden: bald sucht man in dem reichen Lande Verbesserung der äußeren Verhältnisse, bald im Reiche der unverbildeten Natur Erneuerung des inneren Menschen, endlich im Staate freier Bürger eine bessere Heimat. Jedes dieser Bilder entsteht aus dem vorhergehenden: dem größeren Reichtum dieses Kontinents entspricht eine glücklichere Natur seiner Bewohner, unter besseren Menschen aber muß ein freierer Staat entstehen. Jede dieser Gestalten schließt die früheren ein: unter solch glücklichen Geschöpfen erblüht dem Fremden leichter Wohlstand, im freien Staate findet man bei guten Menschen Besitz und Zufriedenheit.

„Amerika" und „Vereinte Staaten Amerikas" sind so seit dem Unabhängigkeitskriege gleichbedeutend geworden; sie sind es bis in das 20. Jahrhundert hinein geblieben. Dieser Staat tritt an die Stelle der glücklichen Inseln, auf die man sich geträumt hatte, seine Bürger treten an Stelle des edlen Wilden, dessen Gesellschaft man ersehnt hatte. Nach Norden wendet sich die bisher auf Mexikos Golf eingestellte Phantasie. Südamerika, die Heimat der Yarico, versinkt für ein Jahrhundert neben dem Glanze der freien virginischen Küste ins Dunkel.

Die Auswandernden sind Soldaten, Kaufleute und Bauern, ab und zu ein Student dazwischen. Meist folgen sie der Not,

selten jugendlicher Abenteuerlust. Nur wenige gewinnen den festen Entschluß, drüben sich eine neue Heimat zu schaffen; aber auch diese bleiben dort Deutsche; Deutsche sind auch die reichen Heimkehrer vom Schlage des „Virginiers". Vergebens wird man eine Figur suchen, die dem „Ingénu" oder dem „Westindian" entspräche: einen amerikanischen Naturmenschen, der sich zu seinem eigenen Erstaunen als ein Deutscher entpuppt.

Hier also erscheint eine gegebene Entwicklung nicht zu Ende geführt. In der Tat, sie ist nur aufgeschoben. Ihre Vollendung wird verzögert durch Veränderungen in Europa, die alle Aufmerksamkeit, auch die der Dichter, von der fernen Küste in die Nähe zwingt.

* * * *

Die französische Revolution hat die Begeisterung für die republikanische Staatsform stark herabgestimmt. Mit Schrecken sieht man in der Nähe, wie eine Demokratie aussehen kann. Laut werden nun die Stimmen (Anm. 37), die an der Vortrefflichkeit auch des amerikanischen Freistaates zweifeln. Den nennt 1790 der Freiherr v. Bibra in seinem „Journal von und für Deutschland" die Heimat der Anarchie, die sich jetzt über Europa verbreite. Der Militärschriftsteller D. v. Bülow schildert 1797 in einem nach eigenen Reiseeindrücken geschriebenen Buche dies „Land, wo die Spekulanten die Gesetze zum eigenen Vorteile machen" (1, 89), und das „bis zur Niederträchtigkeit und Gewissenlosigkeit eigennützige Volk" in den düstersten Farben und wendet sich wütend gegen die „Amerikomanen" (1, 237); ihm stimmt der Geograph Böttiger auf das lebhafteste bei. Zur Erklärung der von ihnen geschilderten Tatsachen knüpfen diese Männer wiederum an Buffon an: in der neuen Welt sei weniger Nahrungsstoff als in der alten auf gleicher Fläche oder in gleichem Volumen enthalten, so auch weniger sittliche Kraft im einzelnen Menschen. Schlözers Predigt gegen den demokratischen Despoten, den Pöbel, klingt wieder auf.

Auch die Dichter können solche Stimmen nicht ganz überhören. Zunächst stellen sie gern Amerika als besseres Beispiel neben Frankreich; das tut Klopstock zuerst rühmend (1790, „Sie und nicht wir", O. 72), dann kritisch (1795, „Zwei Nordamerikaner",

D. II, 106), warnend Gleim („Der Amerikaner an den Europäer", p. 10) und zuversichtlich Voß (1794; „Aufmunterung", G. IV, 247). Dann aber beginnt die dichterische Darstellung des Westlandes viel von ihrem Feuer einzubüßen.

Beispiele bös geratener Auswanderung waren in Robinsonaden als Einzelfälle erzählt worden: So in Meißners Skizze „Diego de Colmenares", 1779; W. 8, 5) und Benkowitz' Erzählung „Die Engländer unter den Karaiben" (1788). Warnend stellt Pezzl in einem Kapitel seines „Faustin" (1783; p. 246) das Elend der Auswanderer dar, die von den Seelenverkäufern durch Vorspiegelungen von einem Schlaraffenlande ins Elend gelockt worden sind; solch ein ehrloser Händler wird durch Stephanie den Jüngeren auf die Bühne gebracht (1786; Hagel im „Ostindienfahrer", Schsp. 6, 218). Volkstümliche Warnungen enthält M. Claudius' „Urians Reise um die Welt" (1786: N. 17, 320). Verurteilungen der Heimatflucht sind in der Auswandererliteratur häufig: Großmanns (1777) Hofrat Reinhold steckt seinen Sohn, der in Amerika gern Offizier werden möchte, als gemeinen Musketier unter die Soldaten, Gemmingens (1779) Hauptmann Braunau ruft, als ihm wider Erwarten doch „Die Erbschaft" und damit seine Mina zuteil wird: „Ich bin ein Deutscher und will ein Deutscher bleiben!" Weppens „Hessischer Offizier" (1783) und Bretzners Major Busch (1786) kehren mit ihren amerikanischen Bräuten nach dem weniger rauhen Europa zurück. Den Wert der Heimat in der Fremde erst recht erkannt hat auch Goethes Lothario, der Freund „Wilhelm Meisters" (1795). Er hat eingesehen, daß es ein Fehler ist, alles an eine Idee und nichts an einen Gegenstand wenden zu wollen, eine Torheit, drüben über dem Meere sich notwendig zu glauben, wenn die Heimat ihre Söhne braucht. So schreibt er denn jubelnd über das Meer: „Ich werde zurückkehren, und in meinem Hause, in meinem Baumgarten, mitten unter den Meinigen sagen: hier oder nirgends ist Amerika!" (W. A. I, 23, 20.)

Schiller, der als Jüngling sich im Westen „glückseligere Welten" (1776; 1, 27) geträumt hatte, plante um die Jahrhundertwende „ein Drama, worin alle interessanten Motive der Seereisen, der außereuropäischen Zustände und Sitten ... verbun-

den werden" (15, 1. H., 298). Im Stück sollten erscheinen: „ein Pflanzer, der anlandende Kaufmann, der Seemann, der Inder, der Europäer, der Halbeuropäer" (301), „Europäer, die in ihr Vaterland heimstreben, andere Europäer, die es verließen, um das Glück unter anderem Himmel zu suchen" (299), „ein Weltumsegler, ein Eingeborener, der ihn nach Europa begleitet" (300). Selbst die Eingeborene, die den Europäer liebt und nach seiner Abfahrt beweint, fehlt nicht, ebensowenig ein Weißer, der „die Schrecknisse der europäischen Sitten hassen gelernt" hat und „mit Hoffnung das neue Vaterland" umfaßt (300). Alle Gestalten und Motive dieser neuen Welt, die wir in Dutzenden anderer Dichtungen verstreut gefunden haben, wollte hier eine poetische Phantasie von überlegener Kraft zu einem Bilde zusammenfassen. Aber dieser Entwurf ist, wie eigentlich alle damaligen Vorstellungen deutscher Dichter von dem Lande des Westens, Fragment geblieben. Wohl nicht nur, weil „die sinnliche Breite des Stoffes" (an Goethe, 13, 2, 98) es dem Dichter schwer machte, das dramatische „punctum saliens" zu finden (15, I, 298). Die Begeisterung für die Freiheit des Westens war erloschen; nur das Preislied des Meeres in der „Braut von Messina" (1803; 14, 50) läßt einen leisen Nachhall der Freude an der lockenden Ferne hören. Vor der Jahrhundertwende aber empfindet Schiller wie mancher andere — z. B. Jenisch (Sauer, Säk. D. 591) — Schmerz über die Enttäuschung der großen Erwartungen, die der Freiheitskrieg der Kolonien geweckt hatte. Aus jenen Tagen wird der Seufzer stammen: „Nach dem fernen Westen wollt' ich steuern,/ Auf der Straße, die Columbus fand — / Dort vielleicht ist Freiheit, Ach, dort ist sie nicht ...." (11, 418). Mit fast denselben Worten wendet sich dann der Dichter des deutschen Volkes in den Versen „Der Antritt des neuen Jahrhunderts" (1801; 11, 332) weg von allen Ländern, die auf Erden Freiheit verheißen, und resigniert schließt er: „Freiheit ist nur in dem Reich der Träume, Und das Schöne blüht nur im Gesang."

III. Kapitel

Das neue, freie Vaterland

1. Die Vereinten Staaten

A. Europaflucht.

Das Reich der Träume war in der leidvollen ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts freilich das einzige Gebiet, in dem ein Deutscher, zumal ein deutscher Dichter, seines Lebens froh werden konnte. Fremdherrschaft und Krieg im Lande erfüllten das erste Jahrzehnt; im zweiten warf eine durch die besten Männer der Nation geführte Erhebung der waffenfähigen Jugend, vom Glück begünstigt, den Feind aus den Grenzen — aber nur um den Fürsten, unter deren Fahnen sie gekämpft, Gelegenheit zu geben, 30 Jahre lang Freiheit und Fühlen dieser Jugend erbärmlich zu mißhandeln.

Amerika entschwindet im ersten Jahrzehnt fast völlig aus der deutschen Dichtung. Das hat seinen Grund in den politischen Vorgängen, die Abscheu vor Frankreich und damit vor der republikanischen Staatsform in Deutschland hatten groß werden lassen, in der Unterbrechung aller wirtschaftlichen Beziehungen durch die Kontinentalsperre und in der literarischen Einstellung der Dichter jener Tage, denen die äußere Welt nichts, die innere alles ist. Für die Phantasie des Romantikers liegen die Länder der Sehnsucht jenseits aller Wirklichkeit: nach Atlantis träumen sich Novalis und Hoffmann („Heinrich von Ofterdingen", 1800; W. 1, 28; „Der goldene Topf", 1814; 1, 337), Mörike nach Orplid („Maler Nolten", 1832, W. 2, 103), andere nach ähnlichen utopischen Gebieten. Welten für sich sind diese Länder, abgeschlossen und in sich vollkommen, wie allein das Leben des Traumes ist; von anderen Kontinenten weiß man dort nichts. Das Ich setzt das Nicht-Ich: wenn ich auf meinem Meierhofe in Atlantis weile, ist Europa mit all seinen Kulturgreueln nie gewesen.

Warum sollte solch ein Land nicht ab und zu Amerika heißen? Von Amerika hatten die Menschen dieser romantischen Generation in ihrer Kindheit oft und lebhaft sprechen hören; die Bedrängnis der Gegenwart gab dieser Erinnerung an eine schönere Ferne höheren Glanz. Da zieht Tiecks Wilmont, der „William Lovell" (1796 II, 370) erschlagen hat, in den Unabhängigkeitskrieg, um dort Platz für einen Lebenssatten zu finden. Dorothea Schlegel (deren jüdisches Blut hier erwähnt werden darf) will ihren „Florentin" (1801; 17), der kein Land in Europa hat Vaterland nennen dürfen, nach Amerika gehen lassen, um dort sich eine neue Heimat zu gründen. Eichendorffs Graf Leontin wandert in das Waldesgrün des neuen Weltteils, in dem noch die lebendige Freiheit blüht, die in Europa erstorben ist („Ahnung und Gegenwart", 1810; 3. Buch, 24 Kap.).

Nicht Werke ersten Ranges, sondern Unterhaltungsromane sind es, in denen dieses Motiv auftaucht. Diese wenig hohe Form der Literatur hat das Interesse an Amerika während der napoleonischen Zeit bewahrt. Hier bleibt die Reihe lückenlos: die Erzählungen der Romantiker schließen direkt an die Amerikaromane der 80er und 90er Jahre an; sie stellen den damals nur selten und zaghaft erreichten Gedanken, Amerika könne zur neuen Heimat werden, dem Gefühle gehorchend, ganz in den Vordergrund. So wird dasselbe Motiv nun auch in anderen Romanen gleicher Art stärker betont. Neben Dorothea Schlegel stellen sich zwei Frauen romantischen Einschlags, denen wir schon begegnet sind: Therese Huber und Benedikte Naubert. „Abentheuer auf einer Reise nach Neuholland" (d. i. das australische Festland), das man ja damals noch halb und halb zu Amerika rechnete, verhelfen in einer Erzählung der Göttinger Gelehrtentochter dem ehemaligen Revolutionär Rudolf zu einer neuen Heimat. Der Figur des Rudolf hat die Verfasserin alle Züge ihres ersten Gatten Georg Forster gegeben, den sie damals freilich nach Neuholland wünschen mochte (geschr. 1793; E. 1801, 1, 84). Die Leipziger Professorentochter schenkt dem Juden „Joseph Mendez Pinto" (1808), den Räuber, Polizei und Inquisition in Europa arg zugerichtet haben, eine Stätte dauernden Glücks auf „einer der entferntesten Inseln" Brasiliens. — Selbst in die volks-

tümliche Kalendergeschichte geht dieser Zug über: Hebel erzählt im „Rheinischen Hausfreund" die „merkwürdigen Schicksale eines jungen Engländers" (1808; W. 3, 99), der unschuldig gehängt, rechtzeitig abgeschnitten und jenseits des großen Wassers glücklich wird; Zschokke berichtet von der „Liebe der Ausgewanderten" (1815; N. 11, 293), die dort ein Asyl vor den Schrecken der französischen Revolution suchen. — Aus der trivialen Dichtung, dem Unterbewußtsein der Literatur, steigt das Traumbild Amerikas nun wieder in höhere Regionen poetischer Kunst empor.

Nach den Befreiungskriegen, als die vom Landesfeind geübte Bedrückung durch Fürsten und Adel fortgesetzt wurde, bemächtigte sich Ekel und Enttäuschung der Besten. „Fort, fort von hier, ich tauge nichts mehr auf Erden!" rief der alte Freiherr vom Stein (Arndt, W. 8, 200). Fort von dieser Erde strebten auch die Jungen, aber nur, um unter einem neuen Himmel eine bessere Heimat zu suchen. Der letzten Republik (Frankreich war ja wieder Monarchie geworden) wendeten sich die Blicke der Bedrückten zu. Eine neue Auswanderung begann; wiederum waren Dichter unter den Wanderlustigen: 1815 dachte Chamisso, 1817 Platen an einen Wechsel (Anm. 38) der Kontinente. — Platen weiht dem ersehnten Lande der Hoffnung feierliche Hexameter (1817; VI, 191); er, der noch 1815 ein Spottlied über Napoleons letzte Fahrt auf der „Northumberland" (6, 53) geschrieben hatte, läßt 1818 dem westwärts geführten Korsen „Colombos Geist" erscheinen und künden, die alte Welt werde nun der neuen die Führung abtreten müssen. Hundert Jahre früher hatte in England der Bischof Berkeley den gleichen Gedanken zu einem Gedicht geformt, dessen letzte Strophe anhebt „Westward the star of empire takes its way". Herder hatte 1792 ungenau, aber bezeichnend für seine und seiner Zeit Auffassung diese Worte wiedergegeben: „O Muse, nimmst du westwärts deinen Flug?" (W. 16, 127). Platen spricht mit der gleichen Schärfe wie vordem der Engländer: „Denn nach Westen flüchtet die Geschichte, Denn nach Westen wendet sich der Sieg" (Anm. 39). — Dieselbe Idee hatte weniger schroff Schenkendorf, „Als der Prinz von Brasilien Europa verließ" (1807; G. 12), in ein Gedicht gefaßt. Das „Kolumbus"-Gedicht der Louise Brachmann (1824; II, 182) ist

in ähnlicher Weise erfüllt von der Sehnsucht, die sich Flügel zu der Fahrt nach Westen wünscht.

Drei große Wellen hat die Auswanderung in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts geschlagen, die Jahre 1818, 1831 und 1848 bezeichnen die Höhepunkte, denen jedesmal ein Anschwellen der Auswandererliteratur folgt. 1820 läßt Zschokke bei der „Gründung von Maryland" (1820; N. 6, 147) die neue Anschauung im historischen Kostüm vortragen: „Wie das Licht der Wissenschaften von Osten nach Westen zog . . ., so wandert auch die Freiheit westwärts . . . Wer kann es sagen, wie asiatisch dieses Europa in einigen Jahrhunderten werden kann!" (p. 245). So denken auch der Schweizer Fortunat und eine italienische Gräfin, die ihm zuerst als junger „Creole" (1830; N. 8, 63) verkleidet gegenüber getreten ist, und suchen zusammen sicheres Glück in der neuen Welt. — Die unermüdliche Therese Huber schickt im gleichen Jahrzehnt ihre Melanie, die mit dem jüngeren Camille eine „Ungleiche Heirat" (1820; E. 1830; II, 205) geschlossen hat, in das Val du Gange, wo sie jenseits der europäischen Vorurteile ihre zärtliche Neigung in Mutterliebe verwandeln kann. Ebenso vertauscht der würdige Frobig, den die Folgen eines Duells bedrohen, Deutschland mit Virginien; klugerweise hat er sich schon lange vorher dort angekauft („Der Wille bestimmt die Bedeutung der Tat", E. 1830; B. 217). Seine Besitzungen in der neuen Welt einer organisierten Auswanderung dienstbar machen will der Deutschamerikaner Walter in den „Geächteten" (E. 1830; 6, 93).

Mit größerer Kunst und gründlicherer Kenntnis hat Goethe in „Wilhelm Meisters Wanderjahren" das Problem der Auswanderung behandelt. In den Jahren 1818/20 und 1823/28, die dem Erscheinen des ersten und der beiden anderen Teile dieses Romans (W. A. 1, 24, 25) vorausgehen, hat sich Goethe nach dem Zeugnis seiner Briefe (Anm. 40) und Tagebücher angelegentlich mit Büchern über Amerika beschäftigt, außer geologischen, geographischen und historischen Werken Irvings „Sketch-Book" und Coopers erste Romane gelesen. Amerika ist in diesen Jahren sehr häufig Gegenstand seiner Gespräche, reisende Ameri-

kaner rechnen es sich zur Ehre an, dem Dichterfürsten über ihr Vaterland Auskunft zu geben; im Scherz mag der alte Herr sogar ausrufen: „Wären wir zwanzig Jahre jünger, so segelten wir selbst nach Nordamerika" (Müller, p. 44). — Die Errichtung einer Auswanderungsgesellschaft, deren Tätigkeit die neue Völkerbewegung in vernünftige Bahnen leiten und der Erziehung des Menschengeschlechts dienstbar machen soll, ist der bedeutsamste Gegenstand des zweiten und dritten Teiles der „Wanderjahre". Der in den „Lehrjahren" erwähnte Plan der Turmgesellschaft, eine Niederlassung in Nordamerika zu gründen, wird nun ausgeführt; so ziemlich alle Personen des Romans, die sich früher mitunter recht unnütz gemacht haben, werden nun mit einer brauchbaren Kunst versehen: so erlernt Wilhelm die ärztliche, Philine die Schneiderkunst. Der Abbé und Lothario führen den Zug. Im schon kultiviertem Gebiete werden sie ihr Standquartier aufschlagen, auf Besitzungen, die ihnen Hersiliens Oheim zur Verfügung stellt, um von da aus planmäßig Strecken des wüsten Gebietes in Arbeit zu nehmen (25, 264). Neue Mittel für die unerläßlichen Bedürfnisse des Lebens werden dort durch Erfindung, Kühnheit und Beharrlichkeit geschaffen werden. Absterben soll „der Schlendrian" der alten Welt, „wo man das Neue immer auf die alte, das Wachsende nach starrer Weise behandeln will" (25, 96). Die christliche Religion wird Grundlage dieses Gemeinwesens sein, in ihrem Geiste soll Erziehung der Familie und Schule die Kinder in Ehrfurcht vor dem Leben und Respekt vor der Zeit zu nützlichen Menschen bilden (25, 110). Ergänzt wird das Wirken dieser Gesellschaft durch die Tätigkeit Odoardos in der Heimat, der bei den amerikanischen Kolonisten in die Schule gegangen ist und das ungenutzte Gebiet seiner heimatlichen Besitzungen planmäßig besiedelt (24, 120; 25, 216). Daneben freilich steht hämisch lächelnd der Amtmann, der die ganze Auswanderung nur als Gelegenheit betrachtet, sich zu bereichern (25, 288). — Man muß die Kraft der Darstellung bewundern, mit der der greise Dichter das Bild einer freien, fleißigen Nation an den fernen Horizont gemalt hat. So hätte er sein Volk zu sehen gewünscht, aber der Amtmänner waren zu viele im Lande. Es blieb ihm kein anderer Trost, als sich jenseits des Meeres eine tätige Menschheit träumen zu können. Dem Geologen schien das

Fehlen vulkanischer Wirkungen auf dem nordamerikanischen Kontinent symbolisch für den Unterschied zwischen der neuen Welt und der alten, in der erstarrte Formen von oben und elementare Ausbrüche von unten die ruhige Entwicklung stören; dieser Gedanke entlockt ihm den Stoßseufzer (Anm. 40): „Amerika, du hast es besser..." (1827; W. A .1, 5, 1, A., 137). In dem Logenlied zur Begrüßung des aus Amerika zurückkehrenden Herzogs Bernhard entwirft er 1826 mit ein paar Versen das Bild einer freudig tätigen amerikanischen Kolonie (W. A. 1, 4, 309), und ähnliche Worte sprechen am Schluß seines großen dramatischen Gedichtes den letzten Wunsch aus, den Faust auf dieser Erde hat (W. A. 1, 15, 315):

> (11565) „Grün das Gefilde, fruchtbar; Mensch und Heerde
> Sogleich behaglich auf der neuesten Erde,....
> (11577) Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
> Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.
> Solch ein Gewimmel möcht' ich sehn
> Auf freiem Grund mit freiem Volke stehn".

Ein schlimmes Schauspiel, daß der größte Dichter dieses Volkes nicht mehr für seine bedrängten Landsleute schaffen kann als einen Plan in der Phantasie. Vor und nach dem Erscheinen der „Wanderjahre" sind ja in der Tat Versuche gemacht worden, Teile der Auswanderung (Anm. 41) zu organisieren; Hans v. Gagern veranlaßte 1818 seinen Vetter Fürstenwerther, die Auswanderungshäfen und Amerika zu besuchen und seine Erfahrungen in einer Broschüre zu verbreiten. 1819 stellte sich der Trierer Jurist Ludwig Gall und 1824 der Bonner Arzt Georg Duden an die Spitze einer Gruppe von Auswanderern. 1833 wurden die Rheinhessische und die Gießener Auswanderungsgesellschaft gegründet, die nur je eine Ansiedlung zustande brachten. 1842 schlossen 12 deutsche Adlige einen Verein zur Förderung der Auswanderung nach Texas; zwei Kolonien, Fredericksburg und New-Braunsfels, wurden durch ihn unter unsäglichen Mühen geschaffen, bis 1853 Geldnot seinen Zerfall herbeiführte. — Gall und Duden haben über ihre Erlebnisse in Buchform berichtet, die Gießener und Mainzer Gesellschaft durch Flugschriften für ihre Sache geworben. Dutzende von anderen Reisebeschreibungen,

Handbüchern und Wegweisern sind zwischen 1820 und 1860 erschienen, oft von Leuten verfaßt, die Amerika nie gesehen hatten; selbst Auswandererzeitungen wurden gegründet. — Das Publikum überhörte die Warnungen besonnener Männer vom Schlage Galls und gab sich lieber Dudens begeisterten Schilderungen hin. Bis 1830 erreichte die Zahl (Anm. 42) der jährlich Auswandernden 10,000, bis 1840 überstieg sie 20,000, bis 1850 schwoll sie auf 70,000 an. Das Bürgertum war in einem bis dahin unerhörten Maße an dieser Auswanderung beteiligt. Politische Verfolgung trieb grade viele der Besten über den Atlantic: den Juristen Karl Follen 1824, (Anm. 42a) den Wirtschaftler Franz Lieber 1827, den Philologen Carl Beck 1824; alle drei haben sich in der neuen Welt einen neuen Lehrstuhl errungen. 1832 fand Friedrich List in Pennsylvanien Vermögen und Anerkennung, die ihm Deutschland versagte. Viele Gebildete wurden im Westen „Lateinbauern"; u. a. Friedrich Münch und anfangs auch Karl Schurz (1852), den eine glänzende politische Laufbahn bis zur Leitung des Innenministeriums der Vereinigten Staaten emporführen sollte. — So wird die Auswanderung für die bürgerliche Literatur eine Angelegenheit von höchster politischer und menschlicher Bedeutung.

Zugvögel sieht Börne in diesen „Menschenscharen, die, Europas Winter ahnend," in ein „Land überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden" (VII, 101); heftig wendet er sich gegen den reaktionären Baron v. Eckstein, der in einem Aufsatz des „Offenbacher Staatsmanns" Bülows Wort von der „Amerikomanie" zu erneuern versucht hat (VII, 181). Heinrich Heine hat den Ausdruck geschaffen, der zum Schlagwort für diese ganze Gefühlseinstellung geworden ist: „So recht europamüde" habe er sich gefühlt, erzählt er (freilich mit einem sehnsüchtigen Blick nicht nach dem Westen, sondern nach Osten) in den „Englischen Fragmenten" (1823; 3, 494). Immermann (1838; 1, 18), Hoffmann von Fallersleben (1840; 3, 61) und Zschokke (1844; 12, 203) haben sich über das Modewort lustig gemacht; ein geschäftskluger Kopf hat daraus einen ganzen Moderoman entwickelt. „Die Europamüden" (1838) des jungdeutschen Journalisten Ernst A. Willkomm sind eine Gruppe von halb und ganz wahnsinnigen Men-

schen; die alle an der Gesellschaft, der Religion und zumal der Philosophie Europas auf irgend eine Art schweren Schaden genommen haben. „Meine Kindheit", schreibt etwa so ein Geheimbündler, „war ein langer Fluch, in Mandelmilch aufgelöst" (149). Unter einem solchen Fluch gehen mehrere Freunde zu Grunde, ehe der Rest sich auf der Brigg „Hope" einschifft, nicht ohne die tröstliche Gewißheit, daß auch der Untergang dieses elenden Europas und damit der Anfang einer neuen Epoche bevorsteht.

Auch die Lyrik beginnt um 1840, sich mit der Auswanderung häufiger als vorher zu beschäftigen. Der unglückliche Aufstand von 1830 regt die Gräfin Hahn-Hahn zu einem Gedicht „Der polnische Auswanderer" an (1835; 131); einen Deutschen läßt Robert Prutz in ähnlicher Weise „Abschied" von seinem Volke nehmen, dessen er „satt" geworden ist (1843; 182); Freiligrath preist in den Betrachtungen „Vor der Fahrt" und „Californien" das Freiheitsland Amerika, dessen Vorbild das Heil für Deutschland bedeuten könne (1846; 3, 119; 1850; 3, 219). Am fruchtbarsten an Auswandererliedern ist Hoffmann von Fallersleben; er überschreibt seine Abschiedsgesänge bald höhnisch: „Deutscher Nationalreichtum" (1842; 3, 213), bald wehmütig „Heimweh" (1842; 4, 265), dann wieder trotzig „Lied vom Mississippi" (1844; 3, 345)oder schlechtweg „Auswanderungslied" (4, 35). Ein Gespräch „Stimme von hüben — Stimme von drüben" hält die Freiheit der neuen Welt gegen die Polizeiknechtschaft der alten und fordert alle auf zur Reise an „den Strand, wo der Frühling der Freiheit weht Und die deutsche Täuschung zu Grunde geht". (4, 20). Das Unternehmen des Mainzer Adelsvereins endlich begeistert ihn zu einem ganzen Kranze von „Texanischen Liedern" (1846; 4, 3), die den „deutschen Hinterwäldler" in allen möglichen Umständen schildern und in den Wunsch eines „Wiegenliedes" ausklingen: „Daß wir hier uns sehnen Nach der deutschen Heimat Niemals mehr zurück" (4, 17).

Von allen den genannten Dichtern haben wohl die meisten in irgend einer gedrangen Lage ihres Lebens an Auswanderung gedacht, manche Deutschland gegen Frankreich oder Italien vertauscht, keiner jedoch Amerika gesehen. Ueberzeugend konnte den

fernen Freistaat höher als die Heimat nur ein Mann preisen, der das neue Vaterland wirklich und dauernd gegen das Land seiner Väter eingetauscht hatte; war dieser Mann gar so weit Deutscher geblieben, daß die Kraft seiner Sprache der Glut seines Empfindens gerecht werden konnte, dann mußte die Wirkung eine außerordentliche sein.

B. Neues Land, neue Menschen.

Was man im neuen Vaterlande für sich erhoffte und zu schaffen wünschte, haben die Dichtungen der Europamüden gezeigt. Es muß zusammengefaßt und ergänzt werden, wie man sich Land und Leute der zweiten Heimat eigentlich vorstellte.

Das Land hatte für die Dichtungen des 18. Jahrhunderts nur eine untergeordnete Bedeutung gehabt. Um der Menschen willen, um des edlen Wilden und freien Amerikaners willen hatte man sich in die fernen Fluren geträumt. Die Landschaft (Anm. 43) war nichts als eine Kulisse, undeutlich in den Linien und meist auch in den Farben, vor der in voller Beleuchtung die handelnden Personen auftraten. Ob man sich Indianer in West- oder Ostindien dachte, ob man Neger in Afrika oder auf den Antillen schilderte, ob man Kaufleute aus Surinam oder Surate zurückkehren ließ, bedeutete wenig. Erst im 19. Jahrhundert begann man allmählich, die Erdteile nicht nur nach der Eigenart ihrer Landschaftsbilder zu unterscheiden.

Um einen Gegenstand als schön schildern zu können, muß man ihn lieben. Anders fühlen mußten die Dichter die Natur, ehe sie neue Worte und Bilder fanden. Vom 17. Jahrhundert her und tief in das 18. Jahrhundert hinein ist die Stellung des Menschen gegen die Natur eigenwillig: nach seinem Geschmack oder Nutzen modelt er das Gegebene. Weniger gewaltsame Seelen mußten sich erst bilden, die die stumme Sprache der scheinbar leblosen Dinge vernehmen konnten. Rousseau war von dieser Art, sein zusammengebrochener Wille ließ ihn widerstandslos sich den Einwirkungen der Erde und des Himmels hingeben; hier fühlte der von Menschen Verfolgte freundliche Kräfte. Seine frohe

Botschaft fand wohlvorbereiteten Boden auch in Deutschland. Ekel an den Händeln der Menschen war dort die natürliche Folge des politischen Elends; Landleben und Reisen gaben dem Gebildeten innigere Fühlung mit der Natur.

Exotische Landschaft hat als erster mit dichterischer Kraft aus eigenem Erleben ein Schüler Rousseaus, Bernardin de St. Pierre, (Anm. 44) geschildert. Als er seine Novelle „Paul et Virginie" 1787 im Salon der Madame Necker vorlas, entsetzten sich die Hörer, Buffon verließ die Gesellschaft ohne Gruß. Groß wie der Anstoß bei den Vernünftigen war die Begeisterung der Empfindsamen. In Deutschland wurde das Werk übersetzt und dramatisiert; Sophie La Roche hat in ihren „Erscheinungen am See Oneida" die Fabel zum Guten gewendet, aber das Neue: die Schilderung der Natur, verschrumpft bei ihr zur Nützlichkeitsbetrachtung vom Küchenstandpunkt.

Amerikas Urwälder hat 10 Jahre später Chateaubriand (Anm. 45) mit einer Kunst gemalt, die nicht weniger Wirkung hatte als St. Pierres schlichte Kraft. Weder „René" (1805) noch seine edlen „Natchez" (1797; vö. 1826) sind neue Menschen, seine „Atala" (1801) der Betty seines Freundes Champfort nur zu ähnlich; so wie die Figuren St. Pierres denen bei Geßner verwandt sind. Aber grade durch das Fühlen solcher längst vertrauter Gestalten wird der Leser geführt zum Erleben der fremden Natur, die mit den Stimmen ihrer Ströme und Stürme in das Leben der Menschen eingreift, fast Lust und Leid mit ihnen zu empfinden scheint. Die Einwirkung der unberührten Natur hat die Herzen der Wilden so rein und stark erhalten, Hingabe an diese Natur wird auch den Europäer verjüngen und läutern. Vergleicht man die Empfindungen Renés mit denen, die Prévost seinem Chevalier Desgrieux in den gleichen Urwäldern 70 Jahre vorher (1731) erleben läßt, so fühlt man die ganze Bedeutung des Neuen.

Deutsche Reisebeschreiber (Anm. 46) haben neben diesen Franzosen die Kunst der Schilderung exotischer Natur den deutschen Dichtern gelehrt. Georg Forster hatte die Naturschilderung über

das Nützliche und Nüchterne hinausgehoben. Südamerikas tropische Urwälder und Gebirge stellte nun Humboldt, der sich an Forster („Kosmos" 2, 72) wie an St. Pierre („Reise" 1, 184) gebildet und in Jena von Göthe gelernt hatte, mit Kraft und Kunst vor die Augen der Leser. Diese Darstellung bezeichnet gegenüber jener der Franzosen einen Fortschritt: dort bildet das Gefühl der Romanfiguren stets die Brücke für das Gefühl des Lesers, hier soll die einfache Beschreibung von „Ansichten der Natur" (1808) im Leser die Empfindungen des Reisenden wiederholen. Daß Humboldts Schilderung Südamerika in der Phantasie der Dichter seiner Zeit nicht lebendig gemacht hat, liegt wohl weniger an der französischen Sprache der „Reise" (1814) — die deutsch geschriebenen Reiseberichte von Martius (1823) und Pöppig (1835) sind ebenso wirkungslos geblieben — als an der ungleich größeren Anziehungskraft des einheitlichen Freistaats im Norden. So erklärt es sich, daß die Landschaft in J. v. Voß' Roman „Der sterbende Mönch in Peru" (1818) und Zschokkes Novelle „Der Pflanzer in Kuba" (1832; VII, 234) jeder Eigenart und Lebendigkeit entbehrt, nur Kleist läßt „das Erdbeben in Chili" (1807; 4, 178) wie ein mit Gewissen begabtes Wesen in das Tun der Menschen eingreifen.

Nordamerikas Natur hat mit der Anschaulichkeit, die man nur von der Heimat gewinnt, und der Schlichtheit, mit der man Vertrautes erzählt, der Welt und den Deutschen Fenimore Cooper geschildert. Nicht die Neuheit der Gestalten, noch die Buntheit der Abenteuer hat seinen Romanen ihren ungeheuren Erfolg in Europa verschafft, sondern das lebendige Wissen von dem Wesen dieser fremden, ersehnten Natur. Die deutschen Leser, deren Leben auf dem Boden kleiner, ruhiger Städte von gleichmäßigen Jahren eines Friedens ohne Freiheit verzehrt wurde, träumten sich über den Büchern des Amerikaners hinaus auf die stürmende See, in den unberührten Urwald, nach der von mächtigen Strömen umgrenzten Prärie. Aus diesen Bannkreisen eines ungeheuren quellenden Lebens wuchsen die Abenteuer wild und selbstverständlich hervor, zwischen diesen übermächtigen Kräften wurde der Mensch sich seiner ganzen Schwachheit bewußt und doch zum äußersten Wagen aufgerufen. Diese Stimmen im Ohr, mochte

der Leser wieder in die Enge seines Alltags hinauszugehen mit dem Bewußtsein, daß es doch etwas Großes um das Leben sei. -- Die Dichtungen Coopers wären in Deutschland vielleicht rasch verblaßt wie die des anfangs gleich erfolgreichen Washington Irving (Anm. 47), wären sie nicht vom Geiste eines Mannes erfüllt gewesen, der, selbst unzufrieden mit dem gekünstelten Wesen der Zivilisation und ob allzu ehrlichen Urteilens bald mit der öffentlichen Meinung seines Landes zerfallen, Trost gefunden hatte in der Betrachtung der Natur und in Träumen von dem wilden und vollen Leben zwischen Wäldern und Wogen, das bessere Geschlechter seines Volkes vordem geführt hatten. So war die Wirkung dauernd. Den ersten Uebersetzungen (Anm. 48) der fünf Lederstrumpfgeschichten: 1824 „Die Ansiedler", 1826 „Der Letzte der Mohikaner", 1827 „Die Prärie", 1840 „Der Pfadfinder", 1841 „Der Hirschtödter" sind bis 1851 Jahr für Jahr Neudrucke gefolgt. Von 1851 ab hat der deutsche Indianerroman Cooper vom Büchermarkte verdrängt, nach 1862 erscheinen seine Werke nur noch in Bearbeitungen; aber in dieser Form sind sie bis in das 20. Jahrhundert hinein Lieblingslektüre der Jugend geblieben.

Motive (Anm. 49) aus Coopers Werken herübergenommen haben selbst Dichter wie Göthe und Stifter; den Mut, mit ihm wettzueifern, hat trotz Göthes Ermunterung (W. A. I, 41, 269) niemand gefunden. Nicht weil die Kunst der Naturschilderung in der deutschen Erzählung nicht entwickelt gewesen wäre: die Werke der Romantiker schildern mit gleicher Kraft das Einssein von Mensch und Landschaft, das Hineinströmen der wogenden Naturkräfte in das Leben. Das war es: erlebt muß man haben, was man in der ganzen Fülle seiner Erscheinungen darstellen will. So taucht die Landschaft Nordamerikas nur wie eine Luftspiegelung beim Betrachten anderer Gefilde auf. Freiligrath, wie Anastasius Grün, lassen durch den Anblick eines der amerikanischen Segler, die in europäischen Häfen häufig waren — schon Göthe hatte einen in Italien benutzt (W. A. I, 31, 77) —, ihre Phantasie zum Fluge nach der neuen Welt verleiten: den Norddeutschen versetzt das Flottmachen der „Florida of Boston" (1833; 1, 91) im Rotterdamer Hafen an den Eriesee, den Süddeutschen regt die Lan-

dung des „Cincinnatus" im Golf von Neapel an, Szenen aus dem toten Pompeji neben solche des urkräftig sich regenden Westens zu stellen (1833; 3, 75). Um Verbindung und Bewegung in diese blassen, begrenzten Bilder zu bringen, um Natur und Menschen der neuen Welt als lebendige Einheit zu schildern, bedurfte die deutsche Sprache eines Dichters, der wie Chateaubriand das ersehnte Land gesehen hatte oder gar wie Cooper sich Bürger der Vereinigten Staaten Amerikas nennen durfte.

* * * *

Zu betrachten bleibt, wie der Mensch des neuen Landes in den Dichtungen jener Jahrzehnte vorgestellt wird. Auf deutschen Boden werden die fremden Figuren zunächst gesetzt, um an Aehnlichkeit und Gegensatz mit Bekanntem klare Anschauung zu gewinnen.

Reich heimkehrende Deutsche vom Schlage des Virginiers (s. H. S. 37) finden sich in Müllners Lustspiel „Die Rückkehr aus Surinam" (1812) und in Sauerweins Dialektszenen „Der Amerikaner" (1830), ebenso in drei Erzählungen der Therese Huber: Eduard in „Verstand kommt nicht von Jahren", Franz im „Ehestandsleben vom Landmann", Walter in den „Geächteten" (E. 1830; I, 345; VI, 365, 93). Nichts als ein interessanter Anstrich ist das Amerikanertum all dieser Personen; in ihrem Tun und Denken wenig Nicht-Deutsches zu bemerken.

In Amerika aufgewachsen ist dagegen Maiberg, den die gleiche Therese Huber in Deutschland die seltsame „Geschichte einer Reise auf der Freite" erleben läßt (E. 1802; II, 138). Dieser Maiberg, dessen Vater aus Deutschland in die Staaten gezogen ist, kommt wie Brämers Amerikaner in die alte Welt, um sich eine junge Frau zu suchen. Die Dichterin hat natürlich den Freiersmann energisch verjüngt; bei solcher Veränderung zeigt sich die wahre Abstammung des Amerikaners: er ist nichts als ein weißer „ingénu", der sich „auf gut Westindisch" (145) benimmt. Auch spielt er die gleiche Rolle wie seine wahren Vorfahren: Seine einfachen, geraden Urteile werden von selbst zu einer Kritik der gesellschaftlichen, rechtlichen und geistigen Zustände Deutschlands. — Zschokke hat noch 1844 die gleiche Gestalt mit größerer Sorg-

falt und Kenntnis in den Mittelpunkt einer langen Erzählung gestellt (N. 12, 1). „Lyonel Harlington“ heißt sein Amerikaner, der junge Mann hält sich selbst für „100%“, aber auf der Reise durch die alte Welt muß er, nachdem er die Pyramiden und Konstantinopel ohne Schaden besehen, in Deutschland entdecken, daß ein deutscher Fürst sein Vater gewesen ist. Doch selbst die Kindesliebe neben den glänzendsten Angeboten können den Jüngling nicht halten; er kehrt mit seinem alten Diener Jackson, der sich schon nach wenigen Wochen „europamüde“ gefühlt hat, und — selbstverständlich — mit einer hübschen Braut nach dem Lande der Freiheit zurück.

Neben diesen Männern deutschen Blutes, denen das erste Vaterland fremd geworden ist, stehen freilich solche, die bewußt aus der neuen Welt in die gefesteten Zustände der alten zurückkehren; so Hersiliens Oheim in den „Wanderjahren“ (W. A. I, 24, 120), der die Züge eines tatsächlich aus Amerika Heimgekehrten, des Redwitzer Fabrikanten Fikentscher, bekommen hat (W. A. III, 8, 292). Heimkehrer wie Fikentscher oder Hasenclever, die ihre amerikanischen Erfahrungen in Deutschland verwerteten, mochten in jenen Jahren immer häufiger werden. Zweifellos sind in Gutzkows Roman „Die Ritter vom Geiste“ (1851) die Figuren von Ackermann und Murray nach dem Leben gezeichnet; Ackermann zumal zeigt außerdem die Züge der literarischen Tradition: Reichtum, Kraft, Freiheit des Geistes, Kritik der alten Heimat.

Amerikaner englischen Blutes waren im 18. Jahrhundert wohl selten gesehen worden; höchstens in den Küstenstädten. In einer solchen Umgebung tritt Brämers „Americaner“ auf (1799). Nachdem die Meere freigeworden sind, finden Reisende aus der neuen Welt häufiger tiefer nach Deutschland hinein: so Wissensdurstige wie die nach Franklins Vorbilde nach Göttingen ziehenden Studenten um Bancroft und Cogswell (1861 sq.), so Schaulustige wie Cooper (1830). Die Zahl der Gebildeten unter den Gästen könnte man mit Hilfe der Tagebücher Göthes feststellen, den als die größte Sehenswürdigkeit Deutschlands aufzusuchen, jene selten versäumten. Kein Wunder, daß Hauff seinen „Satan“ zusammen mit einem reisenden Amerikaner bei dem großen Dich-

ter versprechen läßt (1825; II, 110). Ein echter Amerikaner, Burton, tritt in Willkomms „Europamüden" (1838; II, 76) als Gegensatz zu den elenden Söhnen der alten Welt auf; auf dem Gesicht des muskulösen, hochgewachsenen Mannes drückt sich eine unvergleichliche Heiterkeit der Seele aus; hinreißend weiß er den „Yankee-doodle" zu singen. Er ist Herold der Zukunft; ihm gegenüber steht ein Jude, der sich als Henker Europas fühlt.

Amerikaner in ihrer Heimat geschildert haben die Romane Coopers mit einer Anschaulichkeit, vor der die Gestalten aus Klingers, Albrechts und Kotzebues Dramen verblassen mußten. Mochten die Figuren des Amerikaners, vor allem die weiblichen, auch konventionell gezeichnet sein, ihre Handlungen oft seltsam anmuten — sie lebten in Einheit mit der erhabenen Natur, die sie umgab, in einer Welt, wo alles möglich erschien. Robinsons im Ozean des Urwalds waren diese Trapper und Squatter, unter ihnen der herrlichste Natty Bumpo, „La longue Haleine" genannt, der als „Lederstrumpf" bei Generationen deutscher Knaben Ruhm und Bewunderung gewonnen hat. — Cooper es gleich zu tun, mußten Deutsche von vornherein verzweifeln. So finden sich denn Schilderungen des Lebens an der Indianergrenze seit den älteren Versuchen der Sophie von La Roche („Erscheinungen am See Oneida" 1798) und Therese Huber („Die ungleiche Heirat" 1820) nur in den Cincinnatus-Bildchen aus A. Grüns „Schutt" (1833) und später in den „Texanischen Liedern" (1846) von Hoffmann von Fallersleben. In deutscher Sprache lebendig schildern konnte die neuen Menschen auf dem Boden ihres Heimatlandes nur ein Dichter, der sie dort mit eigenen Augen beobachtet hatte; je inniger sein Wunsch gewesen war, selbst einer von den Söhnen des freien Staates zu sein, desto tiefer vermochte er, sich in ihr Wesen hineinzufühlen, desto wahrer, es auszudrücken.

C. Die westliche Hemisphäre.

Charles Sealsfield nannte sich der Deutsche, dessen Dichtungen aus erlebter Ueberzeugung das neue Vaterland Amerika hoch über alle andern Länder gestellt, die Natur der neuen Erde mit reichem Wissen und Können geschildert und in ihrem

Bannkreis die neuen Menschen nach Einheit und Mannigfaltigkeit ihres Wesens lebendig gemacht haben. Zeitgeschichte wollten diese Romane geben: nach Arkansas und Louisiana führt „Der Legitime und die Republicaner" (1833), „Der Virey und die Aristokraten" nach dem Mexiko von 1812. Die Brautfahrten von „George Howard" und „Ralph Doughby" (1834) gehen nach dem Norden der späten 20er Jahre, im Norden spielen sich gleichzeitig die ersten Schicksale des jungen „Morton" (1835) ab. Wieder nach Süden wandern wir mit dem „Cajütenbuch" (1841), hier werden wir nach dem revoltierenden Texas von 1835 und in „Süden und Norden"(1842) nach dem kriegserfüllten Mexiko des Jahres 1821 versetzt. „Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre" nannte der Dichter gern seine Romane, diese Einstellung bestimmt die Form: bunte Szenen aus der fremden Welt sind es, die mit dem losen Faden einer oft gleichgültigen Handlung aneinander gereiht sind; niemals ist die Entwicklung, immer aber die Situation spannend. Der Komposition entspricht die Sprache: englische, spanische und französische Brocken sprenkeln die Gespräche, Satzaufbau und Redewendungen wählt der Erzähler selbst oft nach englischem Muster. Die suggestive Kraft dieses Stils war außerordentlich groß: kaum Cooper hat unter den Gebildeten Deutschlands so die Begeisterung (Anm. 50) für Amerika gefördert.

Die Europamüdigkeit hat nirgends vorher und nachher einen gleich wirkungsvollen Ausdruck gefunden wie hier. Sealsfield bricht nicht in Klagen und Anklagen aus, er nimmt sich kaum die Mühe, seinen Tadel der alten Welt einmal zusammenhängend vorzutragen. Wenn er aber überhaupt auf Europa zu sprechen kommt, geschieht es in wegwerfender Weise. Rußland ist ihm der Gegenpol Amerikas: das Land der dümmsten Menschen, durch blinde Autokratie geknechtet (7, 190). Von Osten nach Westen wächst seine Sympathie, am meisten hat er noch für England übrig; aber wie fratzenhaft schildert er diese englische Gesellschaft, die er doch aus der Nähe kannte, im zweiten Teile des „Morton"! (8, 29 sq.). Neben solchen Karikaturen ist Amerika „ein Land der Freiheit, das freizumachen die ganze kultivierte Welt mitgeholfen hatte und das nun zu sehen, eine wahre Wollust für den Menschenfreund ist" (7, 126). Wir hören einen Mann, dessen

Freiheitsdrang eine der edelsten Erziehungsformen östlicher Kultur, das Kloster, als unmenschlichen Zwang empfunden, der sich diesen Fesseln als Dreißigjähriger (1823) durch die Flucht aus seiner mährischen Heimat über das Meer entzogen hatte. Für die Freiheit, seinen allzustarken Eigenwillen ungehindert betätigen zu können, verzieh er gern alle Enttäuschungen der neuen Welt. Er machte wahr, was die Romantiker geträumt hatten: mit dem Betreten der anderen Küste war selbst die Erinnerung an sein früheres Dasein für ihn untergegangen. Obwohl er nach 1833 die stille Schweiz statt des wilden Westlandes als Wohnsitz erwählte, behielt er stets den englischen Namen bei, mit dem er seinen deutschen, Carl Postl, vertauscht hatte. Er bezeichnete sich noch auf seinem Grabstein als Bürger der Vereinten Staaten Amerikas und bestimmte den größten Teil seiner Hinterlassenschaft dazu, zwei Verwandten die Niederlasssung in jenem besseren Lande möglich zu machen.

Nur vier Jahre (1823/7) ist Sealsfield vor Abfassung seines ersten Romans in Amerika gewesen, nur noch einmal (1837) vor dem Ende seiner Laufbahn als Schriftsteller hat er das Land seiner Neigung betreten. Aber diese kurze Zeit hat ihm damals das große Erlebnis und später die große Erinnerung bedeutet. So hat er mit dankbaren Augen den Anblick der Fluren, auf denen ihm zum ersten Male das Dasein weit wurde, in sich aufgenommen; noch nach Jahren vermitteln die Schilderungen seiner Romane Kraft und Frische des ersten Eindrucks. Die bunte Mannigfaltigkeit des Urwaldes, die unendliche Gleichförmigkeit der Prairie, der unvergleichliche Schwung in den Linien mexikanischer Landschaft haben ihn zu den besten seiner Schilderungen begeistert. Hier ist mit den Jahren ein Fortschritt deutlich zu bemerken. Die Theorie ist der praktischen Verwertung vorhergegangen: 1827 hat Sealsfield für Cottas Morgenblatt Reisebriefe, 1828 für Murray in London ein Buch „The United States of America as they are" geschrieben. Berichtsmäßig ist die Schilderung des Landes und seiner Zustände im „Virey" (3, 12) dem Romane vorangestellt, im „Legitimen" (1, 128) steht die vortreffliche Beschreibung der Landschaft Louisianas fast ohne Zusammenhang in der Erzählung. Aber schon hier finden sich Stel-

len, wo Landschaft und Handlung völlig zusammenstimmen; und die Kunst dieser harmonischen Darstellung steigt von hier aufwärts bis zu solch meisterhaften Schilderungen wie die der „Prairie am Jacinto" im „Cajütenbuch". Mensch und Landschaft bilden in den letzten Werken eine völlige Einheit, gemeinsam empfinden sie Lust und Leid. Dieses traumhafte Gefühl der Romantiker, daß alles scheinbar Leblose geheimnisvoll lebendig wirkt, trägt hier die Schilderung einer traumhaft fernen Welt; aus diesen Zusammenstimmen von Stoff und Form gewinnt der Leser den Eindruck, daß alles Dargestellte sehr wirklich ist. Wie bei Cooper entwachsen hier die Abenteuer dem fremden Boden mit Selbstverständlichkeit; nur entsprechen die Schilderungen der südlichen Gegenden, in denen die Romane Sealsfields mit Vorliebe spielen, mehr der traditionellen Vorstellung von Amerika als einer lachenden, südlich reichen Welt.

Glücklich und unvergleichlich wie das Land sind seine Menschen. Die Europäer freilich spielen in diesen Zonen eine klägliche Rolle: hochmütig und grausam ist der Spanier, eingebildet und unvorsichtig der Engländer, der Ire dumme, frech und ewig betrunken, der Franzose großsprecherisch und geldgierig, unsagbar elend und gemein aber der Deutsche. Es gibt nichts Widerwärtigeres als den alten Simon Martin, der unter schmutzigen Lumpen alter Wäsche sich einen Schatz sammelt (7, 70), oder jene Auswanderer, die dem selbstmordgewillten Morton begegnen (7, 48): „Kinder des unglücklichen Landes, ... die seit so vielen Jahren die Erde mit ihrem Blute zu düngen, die Welt mit ihrer Nacktheit und mit ihrem Elend anzuekeln bestimmt scheinen...". Aus solchen Menschen vermag nur etwas zu werden, wenn sie die Vergangenheit hinter sich werfen und als Bürger dem neuen Staate sich einfügen; so kann selbst ein Deutscher, wie der ehemalige hessische Offizier Isling, sich zu einem achtbaren Menschen entwickeln. — Der im Lande geborene Amerikaner überragt aber selbst die Besten der Eingewanderten. Nicht die kühlen, steifen Yankees des Nordens sind es freilich, denen Sealsfields Sympathie gilt, sondern die Creolen und Farmer des Südens. Nordstaatler wie Georg Howard spielen meist eine etwas komische Rolle, wenn auch ihre hunderprozentige Herkunft verhindert, daß

sie gründlich lächerlich gemacht werden. Mit großer Liebe malt Sealsfield die Creolen, deren Natur wie die ihrer heimatlichen Berge aus bizarrer Kraft und anmutiger Indolenz gemischt ist. Creolinnen sind neben den Töchtern des „Legitimen" Tokeah die einzigen Frauengestalten, die der nicht eben weiberfreundliche Junggeselle Sealsfield sorgfältiger Zeichnung für würdig hielt; die Erzählung vom Ringen der creolischen Aristokraten gegen den spanischen Vizekönig ist die straffste und eindrucksvollste unter den größeren Kompositionen des Dichters. Die weißen Eingeborenen der südlichen Grenzstaaten werden mit gleicher Liebe gezeichnet, so John Copeland im „Legitimen" oder der Oberst Morse im „Cajütenbuch", Nathan, der Squatterregulator, den man unschwer als einen Bruder Natty Bumpos erkennt, und der wilde Kentuckier Ralph, der von sich sagt: „Ich bin Major Doughby von New Feliciana, Bürger dieser Vereinten Staaten... und kein Mensch in der Welt ist mehr..." (10, 319). Mit hinreißender Begeisterung endlich ist die strahlendste Gestalt in diesem bunten Menschengewimmel gemalt, Morton aus Maryland, in dem der schönste Körper und der freieste Geist vereint sind. Die Leidenschaft des Südens ist bei ihm durch klaren Verstand und Ueberlieferung des Blutes beherrscht; er stammt aus einer der angesehensten Familien des Landes, sein Großvater war einer der Unterzeichner der Unabhängigkeitserklärung. Ein seltsames Schicksal erlebt dieser Jüngling: wagemutig hat er sein ganzes Vermögen auf ein Schiff gesetzt, und das scheitert. Vom Selbstmord durch den edlen Deutschamerikaner Colonel Isling gerettet, wird er von seinem Gläubiger, dem Bankier Girard in Philadelphia, als höchst brauchbarer Mensch befunden und nach Europa gesandt, um dort den Botschafter des pennsylvanischen Kapitalisten zu spielen. In London entschließt er sich nach inneren Kämpfen, nicht, wie ihm Isling vorschlug, als friedlicher Pflanzer zu leben, sondern der Sache des Geldes zu dienen. — Auch sein Auftraggeber Girard, „the old Stephy", verdient Beachtung. Er ist zwar nur ein Eingewanderter, wie alle nicht ganz vollkommenen Menschen in Sealsfields Amerika, aber er hat den Geist des Landes wohl begriffen. Zwei Iren, die von ihm Arbeit wollen, läßt er zwölf Stunden lang einen Haufen Ziegel immer von einer

Ecke der Hausfront zur anderen tragen, um zu sehen, ob sie arbeiten können, ohne nachzudenken, sechzig Minuten gibt er Morton Bedenkzeit, ob er auf seinen Vorschlag eingehen will; seinem Kassierer verweigert er Gehaltserhöhung zur Heirat, da jener doch nicht mehr arbeiten könne als bisher, aber er schenkt ihm zugleich 60,000 Dollars. Dieser Geldkönig ist ein kleiner, „alter Mann, aber rührig, in einem Mitteldinge zwischen Seemannsjacke und Rock... die ganze Garderobe wie eine Windfahne um sein Ich spielend" (10, 138), sein „olivengrünes Ledergesicht" schreit einen Aufsässigen an: „Jeder Teufel ist hier Mister, aber ich bin Meister..." (10, 151) und antwortet höhnisch auf den stolzesten Satz des Amerikaners: „....in a free country? Free to starve I say..."

Nicht als Einzelpersonen, sondern als Vertreter ganzer Bevölkerungsklassen hat Sealsfield die Menschen seiner Phantasie mit Bewußtsein gezeichnet, ihr Zusammenspiel sollte einen Begriff geben von den Bewegungen des ganzen Volkes dieser neuen Staaten. Hier gibt es keine Nebenperson, jede stellt eine eigenartige Lebensform dar; hier gibt's auch keine Hauptpersonen, denn die am stärksten belichteten Figuren bedeuten nichts als besonders wichtige Erscheinungen im Leben dieses Volkes. Hier ist nicht nur zum ersten Male die Erscheinung des amerikanischen Menschen differenziert, hier ist vor allem der große Unterschied zwischen Norden und Süden zu einem ganz klaren Ausdrucke gebracht. Eine bunte Fülle von Gestalten belebt die mit leuchtenden Farben gemalte Szene, aber in *einem* stimmen sie alle überein: in der Begeisterung für ihren freien, selbstgeschaffenen Staat. — Diese Hingabe, die auch für Sealsfield selbst das Erringen eines Lebenswertes bedeutet hatte, bestimmt des Dichters Urteil über seine Geschöpfe. Er möchte selbst kein Deutscher mehr sein, darum spricht er wegwerfend von allem, was noch deutsch ist; er wünscht, Amerikaner zu werden, darum sieht er zu den echten Söhnen Amerikas mit nacheifernder Bewunderung empor. Die eifersüchtige Neigung macht ihn aber auch scharfsichtig für die *Gefahren*, die seinen Lieblingen drohen. Morton ist der Vertreter des Amerikanertums, das der Versuchung des Geldes zu unterliegen droht. Klar spricht ein Helfershelfer Girards, der Londoner

Lamond, dessen Vorbild Balzacs Gobseck („La Peau de Chagrin", 1831) ist, die Bedeutung der amerikanischen Revolution für die Entwicklung der Geldherrschaft aus: „Für den Reichen gab es in dieser Welt keine Zufluchtsstätte, die Willkür konnte ihn selbst in diesem Lande erreichen. Nun aber kann sie es nicht mehr. Auf eurem Boden .... ist die Citadelle, die den Hafen verteidigt, in dessen Busen die Reichtümer der ganzen Welt in Sicherheit liegen können" (113). So wird einst das große Ziel erreicht werden können: „Wir halten die Bindungsfäden der Existenz jedes Staates, jeder Familie.... in unserer Hand...., wir die Herren der Welt.... (115). Wir gründen in der Wirklichkeit ein Reich, eine Kirche, die glänzender als die römische Kirche werden soll..., die die Pforten der Hölle nicht überwältigen sollen; denn auf ihren Fundamenten ist sie ja errichtet (118)". — Es braucht kaum erwähnt zu werden, daß der 40 Millionen Dollars schwere Stephan Girard ja wirklich gelebt hat (gest. 1831) und daß durch Vorgänge wie sein oder der Familie Rothschild Aufsteigen die Aufmerksamkeit damals stärker als vorher auf das Phänomen des Geldes gerichtet war. Sealsfield hat klarer als andere die unerhörten Möglichkeiten gesehen, die jene Form der Macht in der neuen Welt erwarteten; der Girard seiner Dichtung ist der erste amerikanische Geldmensch großen Formats in der deutschen Literatur.

Als unendlich groß in ihren Möglichkeiten, aber auch als furchtbar in ihren Gefahren, hat Sealsfield so seine zweite Heimat mit allzugroßer Hingabe und hinreißender Beredsamkeit geschildert. Durch seinen Mund bekam der deutsche Leser zum ersten Male lebendige Kunde von dem Lande der letzten Hoffnung. Vergebens sieht man sich vorher und nachher in der deutschen Literatur nach einem Dichter um, der mit gleicher Kraft die frohe Botschaft der amerikanischen Freiheit verkündet hätte. Sealsfield freilich ist seine Rolle teuer zu stehen gekommen. Der Daseinskampf in Amerika hatte seine Kräfte offenbar rasch verbraucht, seit den 40er Jahren ist er ein kranker Mann, der nicht mehr beweglich genug ist, der ungünstigen Entwicklung der Geschäfte sich anzupassen: So verfällt er der Vergessenheit und zuletzt der Not. Eine im Grunde tragische Erscheinung, dieser eigene Herr mit dem

Aussehen eines k. u. k. Kanzleirates, der sich rühmte, eine Sklavenfarm am Red River zu besitzen, und mit elendem Sparen sich die letzten Tagen vergällen mußte, dieser „Bürger der Vereinten Staaten", der doch lieber in der Schweiz lebte, dieser als nüchterner Geschäftsmann sich gebärdende große Phantast und Dichter — kein schlechter Kronzeuge der unglücklichen Liebe seines Volkes zu dem großen, freien Lande der westlichen Hemisphäre.

---

2. Die Dollardemokratie.

Ungünstige Beurteilung der Auswanderung hat während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Phantasie einzelner Dichter das schöne Bild Amerikas kräftig getrübt, wenn auch keiner die wirklich von dort drohende Gefahr so klar erkannt hat wie Sealsfield. Die ungeheuren Leiden der Ausgewanderten im 18. Jahrhundert hatten bei den bürgerlichen Dichtern nur selten einen schwachen Nachhall gefunden; dieser Bauernauszug war eine Erscheinung des wirtschaftlichen Elends neben vielen anderen gewesen. Im 19. Jahrhundert aber, als die Auswanderung eine politische Angelegenheit wird, regt sich rasch der poetische Tadel.

Rückert mahnt schon im Hungerjahre 1817: „Bleibet im Lande!" (1, 188), überall sei es ja auf Erden jetzt schlimm. Bäuerle (Anm. 51) läßt 10 Jahre später in seinem Feenspiel „Glück in Wien" * den Tischler Baldian, der mit betrügerischen Versprechungen nach Amerika gelockt worden ist, durch Armidas Zaubergürtel nach Wien versetzen, wo er leicht sein Glück findet. Freiligrath ruft im Sommer 1832 den auswandernden Schwarzwälder Bauern wehmütig zu: „O sprecht, warum zogt ihr von dannen!" (1, 11). Der Dichter aus Detmold mußte freilich später mehrmals selbst erwägen, ob es nicht besser sei, „an des Ohio duftigen Wiesen" das letzte Asyl der Freiheit zu suchen; 1846 ist das Gedicht „Springer" entstanden, in dem er sich mit dieser Möglichkeit tröstet, und schon 10 Jahre vorher ein Cyklus „Der ausgewanderte Dichter" niedergeschrieben worden (1, 174), der

das Leben eines deutschen Künstlers im Urwald „bei den Atlantiden" beschreibt.

1832 hat in der Tat ein Mann, den viele im Vaterland schon als Dichter feierten, das Meer überquert, um in die „Schule der Urwälder" zu gehen, Nikolaus Lenau. Wie Sealsfield, trat er als Dreißigjähriger die Fahrt an, wie jener suchte er im neuen Lande Befreiung. Aber der Bedränger saß in seiner eigenen Brust, maßlos enttäuscht mußte er also zurückkehren. — Anfangs ist er überschwänglich begeistert von dem Gedanken der Amerikafahrt; so freut er sich auf das Leben im Urwald, wo er „rauchen, schießen und die Affen ausspotten" (III, 93) wird, liest Duden und erwartet Ungeheures. Vergebens sucht ihn Kerner von der fixen Idee zu befreien, vergebens warnt ihn Anastasius Grün: „Ach, ich fürcht', an keinem Baume in des Urwalds Nachtverließ, Unmutvoller Argonaute, hängt Dir dort Dein goldenes Vließ!" (2, 380). Auf dem letzten „Maskenball" (1, 80) wendet der Scheidende seine Blicke von dem gebrochenen Polen auf das freie Amerika, beim „Abschied" (1, 121) sendet er seinem Schiff die feuriger Verse voraus: „Du neue Welt, du freie Welt, An deren blüthenreichem Strand Die Fluth der Tyrannei zerschellt, Ich grüße dich, mein Vaterland!" Aber die Ekelhaftigkeiten des Transportes auf dem Rhein wecken dann schon vor Amsterdam in dem leicht Bestimmbaren den Entschluß, nur vier Wochen drüben zu bleiben. Noch bevor er den Ozeansegler besteigt, richtet er elegische Verse „an den Wind" (1, 293), „Wanderer und Wind" (1, 277) führen auch auf dem Schiffe eine trübe Unterhaltung; Zeugnisse des gleichen bangen Gefühls sind die Strophen „An mein Vaterland" (1, 149) und „Meeresstille" (1, 143). Mit der Landung sind alle Träume vernichtet. Es reiht sich der Aufenthalt in einer elenden Auswandererherberge in Baltimore an, deren Insassen er später in der Görgszene seines „Faust" (2, 188) geschildert hat; es folgt der Winter in dem Rappistendorfe Economy, das gerade damals durch wirtschaftliche Auseinandersetzungen innerhalb der Harmoniten-Gemeinde unerfreuliche Bilder bot. Hier blüht dem Kranken „Die Rose der Erinnerung", er klagt sich an, „das teure Land" treulos verlassen zu haben (1,107), und ruft sich Bilder besserer Tage vor die Seele: „Der Postillon",

„Die schöne Sennin", „Die Heidelberger Ruine" steigen vor seinem Geiste auf. Den gegenwärtigen Aufenthalt aber beschreiben erbitterte Briefe: Buffon habe recht, daß in Amerika „Menschen und Tiere von Geschlecht zu Geschlecht herunterkommen" (3, 196); Singvögel fehlten in diesem Lande (3, 193); hier lebe „der Mensch in einer sonderbaren, kalten Heiterkeit, die ans Unheimliche grenze", hier entfalte sich „der praktische Mensch in seiner furchtbarsten Nüchternheit" (3, 200). Eine Niagarastimme gehöre dazu, „um diesen Schuften zu predigen, daß es noch höhere Götter gebe, als die im Münzhause geschlagen werden" (3, 193). Hier sei „das wahre Land des Unterganges, der Westen der Menschheit", das atlantische Meer aber „der isolierende Gürtel für den Geist und alles höhere Leben" (3, 199). Nach solchen Betrachtungen war die Rückkehr im Frühjahr selbstverständlich. Nicht Vereinte, „verschweinte Staaten" seien das, äußerte er noch in der Heimat gesprächsweise; die dort entstandenen Verserzählungen „Das Blockhaus" und „Der Urwald" (I, 273, 268) sind erfüllt von dem gleichen Ekel: In diesem Lande fehlen dem Walde Sonne, Vögel und Wind; voll Moder, ist diese Wildnis ein Bild des Todes, die Menschen darin aber ebenso lebendig tot, nur mit Gedanken an Geld und Nutzen erfüllt, ihr Gespräch „Thalergelispel." Die Anfangsworte des Urwaldgedichts ballen das ganze Gefühl in einen Satz zusammen:

„Es ist ein Land voll träumerischem Trug,
Auf das die Freiheit im Vorüberflug
Bezaubernd ihren Schatten fallen läßt,
Und das ihn hält in tausend Bildern fest;
Wohin das Unglück flüchtet ferneher
Und das Verbrechen zittert übers Meer;
Das Land, bei dessen lockendem Verheißen
Die Hoffnung oft vom Sterbelager sprang
Und ihr Panier durch alle Stürme schwang,
Um es am fremden Strande zu zerreißen
Und dort den zwiefach bittern Tod zu haben;
Die Heimat hätte weicher sie begraben!" —

Der gleichen Zeit nach der Heimkehr entstammen dann freilich die begeisterten Niagaragedichte (I, 271, 272) und der „Wunsch" (I, 288), mit der Geliebten im Brausen und Dämmer-

schein des Urwaldes einsam zu hausen; 1838 kann er seiner Freundin Sophie Löwenthal schon wieder drohen, er werde für den Rest seines Lebens nach Amerika gehen (4, 136). Wenige Jahre später wurde sein Geist in die sichere Ferne entrückt, nach der er so lange sehnsüchtig gesucht hatte (Anm. 52).

Besser wußte der alternde Dichter des „Taugenichts“, wo „Eldorado“ (1832; I, 346) zu finden ist, das manchmal aus Träumen taucht, „als läg' es weit im Meer“; nur in der glücklichen Erinnerung an die Kindheit. Sein „Auswanderer“ (1850; I, 148), ein Musikant mit leerem Beutel und großen Hoffnungen eilt zwar über das Meer „nach den Vereinigten Provinzen, Wo die Einwohner alle Prinzen Und alle Berge in Gold verhext, Wo die Zigarre und der Pfeffer wächst!“ — aber drüben ist er heilfroh, daß er bei einer Wandertruppe eine schmale Stellung bekommt. Glücklicher ist freilich der Maler, der in Stifters „Kondor“ (1840; 1, 36) über den Ozean zieht. Heine aber bedankt sich seinerseits für die Möglichkeit, „nach dem großen Freiheitsstall, Der bewohnt von Gleichheitsflegeln“, zu flüchten, denn ihn ängstige „ein Land, Wo die Menschen Tabak käuen, Wo sie ohne König kegeln, Wo sie ohne Spucknapf speien“ (vor 1859; 1, 412); und am Schlusse seiner Erzählung von der seltsamen Fahrt des Conquistadors Juan Ponce de Leon preist er das Land, in dem Lethe, die einzige Quelle der Verjüngung, fließt, als „das wahre Bimini“.

* * * *

In den Jahren, da diese Nachzügler der Romantik im Geiste oder auch in der Wahrheit solch einen trüben Abschied von dem Lande nehmen, das die ersten Ritter der blauen Blume sich als neues, freies Vaterland geträumt hatten, schwillt die Auswanderung zu unerhörter Stärke an. Das Einsetzen der Reaktion nach 1848 trifft mit den Nachrichten von den Goldfunden in Californien zusammen; 1852 ziehen mehr als 200,000 Deutsche über das Wasser. Kein Wunder, daß die Warnrufe lauter und häufiger werden.

Die Gestalt des arm aus Amerika Heimgekehrten tritt nun neben die des drüben Reichgewordenen. Unter den fast durchweg bäuerlichen Auswanderern werden wenige gewesen sein, denen

an der fremden Küste überhaupt noch die Möglichkeit der Umkehr offenstand. Unter den bürgerlichen Teilnehmern des neuen Zuges mochten viele, durch die ersten Schwierigkeiten geschreckt, arm am Beutel in die heimatliche Enge zurückkehren. — Charles Dickens, der 10 Jahre nach Lenau das Westland besucht hat, stellt in seinem kurzweiligen Buche „The Life and Adventures of Martin Chuzzlewit" (1843) die Leiden eines solchen „Greenhorn" dar, das durch edle Amerikaner vom Schlage des Grundstückmaklers Scadder der Sorge um sein Vermögen enthoben wird. Das gereicht Martin aber zum Heile, er kehrt heim nach England und gewinnt dort die Neigung seines gleichnamigen Onkels, bei dem ihn dessen Vetter Pecksniff verleugnet hatte, zurück. Nestroy hat einen ähnlichen Vorwurf 1848 auf die Bühne gebracht; seine „Anverwandten": Onkel und Neffe Stachelbaum sowie der Vetter Edelschein bilden die gleiche Gruppe (W. 4, 227).

Mit dem Volksstück klagt auch das Volkslied 1848 über „Die unglückliche Auswanderung" (Ditfurth 5, 123) und warnt davor, ins „Land Amerika" zu ziehen, „welches hier ist unbekannt". Der alte Arndt entrüstet sich über die Verpflichtung von Tausenden Schleswig-holsteinischer Soldaten nach Brasilien (1851; 4, 134). Gottfried Kinkel vergleicht auf seiner Amerikareise „Amerika und Europa" und ruft aus: „Altes Europa, wie bist du uns theuer!" (1851; 2, 39).

Eine Reihe von Romanen gibt nach 1850 der gleichen Stimmung Ausdruck. Die seit 1828 im Staate New York als Gattin des Theologen Robinson lebende Hallenser Professorentochter Therese A. L. v. Jacob (Anm. 52a) veröffentlichte 1852 einen Roman „Die Auswanderer" (zuerst englisch: "The Exiles", 1851). Die Handlung: des Studenten Hubert und seiner Geliebten Klothilde von Osten Auswanderung, Trennung durch Schiffbruch und Wiedervereinigung nach langem Leiden, gibt Gelegenheit, dem Leser eine bunte Folge amerikanischer Bilder und Gestalten vorzuführen, die mit großer Wahrheit gezeichnet sind, aber zugleich mit der deutlichen Absicht, die nördlichen Staaten auf Kosten der südlichen als einzigen Hort der Freiheit hinzustellen. — Im gleichen Jahre schreibt Berthold Auerbach, der noch 1843

in seinem „Tolpatsch“ ein Beispiel glücklicher Auswanderung gezeichnet hatte, einen elenden Roman, dessen Held, Graf Falkenberg, wegen seiner Teilnahme am Aufstande von 1848 Deutschland verlassen soll, aber nicht weiß, „wie er athmen kann in einer Luft, die nicht vom deutschen Wort erklingt“. So tauscht er seine Papiere mit denen des auswandernden Lehrers Baumann und beginnt unter dem neuen Namen ein „Neues Leben“.

Auch einen Roman, „Die Auswanderer“, hatte Auerbach schreiben wollen; die Erzählungen seines Freundes Lenau hatten ihn 1844 dazu angeregt (Anm. 53). Hauptperson des Romans sollte ein heimatflüchtiger Dichter sein, der des Freundes Züge und Schicksal zu tragen hatte. Der Plan ist von Auerbach nicht ausgeführt worden; ganz denselben Stoff aber hat nach gleichem Vorbild Ferdinand Kürnberger in seinem Roman „Der Amerikamüde“ geformt (1855). Moorfeld heißt sein auswandernder Dichter, der dem katholischen Adel Deutsch-Ungarns entstammt und nach Amerika zieht, um dort eine neue Form des Lebens, eine neue Vermählung von Geist und Stoff zu finden; aber auf den Straßen und in den Salons von New York, wie am Rande der Wildnis erlebt er eine Enttäuschung nach der anderen. Wind und Wetter sind prosaisch in diesem Lande, „der Himmel so arm wie die Erde“ (320), entsetzlich „die blöde glotzende Einsamkeit und Barbarei des Urwaldes“ (501). Das Widerwärtigste aber sind die Menschen, die mit gleicher Unbewegtheit des Geistes zum Mord wie zu den Geschäften gehen, deren Frauen langweilig und früh verblüht, deren Aerzte und Geistliche Betrüger sind — „eine Nation von Souveränen..., aber auch eine Nation von Beutelschneidern“ (298). Typischer Vertreter dieses sich jung gebärdenden, aber an Geldgier gealterten Volkes ist der erste Amerikaner, den Moorfeld näher kennen lernt: Staunton; der Mann ist geschminkt und hat falsche Zähne, seine weltmännische Haltung und geschäftsfreundliche Heiterkeit bilden „gleichsam die moralische Seite dieser Toilettenkunst“ (29). Der Europäer ist in diesem Lande nichts als ein Gegenstand, mit dem man „dirty job“ treibt: der alte Komponist Da Ponte verhungert hier auf der Straße, Moorfeld selbst wird um seinen erworbenen Grundbesitz betrogen, die deutsche Kolonie in New York endlich, die es durch Fleiß und

Sparsamkeit zu Wohlstand gebracht hat, von den Rowdies und Loafers eingeäschert. Wer nicht untergehen will, muß, wie der Rektor Benthal, ein Schuft unter Schuften werden. Kein Wunder, wenn Moorfeld bald erkennt, daß „Amerika ein Vorurteil" ist (334), wenn er schließlich, wie von Furien gepeitscht, nach der Heimat zurückflieht. Der letzte Abschiedsgruß des freien Landes ist für ihn der Anblick eines gelynchten Deutschen; die Insassen eines deutschen Auswandererschiffes aber, dem sein Fahrzeug nahe der Küste begegnet, begrüßen die über der eingeäscherten Kolonie ihrer Landsleute aufsteigende Rauchfahne als erstes Zeichen des ersehnten Landes mit dem Rufe: „Vivat das freie Amerika!" (567).

Die Enttäuschung, die in einigen Werken des 18. Jahrhunderts zum Ausdruck kam, hat sich bei diesen Dichtern des 19. Jahrhunderts in entrüstete Anklage verwandelt. Theoretisch knüpfen auch sie noch an Buffon und seine Schule an: Der Satz vom minderen Werte der Natur des anderen Kontinents taucht immer wieder als Ergebnis und Lehre aller vorgeführten Beispiele auf. Praktisch aber verfügt man jetzt über eine viel größere Kenntnis des neuen Erdteils; die Frau Robinson, Lenau und Kinkel haben ihn mit eigenen Augen gesehen; Kürnberger hat seine Geschichte auf Grund eines genauen Studiums der neuesten Reisebeschreibungen so kunstvoll gebaut, daß er oft gefragt wurde, wann er in Amerika gewesen sei. Diese bessere Kenntnis ist Voraussetzung des Tadels; denn nur was man kennt, kann man ernsthaft anders wünschen. — Es geht diesen Dichtern mit Amerika wie mit einer schönen Frau, in deren geschmeicheltes Bild man sich vergafft hat und deren Anblick nun enttäuscht: die Leidenschaft wandelt sich von Liebe in Abscheu. Beide Empfindungen freilich sind Ergebnisse eines Vergleichens: schön war das unbekannte Westland erschienen, weil Europas Anblick abscheulich war; häßlich findet man den neuen Staat in der Nähe, weil das Herz sich anderswo lichtere Bilder träumt. Begeisterte Patrioten wie Rückert, Arndt, Eichendorff und Kinkel sind unter den Tadlern des neuen Kontinents, Sympathie für den Norden der Union treibt die Frau Robinson zur Herabsetzung des Südens, Verkettung an die geistige Kultur des Ostens endlich läßt die Oesterreicher Lenau und Kürnberger, wie den deutschen Juden Heine, der europamüde

nach Indien blickt, die kalte Luft des nüchternen Nordamerika unerttrräglich finden. Vielfach grotesk in ihren Aeußerungen und Urteilen stellt diese Abneigung einen notwendigen Rückschlag gegen die überschwengliche Verherrlichung in den vorhergehenden Jahrzehnten dar. Licht wie Schatten war nun einseitig und scharf genug gezeigt worden; spätere Jahre mochten versuchen, nach Sealsfields Vorgange beide zu einem lebenswahren Bilde zu vereinen.

A. Sklaventum und Indianermord.

Nichts hat der Begeisterung für Amerika in Deutschland mehr geschadet als das Mitgefühl für die unterdrückten Naturvölker schwarzer und roter Rasse. Das 18. Jahrhundert hatte gern alle Grausamkeit dem Europäer in die Schuhe geschoben; genauere Betrachtung aber mußte zeigen, daß es in den Südstaaten der Union wenig anders aussah als auf den Antillen. Die Tatsache der Sklaverei zwang zu einer Stellungnahme, man mußte sie entweder rechtfertigen oder verurteilen.

Wie alles Ungünstige über Amerika, kommt diese Frage bei den deutschen Dichtern erst in den 30er Jahren zur Erörterung; vorher hielt Begeisterung für das neue Vaterland alle anderen Gedanken fern. Es ist ein Zufall, wenn A. W. v. Schlegel 1807 ein geziertes Sonnett „Auf die Taufe eines Negers" schreibt, der freigelassen, die Milde der Weißen beglückt erkennt. Von ähnlichen Gefühlen sind die Sklaven des „Pflanzers auf Cuba" erfüllt, dessen patriarchalisch regierte Plantage Zschokke 1832 schildert. Im Süden der Union herrscht nach Sealsfield das gleiche Verhältnis; die Sklaven des Colonel Isling, der „Morton" das Leben rettet, lieben ihren Herrn über alles (1835; W. 7); in den „Pflanzerleben" überschriebenen Skizzen zeigen sich allerwegen ähnliche Bilder. Hier unternimmt es der Dichter sogar, in einer großen Debatte zwischen Freunden und Feinden der Sklavenbefreiung die Recht- und Ehelosigkeit der Schwarzen ausführlich zu rechtfertigen: die Farbigen müßten erst zur Freiheit erzogen werden, da nur eine kultivierte Nation dieses Glück ertragen könne (12, 157 sq.).

Mit anderem Empfinden hat Freiligrath seine Gedichte „Der Mohrenfürst“ und „Leben des Negers“ (1826; 1, 26) geschrieben — der politisch und wirtschaftlich eingeengte Europäer fühlt sich als Bruder des seiner Freiheit und Würde beraubten Afrikaners. Hohn gegen die salbungsvolle Selbstrechtfertigung der weißen Menschenschinder erklingt in Heines „Sklavenschiff“ (ca. 1850; 2, 121). — Als edlen Helden inmitten der elenden Weißen stellt Theodor Mügge endlich den Negerfürsten „Toussaint“ dar (1840); Stoff zu diesem Roman hat noch einmal der Negeraufstand in Hayti von 1791 geboten. Auch hier stehen sich, wie bei Sealsfield, Sklavenhalter und Abolitionisten gegenüber; nur ist alle Klugheit und Güte auf Seite der Letzteren. Ein besonders krasses Beispiel des Unrechts, das aus dem Sklavenrechte entsteht, zeigt A. Schrader an der „Braut von Louisiana“ (1849), die als Tochter einer Sklavin am Tage ihrer Hochzeit von den Gläubigern ihres Vaters verkauft und nur durch den Edelmut des rauhen Pflanzers Jackson gerettet wird. Gute und böse Weiße sind in diesen Romanen, wie in allen Negerdichtungen seit Aphra Behn, neben einander gestellt; der Neger ist ihr wehrloses Opfer, auf den sich alles Mitleid vereinigt, nur die Mulatten werden als lächerlich, eitel und tückisch gezeichnet.

Teilnahme der deutschen Heimat an der großen Auseinandersetzung in den neuen Staaten bedeuten diese Dichtungen. Deutsche waren es auch dort gewesen, die 1688 den ersten Protest gegen das Halten von schwarzen Sklaven verfaßt hatten, ihr Ruf hatte bald vielstimmigen und immer wachsenden Widerhall gefunden. Schon Cooper nimmt in seinem “Travelling Bachelor” für die Neger Partei. 1852, im gleichen Jahre, da Therese Robinson, in ihren „Auswanderern“ die Sklaverei des Südens verurteilt, schreibt die Tochter eines methodistischen Predigers, Harriet Beecher, jene wirksamste Streitschrift im Kampfe für die Sklavenbefreiung: “Uncle Tom’s Cabin”. Der Erfolg der Erzählung in allen Ländern europäischer Kultur war außerordentlich; in Deutschland führte seine Uebersetzung eine Flut von Sklavenromanen herauf. Mag die Darstellung dieses Werkes unkünstlerisch sein, die Folge der Bilder ist sehr geschickt gegeben: zuerst das Gemälde eines Zustandes, wie ihn der Amerikaner gern als natürliche Folge des be-

stehenden Rechts betrachtete; ein humaner Herr, Mr. Shelby, zwischen zu guten Christen gebildeten Sklaven, dann aber die schreckliche Schilderung der furchtbaren Möglichkeit, die dies gleiche Recht enthält; die grausame Herrschaft des Pflanzers Legree, der in der Wut seine Schwarzen zu Tode peinigen läßt, am Ende aber Aussage dessen, was Besserung bedeuten kann: Aufhebung dieses Rechts und Förderung des 1821 gegründeten, 1847 für unabhängig erklärten Freistaates Liberia. Vielleicht hat die Verfasserin von den Mulatten eine Führung der Rassengenossen zur Selbständigkeit erwartet; wenigstens deutet darauf der Umstand hin, daß George Harris, der Mischling, entkommt, während Tom, der Vollneger, der Grausamkeit seines Herrn erliegt. Höchst wirkungsvoll ist es, daß dem wütenden Weißen aus dem Munde seines schwarzen Opfers die Worte der christlichen Lehre entgegentönen. Und mit der gleichen religiösen Begeisterung beschwört die Erzählerin am Schlusse ihre Landsleute, vor allem die Mütter Amerikas, diese Schande von ihrer Heimat zu nehmen. In der Tat, die Empörung des religiösen Fühlens, das bei jenem Volke von den Anfängen her auf das innigste mit dem staatlichen verwachsen ist, hat die Sklaverei in den Staaten vernichtet.

* * * *

Mitgefühl tritt auch dem Indianer gegenüber im 19. Jahrhundert an die Stelle der Bewunderung, die man früher für die „besseren Menschen" empfunden hatte. Freilich wirkt die Tradition noch unter den Romantikern fort: Chateaubriands Wilde sind die letzten fehlerlosen Söhne der unverbildeten Natur. In einem Liede Brentanos (II, 440) wird die indianische Sklavin zwei allzu zivilisierten europäischen Damen in alter Weise gegenübergestellt. — Cooper macht auch in der Entwicklung dieser Vorstellung Epoche: die Indianer seiner Romane sind keineswegs fehlerfreie Menschen, sondern aus Gut und Böse gemischt wie alle anderen Söhne dieser unvollkommenen Erde: Uncas, der letzte Mohikaner, fällt unter dem Messer des Feindes, ehe er als Mann erfüllen kann, was er als Jüngling zu versprechen schien, Wyandotte bleibt blutgierig und rachsüchtig bis ans Ende, Eingachgook, der stolze Gefährte Lederstrumpfs, wird zuletzt ein Opfer des Branntweins. — Neben diesen Romanen boten für den Gebildeten gelehrte Reisewerke wie die von Humboldt (1814) und Martius

(1823), für das Volk aber Vorführungen von Eingeborenen des neuen Kontinents auf Märkten und Festen lebendige Bilder indianischen Lebens. 1817 hatte A. W. v. Schlegel sich noch keine rechte Vorstellung von einem Menschen roter Rasse machen können; 1836 kann Chamisso schreiben: „Ossagen, Botokuden, Esquimaux... bekommt man bequemer daheim zu sehen als in der Fremde" (Reise, 87). — So mußte freilich die verklärte Vorstellung verschwinden; aber Fehler und Torheiten konnten nicht das Mitgefühl für die Rasse ertöten, der eine über alles Vergehen schwere Strafe drohte: der Untergang.

1825 wurde den östlich des Mississippi wohnenden Indianern der Uebergang auf das Westufer befohlen; die Botschaft war unterzeichnet durch den Präsidenten Monroe, der auch nach Osten das Hoheitsgebiet der neuen Staaten klar abgegrenzt hatte. Der Widerstand der Stämme, die ihrer Väter Gräber nicht verlassen wollten (so der Seminolen in Florida bis 1827 und der Tscherokesen in Georgia bis 1838) fand in Deutschland lebhafte Anteilnahme, zumal bald darauf die unglückliche Erhebung von 1830 in Polen ähnliche Szenen zeigte. Chamisso schreibt 1831 die „Rede des alten Kriegers Bunte Schlange im Rate der Creek" (338), die höhnisch auf den Widerspruch zwischen den liebreichen Worten des „großen Vaters" und dessen Taten hinweist. Den Freitod eines alten Indianers im „Mordthal" schildert eine andere Verserzählung des ehemaligen Weltreisenden (1831; 399), die leise an Schubarts und Kuhs Gedichte vom sterbenden Indianer erinnert. Aus Humboldts Reise ist der Vorwurf einer dritten, vom gleichen Geiste erfüllten Terzinenkomposition genommen: „Der Stein der Mutter" (1831; 324) erzählt am Ufer des Orinoko „mit stummem Munde" die furchtbaren Leiden einer Indianerin, die, als Sklavin von ihren Kindern getrennt, nach drei verzweifelten Versuchen, wieder zu ihren Lieblingen zu gelangen, sich dem Hungertod hingibt. Vollkommen drücken diese feierlich hinfließenden Verse, deren Reime unerbittlich einander erwidern, den fremden Ernst der sterbenden Rasse aus und ihren Mut, in dem keine Hoffnung mehr ist. — Freiligraths bewegterem Fühlen war solche Gestaltung unmöglich, seine Klage über die Zurückdrängung der freien Söhne der Natur, zu der ihn Erinnerung an den Natur-

forscher „Audubon" veranlaßt (1833; I, 144) wird zum Aufruf an die Roten, die Weißen, das „Raupenheer" am Stamme der herrlichen Eiche Columbia, auszurotten. Kein Wunder, daß ein Deutschamerikaner dem „großen Sänger" mit guten Gründen und schlechten Versen eine derbe „Antwort" erteilt hat (Am. Germ. 1). — Mit gleich starkem Mitgefühl schildert Lenau nach seiner Heimkehr den nach Westen sich wendenden „Indianerzug" (I, 108) und „drei Indianer" (I, 112), die aus Verzweiflung über den Untergang ihrer Freiheit sich bei nächtlichem Gewitter in den Niagara stürzen. Wie bei Chamisso in furchtbares Schweigen, wie bei Freiligrath in einen Kampfruf, klingt bei Lenau das Gedicht in einen Fluch auf die Weißen aus.

Nicht geringeres Mitgefühl für den roten Mann erfüllt Sealsfields ersten Roman „Der Legitime und die Republikaner" (1838), dessen Anfang schon 1828 in englischer Sprache unter dem Titel „Tokeah" von Carey und Lea in Philadelphia verlegt worden ist, die zwei Jahre vorher Coopers „The Last of the Mohicans" veröffentlicht hatten. Tokeah, der greise Häuptling der Oconees, hat hier in gleichem Maße unser Mitgefühl wie der jüngere und doch bedächtige Comanchenführer El Sol; traditionellen Edelmut zeigt die Tochter Tokeahs, Canondah, die den englischen Offizier James Hodges vom Tode errettet. Nach Westen zieht Tokeah, um den Weißen, die er mit Weinreben und Spinnen vergleicht, zu entgehen, aber nirgends findet er vor ihnen Ruhe. Erschüttert wird geschildert, wie der Häuptling das Grab seines Vaters geschändet wiederfindet, und wie seine über alles geliebte weiße Pflegetochter, die „weiße Rose", von ihm getrennt wird. Dennoch muß dieser gequälte Mann, der nur auf sein legitimes Recht pocht, vor den Vernunftgründen des republikanischen Generals Jackson verstummen. Die Kultur behält recht; ihre Ausbreitung und die Vernichtung alles dessen, was ihr im Wege steht, ist ein Naturgesetz, an dem keinem Menschen Schuld gegeben werden kann. — Sealsfields Werk eröffnet eine lange Reihe deutscher Romane, die sich mit der Auseinandersetzung zwischen Kolonisten und Indianern beschäftigen. Diese Wildwest-Literatur bringt 1851 die steten Neuauflagen der Werke Coopers zum Stillstand. Sie führt eine Verherrlichung des Indianers herauf, die an bunter

Mannigfaltigkeit noch die des 18. Jahrhunderts übertrifft. Wie die untergegangene Sonne für kurze Zeit ein sanftes leuchtendes Scheinbild über dem Horizont zurückläßt, so lebt die verschwindende Rasse in den Literaturen der europäischen Völker für kurze Zeit ein schöneres Leben. —

Wie jedes Pathos hat diese Art der Darstellung zur Satire gereizt. Schon die englischen Schwärmer für das vollkommene Glück der unverbildeten Menschen hatten in Swifts „Pferdestaat" (1726) einen unliebsamen Nachfolger gefunden; die Gegenüberstellung der zivilisierten Gäule mit dem Menschen, der als Raubtier an den Grenzen jenes Staates lebt („I never beheld in all my travels so disagreeable an animal") ist von unübertrefflicher Bosheit. Wieland versuchte, den deutschen Schülern Rousseaus mit seiner mexikanischen Geschichte von „Koxkox und Kikequetzel" 1770 den gleichen Dienst zu erweisen (W. 31). Humboldts schwungvolle Schilderungen parodiert nun Immermann (Anm. 54) 1838 mit seiner „Münchhausen"-Erzählung (1838; I, 18) vom idyllischen Leben der Indianer im Gebiete von Apapurincasiquinitschchiquisaqua, wo die pfirsichblütenen Kühe saure Milch geben, weil alles Ursprüngliche sauer ist. Fanny Lewald benutzt eine Szene im wilden Westen, um ihre Rivalin Ida Gräfin Hahn-Hahn lächerlich zu machen: „Diogena" (1847: 156) sucht auch unter den Wilden den „Rechten"; ein Häuptling nimmt in der Tat die Frau, die „vollkommen wie eine Squaw ins Deutsch-aristokratische übersetzt" aussieht, zu sich ins Zelt — schickt sie aber bald wieder fort, da er fürchtet, daß das schwache Weib ihm schlechte Kinder zur Welt bringen wird.

Auch historischer Einkleidung hat sich die Verherrlichung der Indianer bedient: in Klingemanns „Cortez"-Drama (1818) ist Marina wie vordem die edlere Wilde, in Rückerts „Colombo"-Cyklus (1845) sind die Indianer freundlich unschuldige Naturkinder, Heine hat sich in seinen „Vitzliputzli"-Romanen (1851) in ein Amerika geträumt, das noch nicht „europäisieret abgewelkt" ist; edel steht hier Montezuma, der in seiner heidnisch-abergläubischen Blindheit noch an die Heiligkeit des Gastrechts glaubt, neben dem „Räuberhauptmann" Cortez. Einer der größten Dichter

Amerikas, Longfellow, hat 1855 die Sagen der Indianer mit der Ehrfurcht, die man Sterbenden zu zollen pflegt, zu einem Epos verschmolzen, das auf die deutsche Indianerliteratur stark eingewirkt hat. Hier werden die roten Stämme in ihren glücklicheren Tagen geschildert, unter der weisen Herrschaft „Hiawathas", den Manitou selbst ihnen vom Himmel gesandt; nur zuletzt betritt des weißen Mannes Fuß das Land, und wie ein Wolkenschleier zieht das Bild des dereinstigen Endes durch den Geist des Helden (II, 273):

"I beheld our nation scattered,
Weakened, warring with each other,
Sweeping westward, wild and woful,
Like the cloud-rack of a tempest,
Like the withered leaves of Autumn!"

IV. Kapitel

Der wilde Westen und sein Widerspiel

1. Amerika wie es war.

In der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wächst die deutsche Amerikaliteratur zu einer bis dahin unerhörten Breite an; sie beschäftigt sich aber fast ausschließlich mit dem Westen der Union, jenem gewaltigen Kolonisationsgebiet zwischen dem größten Strom und dem größten Ozean der Erde. Die Teilung des Oregon-Territoriums 1846, der Friedensvertrag mit Mexiko 1848 und der Gadsdenkauf des Landesstreifens zwischen Colorado und Rio Grande 1853 hatten die Grenzen des jungen Staates im Westen festgelegt. Einwanderung und rasches Anwachsen der Nation erfüllten den gewonnenen Raum überraschend schnell mit Leben. Das seit 1849 in Californien gefundene Gold lockte noch mehr als die Aussicht auf freien Besitz; die von 1862 bis 1869 vollendete Pacificbahn erleichterte das Eindringen. Von 1850 bis 1900 verdreifachte sich die Bevölkerung der Union; über 3 Millionen Deutsche sind in diesem Zeitraum nach den Staaten gezogen.

Anreiz oder Ersatz für die Auswanderung ist die ganze Wild-West-Literatur in Deutschland. Die Fülle dieser Bücher gleicht den endlosen Prairien, mit denen sie sich so gerne beschäftigen: Hat man einen Hügel erklommen, so bietet sich nur der hoffnungslose Blick auf Hunderte anderer Hügel, hinter denen abermals Hunderte kommen. Aber es sind immer die gleichen Hügel und immer das gleiche Gras. — Diese Geschichten sind nacheinander in Zeitschriften (Anm. 55), Einzelbänden und Sammelwerken erschienen; sie waren in den tiefen wie den hohen Schichten der Leserschaft als Lektüre für Erwachsene oder auch nur für Kinder im Gebrauch. — Die Verfasser solcher Romane marschieren in zwei Reihen; die Männer der ersten Linie sind ausnahmslos in Ame-

rika gewesen, vor den phantastischen Werken haben sie fast alle aufklärende oder gar wissenschaftliche Berichte über ihren Aufenthalt in der neuen Welt geschrieben; die Nachfolgenden nutzen die von jenen gemachten Erfahrungen und gebrauchen die Wildwestfarbe neben vielen anderen, um den Hintergrund für eine abenteuerliche Handlung möglichst bunt malen zu können.

Schöpfer dieser neuen Auswanderungsliteratur ist Friedrich Gerstäcker gewesen, selbst ein immer wieder heimatflüchtiger Wanderer durch alle Weiten der Welt. Seine Dichtungen sind wie eine rechte Fortsetzung zu Sealsfields Werken seit 1845 erschienen. Grundsätzlich unterscheidet ihn aber von Sealsfield seine Stellung zum deutschen Auswanderer, für dessen Wirken die Schriften des großen Reisenden eine endlose Epopöe bilden; außerdem aber seine Auffassung der Landschaft. In dieser Beziehung verhalten sich Sealsfields Romane zu denen Gerstäckers wie die mythologischen Bilder Böcklins zu denen Stucks; dort ist der Mensch neben Wasser, Bäumen und Wolken ein Ausdruck der Lebenseinheit, die das Gemälde erfüllt, hier die Landschaft mehr und mehr belanglose Kulisse hinter den allein wichtigen Figuren. Die Menschen bei Gerstäcker, gleichgültig ob „Die Regulatoren in Arkansas“ (1845) oder „Die Flußpiraten des Mississippi“ (1848) oder Californiens Goldgräber, sind mit ihrem Leben und Erleben das einzig Wichtige für den Dichter. Und in allen Regionen findet er Deutsche, die voll Mut, Ehrlichkeit und Tüchtigkeit den Kampf gegen das wilde Dasein samt all seiner Niedertracht wagen und siegreich bestehen. — Friedrich August Strubberg hat nun für die Erzählung solcher Erlebnisse die Ichform als wirksam gefunden; sie entsprach der außerordentlichen Schätzung, die dieser Autor zeitlebens sich selbst gewährt hat. Mit ihr hat er von 1852 bis 1872 50 Bände gefüllt. Sein Jäger Armand oder Doktor Schubbert ist immer er selbst; und unter diesem zweiten Namen hat er tatsächlich in Amerika ein Leben als Wunderarzt und Jäger an der texanischen Indianergrenze geführt und bei der Gründung der Kolonie Friedrichsburg des Mainzer Adelsvereins eine wenig rühmenswerte Rolle gespielt. — Friedlicher gestaltete Otto Ruppius drüben sein Leben als Kapellmeister in Tennessee; eine Stellung, die ihn nicht verhindert hat, in seinen „Pedlar“-

geschichten die wilderen Töne des Westens anzuschlagen. Hier ist die Figur des jungen, unwiderstehlichen deutschen Jünglings, dem nun sogar Gelegenheit geboten wird, seine Keuschheit zu beweisen, zur Karikatur geworden. — Neben solchen Geschichten bedeuten die Schilderungen Balduin Möllhausens eine Erneuerung des ganzen Literaturzweiges. Dieser liebenswürdige Mensch hatte 1848 tatsächlich drüben ein Jägerleben geführt und später, nach wissenschaftlicher Durchbildung seiner natürlichen Beobachtungsgabe, auf Empfehlung Alexander v. Humboldts hin mehrere der Expeditionen zur Festlegung der Eisenbahnlinien durch die Felsengebirge mitgemacht. Lange Muße, die ihn nach 1854 seine Anstellung als Kustos der Kgl. Privatbibliotheken in Berlin gewährte, benutzte er, um nach lang gehegtem Plane aus der reichen Erinnerung jener Jahre „mit den Farben der Wirklichkeit die erhabenen Bilder einer friedlich lachenden Natur und die Szenen aus dem Kampfe oft wild aufgeregter Elemente zu schmücken" („Tagebuch", 483). Hier also hat ein visuell reich begabter Mann — er lernte ohne Schulung Zeichnen und Malen — Landschaft und Menschen eines Landes geschildert, in dem er seine besten und schönsten Jahre in freudiger Arbeit verbracht hatte, ein Dichter, den ein lebhaftes Temperament bunt bewegte Handlungen erfinden ließ. So sind die Figuren, die er in seinen ersten Romanen geschildert hat, ehe seine Kunst zur Manier wurde, wie „Die Halbindianer" (1861) oder „Der Majordomo", (1863) vielleicht das Beste, was die Wildwest-Literatur überhaupt hervorgebracht hat.

Viele kleinere und kleinste Talente wirken neben den großen; durch ihr Schaffen sinkt der Wildwestroman in immer trivialere Tiefen. Emigrantengeschichten im Stile Gerstäckers schreiben nach 1858 Karl Th. Griesinger, 1862 Albert Graf Baudissin, seit 1859 Karl Douai; Hermann Gödsche (Pseudonym: Sir John Retcliffe) läßt 1865 einen seiner Zeitromane im Staate La Puebla spielen. — Das Anschwellen der Auswanderung während der ersten, schwierigen Jahre des neuen Reiches und nach 1881 ruft auch die Schriftsteller aufs neue nach dem fernen Westen; seit 1878 holen ihre Stoffe dorther Karl Fr. v. Wickede, Friedrich Pajeken, Rudolf Scipio, Sophie Wörishoffer, Adolf Braunau, C. Zastrow, M. Kümmel und viele andere. Mit Wickede zusammen hat 1879

sein erstes Buch herausgegeben Karl May, dessen Werke alle Figuren und Szenen aus der schönen wilden Welt des Westens mit größtem Erfolge zusammengefaßt haben. Er ist der auffallendste Vertreter jener zweiten Reihe von Wildwestdichtern, die Amerika nie gesehen haben; der überzeugende Ton, mit dem er in einer Periode seines Lebens behauptet hat, er habe seine Romane wirklich erlebt, beweist nur, daß ihm das Schaffen dieser Werke tatsächlich Erlebnis war. Mays (Anm. 56) Romane vereinigen die wirksame Ichform Strubbergs mit einem Gerstäcker ebenbürtigen Erzählertalent und der Möllhausens würdigen Fähigkeit, Landschaft und Menschen in einem gemeinsamen Erleben der Geschehnisse zu schildern; höchst wirksam ist darüber hinaus die religiöse Einstellung des Erzählers zur Handlung, deren Wechselfälle als ein Kampf zwischen Gut und Böse, deren Ende als ein Gericht Gottes erscheint. Diesem sittlichen Pathos, dessen subjektive Ehrlichkeit kaum bezweifelt werden kann, verdanken die Berichte „Old Shatterhands" nicht zuletzt ihre große Wirkung auf die Jugend.

* * * *

Was für ein Bild von Amerika bieten nun all diese Darstellungen? — Die Landschaft zeigt bei aller Mannigfaltigkeit eine Eigenschaft, in der aller romantische Reiz dieser Ferne eingeschlossen ist: Weite. Unbegrenzte Prairien sind mit Vorliebe Schauplatz solcher Geschichten, ausgedehnte Felsenhochflächen, zwischen denen sich unabsehbare Cañons hinziehen, mächtige Ströme, die aus der Unendlichkeit herkommen und ins Unendliche zu fließen scheinen, hoffnungslos fernhin sich breitende Llanos. Dazwischen an den Wasserläufen die jungen Siedelungen, mit deren Betreten meist die Knoten der Handlung sich schürzen; quer durch die Einsamkeit endlos der Schienenweg der Eisenbahn, um den eine seltsame Räuberwelt schwärmt. Man könnte eine Tafel der Schauplätze aufstellen; sie würde zeigen, daß seit Sealsfield die Vorgänge immer weiter nach Westen, von Texas nach Californien, Neu-Mexiko und Arizona rücken, daß der Norden mit Ausnahme des Streifens am Felsengebirge fast unbesucht bleibt und der zivilisierte Osten gänzlich vernachlässigt wird. Gern dagegen wendet sich die Phantasie nach dem Süden: über Mexiko kommt man seit Gerstäcker nach Venezuela, Brasilien und Argentinien. — Bei den nicht in Amerika gewesenen Autoren hört die

Lokalisierung der Handlung schließlich fast ganz auf. Ebenso verschwindet die Nennung bestimmter Jahre mehr und mehr; am Ende befindet man sich häufig jenseits von Raum und Zeit dort also, wo alle diese Geschichten in der Tat spielen: im Lande des Traums.

Die Menschen dieser Welt, so bunt auch ihre Mannigfaltigkeit und so groß auch ihre Zahl ist, lassen sich unschwer zu wenigen Gruppen ordnen, innerhalb derer eine Unterscheidung nur noch nach Kennzeichen zweiten Grades möglich ist. Wie in der Landschaft des Westens die Weite, zieht an der dortigen Gesellschaft die Schrankenlosigkeit an: die gesetzlichen Hemmungen sind gering, Tat und Tüchtigkeit entscheiden alles. Die größte und hellste Figur des Spiels ist meist ein Deutscher, in dessen Leben sich der Leser hineinträumen und so selbst durch die fremde Welt wandern mag, dem es daher nie oder wenigstens am Ende nicht ganz schlecht gehen darf. Ihm zur Seite stehen edle Helfer und oft mächtige Beschützer, ihm gegenüber die finsteren Söhne des Neides und Unrechts. — Unter den Helfern und Freunden spielen die Indianer eine besonders wichtige Rolle, sie treten oft selbst in die Mitte der Szene. Hier zeigt sich nun fast durchweg eine seltsame Erscheinung: während die Masse der Roten grausam, roh und wenig willenskräftig ist, verkörpern einzelne Krieger, meist Häuptlinge, Selbstbeherrschung und Edelsinn, oft auch verbinden sie in ihrer Bildung die Ueberlieferung indianischer Kultur mit dem Wissen der Weißen. Literarische Tradition ist neben historischen Beispielen der Vergangenheit und Gegenwart für diese Darstellung maßgebend: die edlen Indianer von Voltaires „Ingénu" bis zu Karl Mays „Winnetou" sind von einer Familie; Longfellows „Hiawatha" bot die Züge der Tradition in moderner Zusammenfassung. Hier, wie vordem, kann der edle Rote sich in den edlen Europäer verwandeln; dies ist die Mechanik der oft erzählten Geschichte vom weißen Häuptling. Auch die rettenden indianischen Mädchen fehlen keineswegs; der würdige Sachem neben seiner edlen Tochter ist eine höchst beliebte Erscheinung. Alle Vorwürfe älterer Dichtung sind in dieser Literatur oft dutzendweise wiederholt worden. Eine bedeutsame Entwicklung freilich ist beim Wirken der edlen Häuptlinge festzustellen: von Sealsfields

„Tokeah" an werden sie zu Sachwaltern ihrer leidenden Nation und endlich zu Schützern aller in gleicher Weise Unterdrückten. Bis am Ende das Bild des „roten Gentlemans"" in das des „Gentleman-Verbrechers" (Anm. 57) übergeht. — Eine ähnliche Entwicklung haben die weißen Mit- und Nebenspieler erfahren: anfangs wiegen die Typen des Südens vor: Creolen und Mexikaner nach Sealsfields Muster, Neger und Negerhalter, Mulatten und endlich, auf den Goldfeldern, Chinesen. Mit Jägern und Squattern, dann Farmern und endlich Städtern dringt der Osten schrittweise auch in diese Literatur hinein. Diese Sendboten wirken anfangs ein wenig lächerlich, zumal, wenn sie nach Stadt riechen und sich überlegen dünken. Dann aber finden sich auch unter ihnen ganz brauchbare Gesellen; besonders paarweise treten sie gern auf in der für Amerika charakteristischen Zusammenstellung des kleinen Dicken und mageren Langen (so Hawkins und Holbers bei May). Endlich aber erscheinen sie als Herren, die dem wild durcheinanderstrudelnden Leben Richtung und Gestalt geben, so zeigt Pajeken, wie aus Bob dem Fallensteller der Städtegründer und endlich der Millionär wird. Solche Geldmenschen treten zunächst als Nebenfiguren, oft als Freunde und oft als Beschützer der unvergleichlichen Deutschen auf. Langsam aber wird der Retter zum geschickten Helfer oder zum mitleidwürdigen Opfer; so ist auch hier der mühelose Uebergang der Figuren in die Welt des Detektivromans möglich.

Auch in die Vergangenheit konnte das Bild des im Westen glücklichen Deutschen zurückgeworfen werden; Johannes Scherr hat das in den „Pilgern der Wildnis" (1833), Spielhagen in den „Deutschen Pionieren" (1871), Brachvogel in „Des großen Friedrich Adjutant" (1875) getan. — Die Fülle der deutschen historischen und Zeitromane aus Amerika genügte nicht; es sind in diesen Jahren eine Unzahl von Uebersetzungen (Anm. 58) gleichartiger Erzeugnisse ausländischer Schriftsteller erschienen, so der Amerikaner James K. Paulding, Robert M. Bird und Bret Harte, der Engländer Fr. Marryat, Ch. Murray und Mayne Reid, der Franzosen Gabriel Ferry (Louis de Bellemare), Paul Duplessis und Gustave Aimard.

Daß Motive dieser Art nicht nur die Romanschreiber zur Ge-

staltung reizten, zeigt Julius Großes Verserzählung „Das Gericht im Urwald“ (1888). Auf die Opernbühne ist die Wildwestromantik mit Puccinis Musik noch 1912 gekommen; der Stoff ist ein ähnlicher wie bei Große: „Das Mädchen aus dem goldenen Westen“ rettet einen bekehrten Räuberhauptmann vor dem Lynchgericht californischer Goldgräber.

Mit Begeisterung hat noch in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts die Jugend „Indianer gespielt“. Wem die Eltern keine teuren Romane kaufen konnten, der wußte schon Wege zu den billigen 10 Pfennigheften zu finden, die von „Texas Jack“, „Sitting Bull“ und „Buffalo Bill“ erzählten. 1914 bis 1918 nahm diese trivialste Gattung eine patriotische Färbung an, indem sie „von deutscher Treue“ hessischer Soldaten im Unabhängigkeitskriege berichtete, in dem nach dieser Quelle Deutsche und Indianer das Wesentliche geleistet haben. Nach 1918 erlebten „Winoga, der letzte Mohikaner“ und der „Neue Lederstrumpf“ ihre Abenteuer wieder ohne Beigeschmack. — Seit der Jahrhundertwende ist die Wildwest Literatur in diese Tiefen gesunken, teils weil die Detektivgeschichte mehr Spannung bot, teils weil das Interesse für Exotisches sich langsam den alten Kulturländern und auch den deutschen Kolonialgebieten zuwandte, vor allem aber, weil die Dichtung ein neues Amerika entdeckt hatt: den industriellen Osten.

2. Amerika wie es sein wird.

Die exakte Kenntnis von Land, Leuten und Zuständen in Nordamerika, die am Ende des 18. Jahrhunderts außerordentliche Bereicherung erfahren hatte, ist in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur wenig fortgeschritten. Die Zahl der theoretischen Werke nahm zwar zu, nicht aber deren Güte. Das Anschaffen in Amerika geschriebener Bücher war in Deutschland selbst den öffentlichen Büchereien schwierig. Noch 1874 konnte Friedrich Kapp von der Berliner, Göttinger und Münchener Bibliothek schreiben, „ihre Armseligkeit auf diesem Gebiete übersteige alle Grenzen“; diese Sammlung des Vorhandenen mache „den Eindruck, als wäre sie von einem Pedellen beim Trödler auf gut Glück aufgekauft worden“ (Hist. Ztschr., 31, 264). Vorstellungen aus

der schönen Literatur, aus Cooper und Sealsfield, gaben nur zu oft die Grundlage für ernste Meinungen und Entschlüsse ab. Am beliebtesten waren Bücher (Anm. 59), deren Aussagen mit diesen Vorstellungen nicht im Widerspruche standen, so das von A. C. de Tocqueville (1836); sachkundigere Betrachtungen wie die von Francis Grund (1837) — der später ein Freund von Karl Schurz wurde — blieben unbeachtet. — Was die Bücher nicht vermochten, hat die Entwicklung des Verkehrs bewirkt. 1840 stellte die Cunard-Linie die erste Dampferlinie zwischen alter und neuer Welt her, 1847 folgte die Hamburg-Amerika-Linie, die Entwicklung des Eisenbahnwesens in Deutschland und in den Staaten trug dazu bei, die einzelnen Teile der beiden Länder noch mehr einander zu nähern. Mit der Dauer des Weges verkürzte sich für die Phantasie die Entfernung, mit den Gefahren des Meeres schwand seine trennende Kraft. Die beiden Küsten näherten sich; leichter kehrte man nun vom anderen Ufer zurück. Solche Heimkehrer, zumal aus der Generation von 1848 (Anm. 60), waren es, die durch gründliche Werke die gröbsten Fehlurteile über Amerika zerstört und das Interesse für das Deutschamerikanertum geweckt haben, so Friedrich Kapp und Franz Löher. Begeistert heimkehrende Deutschamerikaner und reisende Yankees mochten in diesen Jahren häufiger werden. Die Erscheinung des in Deutschland reisenden Amerikaners lockt die dichterische Phantasie nach dem Heimatlande dieses Fremden.

Einen als Pflanzer in Amerika reich gewordenen Deutschen „von Jenseits des Meeres" schildert Storm 1863 als Vater der schönen Mulattin Jenni, die in Deutschland erzogen worden ist und bei der Lektüre von Sealsfields „Pflanzerleben" zum Verständnis ihrer eigenen Lage kommt. B. Auerbach läßt den gleichfalls als Sklavenhalter reich gewordenen Herrn Sonnenkamp ein „Landhaus am Rhein" kaufen und den vergeblichen Versuch machen, einen Platz in der Gesellschaft seiner alten Heimat zu erringen (1869). Ein Deutscher ist auch der Vater der „Schönen Amerikanerinnen" (1867) bei Spielhagen; arm geblieben, kehrt er nach Europa zurück und versucht dort, nicht ohne Erfolg, aus transatlantischem Bluff Kapital zu schlagen.

Als strenge Schule wird das Amerika der unbeschränkten Freizügigkeit in diesen Jahren geschätzt. Gustav Freytag macht zur Hauptperson seines Schauspiels „Die Valentine" (1846) einen Deutschen, den seine Erfahrungen drüben zu einem Menschen von gefestigtem Charakter und freiem Geiste gemacht haben, Georg Winegg (II, 133). Auch Herr von Fink in „Soll und Haben" (1855; IV, 112) hat ähnliche Erlebnisse hinter sich. Reinhold Solger hat 1862 eine Art Fortsetzung zu dem letztgenannten Roman geschrieben, die „Anton in Amerika" * auftreten läßt (German American Annals 16, 220). Auch in Spielhagens Romanen „In Reih und Glied" (1866) und „Ein neuer Pharao" (1889) stehen an bedeutungsvoller Stelle Personen, die durch Amerikas Einflüsse gebildet worden sind: Hier Leo, dort der Baron von Alden. Paul Lindaus Roman „Mayo" (1884) erzählt die Geschichte eines deutschen Offiziers, der Spielschulden halber nach Amerika gehen muß; ein Schicksal, das kurz zuvor Detlev v. Liliencron widerfahren war, der dies Erlebnis in „Arbeit adelt" dramatisiert hat. — Solche Abschiebung vermeintlich minderwertiger Mitbürger nach dem neuen Kontinent ist das beste Zeugnis für die geringe Meinung, die selbst ernsthafte Leute in Deutschland am Ende des 19. Jahrhunderts von dem transatlantischen Freistaat hatten.

Einen Vollamerikaner auf deuschem Boden läßt Spielhagen in dem Romane „Ein neuer Pharao" (1889) auftreten; aber es ist nicht der biedere Sohn eines starken, nüchternen Volkes wie Brämers „Americaner", noch der Sendbote eines neuen, freien Vaterlandes wie Willkomms Burton — Mr. Curtis stammt aus dem Amerika, das von den Lenau und Kürnberger mit Grauen geschildert worden war; er ist Bürger der Dollardemokratie, in der alle Mittel außer den urwirksamen als erlaubt gelten. Nicht geringere kaufmännische Tüchtigkeit schreibt schon 10 Jahre früher Franz Dingelstedt einem Jünglinge aus der Union zu, der „Das Mädchen aus Helgoland" (1877) zu einer unglücklichen Ehe verleitet. Der junge wie der gereifte Vertreter des amerikanischen Volkes werden also in deutschen Dichtungen am Ende des 19. Jahrhunderts ebenso entschieden ungünstig beurteilt, wie sie am Ende des 18. günstig gesehen worden waren. — Um 1850 sind

auch die aus Scherzworten entstandenen Bezeichnungen „Uncle Sam" und „Brother Jonathan" übernommen worden, die 1848 entstandenen politischen Witzblätter vom Schlage des „Kladderadatsch" haben die von Engländern geschaffene Ulkfigur des hageren, mit Zylinder, Ziegenbart, Kongreßfrack und gestreifter Hose geschmückten Yankees in Deutschland eingeführt; um 1900 sind diese drei Vorstellungen als Symbole für das Amerikanertum allgemein bekannt.

„Die Amerikanerin" wird von Sophie Junghans (1887) in gleicher Weise wie von Fr. Spielhagen im „Neuen Pharao" (Anne Curtis) als lebhaftes, rasch entschlossenes Mädchen gezeichnet, das zwar dem deutschen Idealbild des Mädchens in keiner Weise entspricht, aber darum nicht weniger achtungswürdig ist. Bei Spielhagen bildet die gesunde Tatenlust der Tochter einen lebhaften Gegensatz zur Kränklichkeit ihrer Mutter; ein Verhältnis zwischen junger und alter Generation, das von nun an häufig amerikanischen Familien zugedacht wird.

Gemeinsam und kennzeichnend bei all diesen Gestalten ist dies: sie kommen von Amerika nach Deutschland, um hier ihr Wesen oder ihre Erfahrung wirksam werden zu lassen. Sie suchen nicht mehr, wie am Anfang des Jahrhunderts, in der alten Welt Belehrung und Bereicherung ihres Inneren, sie sind vielmehr stolz darauf, selbst etwas Neues zu bringen: die Kunst, selbst zu sehen, was ist, und den anderen sehen zu machen, was man will. Der praktische Verstand des neuen Landes eröffnet seinen Angriff auf die Heimat der Dichter und Denker; so wird zum Problem der Amerikadichtung in den nächsten Jahrzehnten, um die Jahrhundertwende, was man von dieser fremden Geistesart lernen könne.

* * * *

Um die Wende des 19. zum 20. Jahrhundert begann das Interesse für die Vereinigten Staaten in Deutschland rasch zu steigen, nicht minder umgekehrt das der Amerikaner für Deutschland. Ein Vorgang, der begründet ist in dem raschen Wachstum des Warenaustausches zwischen den beiden Ländern: in den Jahren 1879/90 stieg die deutsche Ausfuhr nach den Staaten von 16 auf 36 Millionen Dollars, die entsprechende Einfuhrziffer immerhin von 55 auf 94 Millionen Dollars. Deutschland stärkster

Lieferant war die Union am Anfange des neuen Jahrhunderts geworden, sie bezog aber auch ihrerseits von keinem anderen Lande (mit Ausnahme Großbritanniens) mehr als von Deutschland. Die Weltausstellungen von Philalelphia 1876, Chicago 1893, St. Louis 1904 waren Stationen der Annäherung. Politische Beziehungen folgten den wirtschaftlichen: 1902 bekam Prinz Heinrich von Preußen in New York „das Hirn Amerikas auf einer goldenen Schüssel" vorgesetzt, 1909 sah der Expräsident Roosevelt (Anm. 61) bei Berlin, nach einem früher ausgesprochenen Wunsch. den Kaiser an der Spitze preußischer Truppen reiten. Die Formel von den drei teutonischen Staaten (Anm. 62), deren Zusammenarbeit die Zukunft bestimmen würde, kam auf. Erwünschte Mittler (Anm. 63) wurden jetzt die Deutschamerikaner: Die Lebenserinnerungen von Männern wie Franz Lieber (1855), Hilgard-Villard (1906) und vor allem die von Karl Schurz (1906/07) fanden eifrige Leser, ebenso Aufklärungsbücher über amerikanische Verhältnisse, wie die von A. Tenner herausgegebene Sammlung von deutschamerikanischen Aufsätzen über die neue Heimat. Ein deutscher Kaufmann, L. M. Goldberger, erzählte seinen Landsleuten von den „unbegrenzten Möglichkeiten" der Vereinigten Staaten (1902). Deutsche Gelehrte, denen drüben zu wirken jetzt Gelegenheit geboten wurde, trugen zu dieser Förderung wechselseitigen Verstehens nicht wenig bei; vor allem H. Münsterberg mit seinem Buch über die Amerikaner (1904). Auch Dichtern verhalf deutschamerikanische Vermittlung nach dem „Lande der Zukunft", von ihnen haben viele ihre Eindrücke niedergeschrieben, so W. v. Polenz (1903), L. Fulda (1906) und E. v. Wolzogen (1911). Bunter mochten freilich auf weniger glatten Wegen erworbene Erfahrungen sein, wie sie E. Rosens Buch „Der deutsche Lausbub in Amerika" (1911) beschreibt. Kenntnis der englischen Sprache bei einem breiteren Publikum und vortreffliche Uebersetzungen machten amerikanisches Schrifttum in Deutschland bekannt, vor allem die unheimlichen Erzählungen Poes („Und wenn einst eure Enkel dichten, Bewahre sie ein günstiges Geschick Vor Ritter-, Räuber- und Gespenstergeschichten" hatte einst Goethe gewünscht), ferner den marxistischen Zukunftsroman Bellamys, die mit trockenem Humor hingeworfenen Skizzen von Mark Twain und zuletzt die machtvollen Verse Walt Whitmans, die aus einem stärkeren

Thorax zu tönen scheinen, als je einer im alten Lande wuchs, und stolz ein Ungeheures künden (p, 28):

"A world primal again, vistas of glory
incessant and branching,
A new race, dominating previous ones and
grander far, with new contests,
New politics, new literatures and religions,
new inventions and arts". — —

Der Millionär mußte als Führer dieser neuen Nation aus der Ferne erscheinen. Wie Kinder das Märchen, staunte man diese Vermögen im „Skyscraper"-stil an; die Schriften Carnegies (1905) boten gar Gelegenheit, die Meinungen eines solchen Wundermenschen zu hören. — Ein Mann von 10 Millionen ist der Halbdeutsche Henry Hauart, der nach O. J. Bierbaum dies Vermögen im südamerikanischen Kriege erworben hat, freilich nur, um sich dafür in einem Mischling aus jüdischem, russischem und deutschem Blute einen „Prinzen Kuckuck" zu erziehen (1907). Eine Milliarde Mark besitzt bei Thomas Mann der kränkliche Eisenbahnkönig Spoelmann, dessen Tochter Imma sich mit der „Königlichen Hoheit" des Prinzen Klaus Heinrich von Grimmburg verbindet; durch Adel und Geld Regierer des Volkes, wollen die beiden sich gegenseitig in Liebe zum Verstehen des Volkes erziehen (1908). — Volkstümlichere Form gab dem Motiv der Millionenheirat mit einem der „Mädchen aus purem Gold" Leo Falls Operette „Die Dollarprinzessin" (1907).

Grauen aber befällt manchen Künstler beim Anblick dieser Menschen der unbedingten Gegenwart. Max Halbe schildert einen Mann, der drüben als „Kämpfer" (G. W. I, 213) Geld erworben, aber auch innerlich zugrundegegangen ist, nur noch lebt, um zu sehen, wie das „verfluchte System, das die Menschen zu Bestien macht", zugrunde geht. „Erwin Reiners" Freund Ulrich Zimmermann kehrt bei Jakob Wassermann aus dem Lande des Lebens und der Zukunft zurück, um mit ganzer Liebe sich in ein Problem der russischen Seele zu vertiefen (1910). Friedrich Kammacher in Hauptmanns „Atlantis" empfindet „den Wahnwitz der Erwerbsgier" in Amerika als scheußlich, aber doch groß; er kehrt gefesteten

Herzens und mit einer schönen englischen Frau heim nach Deutschland. — Der Gedanke an Auswanderung wird während der Dauer des durch Bismarck errichteten Reiches nur mit Wehmut ausgesprochen, so von Richard Dehmels „Michel Michael" (1911), dem die Drohnen des kaiserlichen Deutschlands das Leben zu schwer machen.

1912 erst hat Hauptmann die Eindrücke seiner Reise von 1892 geformt. In diesen Jahren nach 1909 erreichte das stürmisch steigende Interesse für die Vereinigten Staaten seinen Siedepunkt. Ein gewaltiges dichterisches Bild war notwendig, sollte die Vorstellung der Leser nicht unterboten werden; Bernhard Kellermann schuf es in seinem „Tunnel" (1913). — „Lasset uns aufbrechen nach neuen Küsten!" war am Schluß seines letzten Werkes über „Das Meer" hingerufen worden (1910). Hier ist nun das Gestade gefunden, jenseits dessen keine Wunder mehr möglich sind: Amerika, wie es in wenigen Jahrzehnten sein wird, wenn all seine Anlagen sich großartig werden entfaltet haben. Hier fassen Menschen den Plan, unter dem Atlantic weg ein Rohr zu bohren, durch das Eisenbahnen von Küste zu Küste laufen können. Der Gedanke wird Wirklichkeit, denn diese Menschen kennen keine Unmöglichkeit. Der Ingenieur Allan — einst Pferdejunge auf der Grube „Uncle Tom", jetzt Schöpfer eines diamantharten Stahls und des Tunnelprojekts —, Hobby, der ewig lustige und smarte Architekt, Lloyd, der Milliardär und sein jüdischer Nachstrebender S. Woolf — das sind Energien, denen sich der Erdball unterwerfen muß. — Berauscht gaben die zahllosen Leser, die des Buches Auflage schon im ersten Jahre über 100,000 trieben, sich dem hinreißend geschilderten Tempo Amerikas hin, dessen Wille aus Eisen und Beton ein neues Dasein bildet. Die Lust mitzuschaffen wurde in allen lebendig. Keine fremde Welt ist dies, fühlten sie, das ist unser Leben, ist die Zukunft unseres Lebens. United States of America? Dieses Amerika war der fortgeschrittenste Staat Europas.

Neben der Union aber begann nun eine neue Welt voll fremden Reizes aufzusteigen: der lateinische Süden. Gerstäcker war in dieser Richtung vorangegangen: jeder der aus Spaniens Erbe ge-

schaffenen Republiken hatte er ein „Lebensbild“ in Romanform gewidmet. Ernst Frhr. v. Bibra, Karl May und andere waren ihm nachgefolgt. Dem Wildwestgeschmack hatten die dort möglichen Abenteuer vertraut erscheinen können; die nun auf den Osten der Union eingestellte Phantasie schreckte zurück vor diesem Erdteil, dessen übermächtige Sonne die menschlichen Hirne zu furchtbarem Schwelen bringt. Nur Dichter, die mit sehnsüchtigen Sinnen im Fremden das Erlösend-Neue suchten, mochten sich solchen Gesichten hingeben. So versucht H. H. Ewers in Novellen wie „Die blauen Indianer“ oder „Die Mamaloi“ gräßliche Ueberlieferung im Blute dieser Menschen lebendig zu zeigen (1909); Max Dauthendey malt mit satten Farben das tropische Blühen aller Arten von Gewalt unter den zuchtlosen „Raubmenschen“ Mexikos (1911). Hier also lag ein Kontinent voll rätselhaften Grauens zwischen Afrika und der Südsee, bunt und bannend für den Blick — wichtig allein war dennoch der Norden.

Aber auch der schien in den Bannkreis des Unverständlichen zu rücken, als seine Bürger im Koalitionskrieg gegen Deutschland 1917 die Waffen ergriffen. — Nun kamen die Dichter allein zu Wort, denen die technikberauschte Zivilisation des Westlandes ihrem Wesen nach Greuel sein mußte. Otto Flake bezeichnet schon während des Taumels von 1912 Amerika als die Quelle der schlimmsten Kulturschrecken: der Reklame, Reportage, Warenhäuser und Grammophone; seine Kulturbeisteuern: Zahnplombe und Telephon aber als notwendige Uebel („Logbuch“, 77). Im gleichen Sinne macht sich nun E. G. Seeliger weidlich lustig über die „weißen Indianer“ (1918); H. H. Ewers schildert New York, „die romantischste Stadt“ der Erde, als Zentrum des Kriegswahnsinns, der, aus dem Erwerbstaumel hervorgegangen, die Menschheit in einen „Vampir“ verwandelt hat. Hans W. Fischer stellt den Geldmenschen Endell auf die Bühne, von dem Stück für Stück alles Fühlen abgefallen ist, dessen Wille ohne Widerspruch eines Gewissens als „Motor“ (1919) arbeitet und die Menschen, deren Geist sich dem Säkulum ohne Schönheit nicht anpassen kann, rücksichtslos vernichtet.

Nach 1918 gewann der Wunsch, sich Amerikas Wesen durch bildhafte Gestaltung klarzumachen, aufs neue an Lebhaftigkeit und

Kraft. Geld und Granaten der Union hatten den Endkampf des Krieges entschieden, ihr Präsident war auf dem Friedenskongreß wenigstens dem Scheine nach zum Schiedsrichter Europas geworden. Japan, Amerikas gefährlichster Gegner, wurde wenige Jahre später durch eine außergewöhnliche Erdkatastrophe wie von der Hand des Schicksals selbst in seine Schranken zurückverwiesen. Alle Welt war Amerikas Schuldner, alle Welt schaute auf Amerika. — Deutschland nicht zuletzt. Rasch erwachte wieder der Handel; rasch die Auswanderung, zum Teil in Formen, die dem „Zielverkooper"-Wesen des 18. Jahrhunderts verzweifelt ähnlich sahen. Beobachtungsmaterial boten das Besatzungsheer um Koblenz und der Schwarm amerikanischer Reisenden, den Schauspielern Geschäfte herbeilockten. Bücher von drüben wurden unerschwinglich, lebendigere Bilder bot bald der auf Grund von Austauschverträgen in Masse eingeführte amerikanische Film. Berichte (Anm. 64) von Schriftstellern, die nach dem Kriege drüben gewesen waren, (z. B. von Kerr und Colin Roß) fanden zahlreiche Leser. Unerhörte Anziehungskraft gewann der Name Amerika, als Anfang der 20er Jahre das Niederbrechen der deutschen Währung die Wechselkurse zum Maßstab aller Dinge werden ließ, an ihrer Spitze den des Dollars. Not und Wille zur Anpassung führten eine Amerikanisierung vieler Formen des Lebens herbei, die von der konkurrenzlosen und gesetzlich noch weniger als in Amerika beschränkten Vertrustung ganzer Wirtschaftszweige bis zum Schnitt der Anzüge und dem synkopierten Briefstil reichte. Amerika, das war nicht mehr die Prophezeiung der europäischen Zukunft, das war das Problem der deutschen Gegenwart. Die Literatur, zumal der Unterhaltlngsroman, wird vollkommen in den Bannkreis dieses Geschehens gezogen. Diese Masse von Schriftwerken enthält aber in Bezug auf Amerika nur eine begrenzte Reihe von Vorstellungsformen, für die hier ein paar typische Beispiele angeführt werden sollen.

Auswanderer sind nun in der Literatur häufig wie in der Wirklichkeit. Alfred Döblin läßt Wadzek, der im „Kampf mit der Dampfturbine" unterlegen ist, nach Amerika gehen und sich anpassen (1918), in Bolivien siedelt sich am Ende der „Kuriosen Geschichte" des Fedor v. Zobeltitz der Snob Franz Jansen an, mit

der Hoffnung, dort ein brauchbarer Mensch zu werden (1920), bei Hauptmann bietet Brasilien der Marie Lubota, die auf der Jagd nach dem „Phantom" schuldig geworden ist, Möglichkeit des Verschwindens (1923). In den Wäldern dieser Republik träumt auch „Dr. Mabuse, der Spieler" in Norbert Jaques' Roman sich ein Reich, wo keiner Herr sein wird außer ihm (1921).

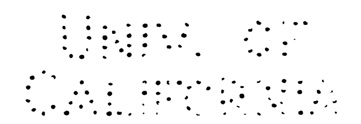
Das Kernproblem der neuen Welt, den Kampf um den Ertrag der Arbeit, hat Alfred Bratt 1916 im Stile Kellermanns darzustellen versucht: dem deutschen Erfinder Alfred Bell, der eine „Welt ohne Hunger" schaffen will, steht C. W. Graham, der Führer des Fleischtrusts, gegenüber, zwischen ihnen schürend und voll unendlicher Gier nach Macht über Seelen Schebekoff, der Fürst der Verbrecher. Aehnlich wie hier wird in Georg Kaisers Drama „Gas" (1918/19) der philanthropische Plan durch die losbrechende Dämonie der Arbeit vernichtet, die alle ihr einmal Dienenden triebhaft an die Maschine zwingt.

Das Auftreten des geldgefürsteten Amerikaners in Europa malt Sternheim, der früher schon „Vanderbilt" als Kontrastfigur zur Kritik des „bürgerlichen Heldenlebens" benutzt hatte, 1921 mit geschulter Bosheit. Für „Fairfax", der „im Ernste bereit ist, für Europa eine Art lieber Gott zu werden" und seine Tochter Daisy, die dasselbe Europa „zum Kotzen findet", bietet die kreditbedürftige alte Welt mit ihren verrotteten Regierungen und ihrer schmutzigen neuen „Kleptokratie" seltsame Sensationen. Das Ergebnis der Europareise Fairfax' ist der auf den Rat des Ostgaliziers Plexin gefaßte Plan, mittels des hochgezüchteten französischen Nationalhasses und der nach Sternheims Meinung unbegrenzten deutschen Konsumfähigkeit die Beschäftigung sämtlicher Industrien der Erde auf Jahrzehnte hinaus zu sichern. Episode bleibt Daisys Verlobung mit einem deutschen Adligen, der als Mitgift die Bezahlung der gesamten deutschen Kriegsschuld fordert und, Hohn des Zufalls, Reitzenstein heißt wie jener Offizier des 18. Jahrhunderts, den als ersten Seybold in gleich innige Beziehung zu dem freigestrittenen Amerika gesetzt hat. Am Ende entführt der russische Emissär Tirtoieff-Turtelbaum die Milliardärstochter. — Auch in Max Mohrs Komödie „Improvisationen

im Juni" (1921) tritt ein Sohn Rußlands, der Tierwärter Tomkinow, dem geldgläubigen Amerikaner Samuel Mill gegenüber und lehrt wenigstens dessen machtmüdem Sohne Jan wieder Vertrauen zu den „wehenden Lüften des Herzens". — Um „Die Prinzessin Suwarin" (1922) ringen bei Ludwig Wolff Cyrus Proctor, der amerikanische Filmkönig, und der russische Jude Andrej Kipman, der auf gleichem Felde nach Wirkung strebt.

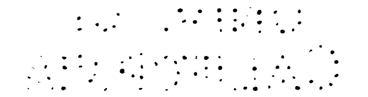
Eine nahe Zukunft wird nach Kellermanns Vorbild gern für solche Dichtungen als Zeit gewählt, um bei klarer geschiedenen Verhältnissen die Vorgänge eindeutiger zeichnen zu können. „Vicox & Co." (1920) läßt O. Pietsch in einer solchen Zeit wirken, die Geschäftsverbindung zwischen dem New Yorker Millionär, der Tugendhaftigkeit und geschäftlichen Nutzen ideal vereint, und dem Verbrecher Gardener, der an die Notwendigkeit der Zerstörung mit religiöser Inbrunst glaubt. Um die beiden gruppiert sich die gleiche Menschheit wie bei Kellermann und Bratt, aber höhnisch gezeichnet: ein Journalist, der durch beifälliges oder mißfälliges Grunzen die öffentliche Meinung der Union entscheidet, ein Erfinder, der die Schwerkraft der Erde umkehrt und künstliche Sonnen am Himmel erscheinen läßt, ein Arzt, der Staats- und Wirtschaftsführer mit dem Blute von Schwerverbrechern verjüngt. — Ueber alles Maß hinaus geht die Zeichnung solcher kommenden Möglichkeiten in ernstgemeinten technischen Zukunftsromanen wie denen von Hans Dominik: „Die Macht der Drei" (1922) zeigt am Ende indischen Geist als Sieger über europäischen Machtwillen, „Die Spur des Dschingiskhan" (1923) führt zu einem Ringen zwischen amerikanischer und mongolischer Herrschaft. Ungleich großartiger malt die Gegensätze zwischen westlicher und östlicher Geistesart Alfred Döblins Zukunftsroman „Berge, Meere und Giganten" (1924).

In die Vergangenheit zurück werden gleichfalls ähnliche Auseinandersetzungen geträumt. Ein aus Amerika Heimgekehrter führt an der Seite eines Seiltänzers und eines Juden den Aufstand der Landlosen in Franz Werfels „Bocksgesang" (1921). — „Die achatenen Kugeln" sind bei K. Ed. Schmid (Edschmid) ein



Symbol der Ueberlieferung des Blutes, das die von französischen und indianischen Ahnen stammende Kanadierin Daisy v. Vaudreuil durch eine Welt von Abenteuern treibt. — Der Antipathie gegen die Weißen in Amerika entspricht auf's neue eine Verherrlichung des Indianers. Als edlen Unterliegenden zeichnen ihn die Romane „Die weißen Götter" von Stucken (1918) und „Cortes" von Schurig (1919), J. Wassermanns Novelle „Das Gold von Caxamalca" (1923) sowie G. Hauptmanns Drama „Der weiße Heiland" (1920). Eine indianische Kulturwelt jenseits von Raum und Zeit läßt das dramatische Gedicht „Indipoti" (1920) des schlesischen Dichters dort erstehen, wo sie von Anfang an war: auf der Insel des Traumes.

Ueberblicken wir die Entwicklung, die sich in diesen Werken aus den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zeigt: erkannt wird, daß das Wesen der Vereinigten Staaten keineswegs durch ihren Westen, sondern durch den Osten bestimmt ist, ferner daß dieser Osten ein Industrieland europäischer Zivilisation und in der Entwicklung technischer Möglichkeiten und rücksichtsloser Schulung des Geistes allen Völkern des gleichen Kreises voraus ist. Scharf scheidet sich Südamerika, der pazifische Kontinent, von diesem Lande; Vereinigte Staaten und Amerika hören auf, dasselbe zu sein. Auswanderer empfangen in diesem zweiten Europa nicht mehr ein glänzendes oder gräßliches Schicksal, sondern werden einfach als Räder in die große Zweckmaschine eingefügt. Motorteile, die einander erschreckend gleichen, sind die Menschen da drüben; ihre tätige Masse, die in rastloser Arbeit letzte Leistung jedes einzelnen erzwingt, erinnert an die Vorstellung des 18. Jahrhunderts von der Sklavenschaft Westindiens. — Als Führer der Entwicklung drüben erscheint der Geldmensch mit dem Machtwillen, ihn zeigt dichterische Phantasie zuerst in seiner Heimat wirksam, dann als Normannen des Goldes in der alten Welt. Was vor dem Krieg liebenswürdiger Zufall erschien, wird nach dem Krieg bewußter Beutezug des Siegers. Der Millionär ist stets ein Mensch am Ende des Mannesalters, durch ungeheures Wollen wie für die Unsterblichkeit gestählt. Somatisch erscheint er bald als kurze, gedrungene Figur mit Rundkopf (gleich Carnegie) oder



als hagerer, langschädeliger Sportsmann (gleich Rockefeller und Ford), immer aber mit strichgeraden Lippen und athletisch an Brust und Schultern. Sein Denken kennt nur einen Wert: Geld; alles andere beurteilt er als Ware. Selbst erster Diener des Geldes, sucht er mit großartiger Rücksichtslosigkeit alles diesem Prinzipe untertan zu machen. Sein Wirken bedroht mit Vernichtung die Geisteskultur des alten Kontinents, die für ihn unnütze Verschwendung von Arbeitskraft ist. — Neben ihm stehen Vertreter jüngerer Generation: seine Helfer meist noch rücksichtsloser nach oben strebend, zu Schandtaten in jeder Preislage bereit; seine Söhne oft müde geworden an der Macht, immer aber blasiert. Jeder Amerikaner, auch wenn er nicht Millionen hinter sich hat, erscheint als Unternehmer kleinen Formats, stets auf der Lauer nach schnell zu erfassenden Möglichkeiten. Die Amerikanerin ist sportgestählt, selbstbewußt, willensbeherrscht in jedem Falle, selten häßlich — aber neben Geschöpfen, die ihr leeres Leben gierig und zwecklos mit Sensationen füllen, stehen Mädchen, die eine feine und empfindsame Seele hinter ihrer vollkommenen Selbstbeherrschung bergen; ein Typ, den der Amerikaner H. James the younger zum ersten Male glücklich geschildert und den Thomas Mann in seiner Imma mit hoher Kunst für Deutschland gewonnen hat. — Gegenspieler gegen die unbedingten Vertreter der Geldgroßmacht, deren Einfluß wie Junifrost alles schöne und häßliche Blühen mordet, findet die Phantasie in dem genialen, gewöhnlich deutsches Blut tragenden Erfinder, der den Bestand der Menschheit unabhängig vom Gelde macht, und in dem großen Verbrecher, der jenseits der Gesetze die Sache der Unterdrückten führt; je nachdem das einzelne Werk dem technischen Zukunftsroman oder der — von E. A. Poe ausgehenden — Detektivgeschichte nahesteht. Helfer gegen den Eroberer aus Atlantis werden aus anderen Traumländern herbeigerufen. Als Sendbote des Orients tritt der Jude dem westlichen Geldmenschen mit instinktiver Feindschaft entgegen; dieser von Willkomm zum ersten Male verwendete Kontrast wurde selbstverständlich, seit noch vor der Invasion des amerikanischen Kapitals eine gewaltige Einwanderung von Ostjuden aus den kriegsverstörten russischen Staaten eingesetzt hatte. Indien nicht ohne Vorzug

neben Amerika gestellt hatte das „Reisetagebuch" des Grafen Keyserlingk (1919), in Spenglers Morphologie der Geschichte war jenseits des in amerikanischer Zivilisation erstarrten faustischen Menschen auf den Russen als den Träger der Zukunft hingewiesen worden (1918/22). So läßt auch die Dichtung als Gegenspieler des Millionärs Inder und Russen erscheinen. In dieser letzten Figur kann alles zusammenfallen: der Russe kann jüdisches Blut in den Adern haben und als Verbrecher außerhalb der Gesellschaft stehen. Die Tatsache des bolschewistischen „Staates wider den Staat" bot geeignetsten Stoff für diese Richtung der Phantasie. Schließlich wünscht man die längst erwartete Auseinandersetzung zwischen Amerikanern und Mongolen herbei. — Sendboten aus den westlichen und den östlichen Traumländern der deutschen Dichtung treten also in Deutschland einander gegenüber; Wunsch und Wirklichkeit verschwimmt ineinander. Die Dichtung, ungeduldige Ruferin des Kommenden, wendet ihren Blick von der brennenden Sekunde der Gegenwart weg in das von unendlichen Möglichkeiten erfüllte Dunkel der Zukunft.

VI. Kapitel

Schluß.

Dies also sind die Veränderungen des Phantasiebildes, das deutsche Dichter sich von Amerika gemacht haben:

Als eine Gruppe goldreicher Inseln taucht im 16. Jahrhundert die neue Welt aus dem unbegrenzten Ozeane empor. Gelehrte Erzähler finden an den fernen Küsten Schauplätze für seltsame Abenteuer. Am Ende des 17. Jahrhunderts, seit religiös gestimmte Auswanderer Asyl auf dem Gegenkontinente suchen, träumen sich Gleichgesinnte unter den Zurückbleibenden dort Einsamkeiten, durch deren Bann der Europäer wieder an Gott und dessen Gesetz erinnert werden kann. Als ein Paradies erscheinen im Vergleich zu dem Elend in Deutschland jene von friedlicher Arbeit erfüllten Kolonien, die gutmütigen Wilden an deren Grenzen als beneidenswert.

Auf diese Kinder der unverbildeten Natur werden im 18. Jahrhundert alle Tugenden übertragen, die man, zuerst nach dem Maßstabe religiöser Moral, dann nach dem des gesunden Menschenverstandes, dem Europäer wünscht, Kraft des Körpers und Geistes, Ehrlichkeit und Treue, Mut und Edelsinn. Kein Herz in Europa kann sich dem der Indianerin vergleichen, kein Krieger der alten Welt dem Feind gegenüber hochsinniger sein als der edle Hurone. Die weißen Eindringlinge in der besseren Zone erscheinen neben solchen Gestalten als goldgierige Schurken; stärkster Beweis dafür wird die Unterdrückung der gewaltsam nach dem neuen Kontinent geführten schwarzen Rasse. — Der Freiheitskampf der Kongreßstaaten, lebhaft mitempfunden von den Deutschen in den Küstenstädten, in den Gebieten des Soldatenhandels, schließlich von jedem fortschrittlich gesinnten Bürger, zieht die Aufmerksamkeit der Poesie von der westindischen

Inselwelt nach dem Norden. Die Gestalt des edlen Indianers verblaßt, seine Tugenden gehen über auf den Bürger des neuen Staates, der als Krieger, Farmer und Kaufmann gleich vorbildlich erscheint. Gern läßt man solch freien Mann im unfreien deutschen Lande auftreten, selten nur wagt man es, die Handlung nach dem neuen Staate zu verlegen. Der wird zum Ziele für zahlreiche Auswanderer, die dort äußere Güter, wie Waffenruhm, Geld und Land, oder innere Läuterung und Festigung suchen. Einzelne endlich sprechen verbittert schon am Ende des 18. Jahrhunderts den Gedanken aus, Amerika könne deutschen Auswanderern bessere Heimat werden als das Land ihrer Geburt.

Die Sehnsucht der Romantiker nach der Entrückung in ein traumfernes Land, von dem keine Brücken zur Gegenwart zurückführen, vereint mit der großen politischen Enttäuschung nach 1815, macht am Anfang des 19. Jahrhunderts diesen Wunsch nach einem neuen, freien Vaterlande zum Zentrum aller Gedanken über die Vereinten Staaten. Unabsehbare und unschätzbare Möglichkeiten für die Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft vermutet man dort. Auswanderung nach Amerika wird zum Kampfruf gegen die willkürliche Regierung in europäischen Monarchien. Lockende Farben verleiht dem Bilde der freien Staaten die neu geschaffene Kunst der Landschaftsschilderung; Coopers Trappergeschichten entdecken für Europa die Romantik der Indianergrenze. Vor dem Hintergrund des nun sehnsüchtiger gesuchten und farbiger geschilderten Landes erscheinen seine Menschen noch herrlicher; Amerikaner, zumal solche deutschen Blutes, übernehmen nun häufig die Rolle des rettenden Helden in bösen Geschichten aus der schlechteren alten Welt. Zusammengefaßt werden alle poetischen Vorstellungen über Amerika durch die Romane von Charles Sealsfield. Landschaft und Menschen der neuen Welt schildert er zum ersten Male als eine lebendige Einheit. Neben den düsteren Tönen der nordamerikanischen Landschaften Coopers erscheint hier die farbenprächtige Helle des Südens. Die traditionelle Gleichförmigkeit der amerikanischen Menschen wird in eine bunte Bewegtheit von Yankees, Creolen und Mulatten aufgelöst, zwischen die sich Einwanderer aus allen Staaten Europas schieben; nur eins eint alle diese verschieden-

artigen Naturen: Stolz und Eifer für den selbstgeschaffenen Staat. — Solch genaue Kenntnis verdichtet um die Mitte des 19. Jahrhunderts vorher schon ausgesprochene ungünstige Urteile über den neuen Kontinent zu einem umfassenden, schwarzgemalten Bilde, in dem die Natur Amerikas als kraft- und poesielos, die Menschen als geldgierige Schwächlinge und heuchlerische Betrüger, die Gesellschaft korrupt, alle Verhältnisse unerträglich erscheinen. Die Behandlung der Sklaven im Süden und der Indianer an den Grenzen empören vor allem; nach der Julirevolution verbreitet sich (gleichzeitig mit der Begeisterung für die Polen) eine Parteinahme für den unterdrückten schwarzen und roten Mann, die endlich auch aus Werken amerikanischer Dichter Bestätigung holt.

Schauplatz des Romans ist gern der amerikanische Westen während der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts; Verherrlichung des Indianers und Teilnahme an den Schicksalen des deutschen Auswanderers sind die beiden Richtungen des Gefühls, die jene Literatur geschaffen und getragen haben. In die Welt des wilden Westens dringen die Söhne des industriellen Ostens vor; von der Erscheinung der in Europa auftretenden Yankees richtet sich endlich die Phantasie nach dem Kernlande der Union. — In den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts wird der tropische Kontinent Südamerika klar von dem europäisierten Nordstaat geschieden. Dieses industrielle Musterreich schildern in einer Periode gesteigerten Verkehrs die Dichter meist aus eigener Erfahrung; bald mit Liebe, bald mit Haß, nie ohne Gefühl für die Größe des Gegenstandes. Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten mit seiner wagemutigen Technik, seinen maschinenhaft arbeitenden Massen, seinen unerhört mächtigen Millionären wird Musterbild der europäischen Zukunft; endlich im zusammengebrochenen Deutschland Segen und Fluch tragende Entscheidungsmacht der Gegenwart.

* * * *

Werden und Wandlung dieser Vision läßt erkennen, wie deutsche Dichter der Erscheinung einer neuen Welt, dieses größten Erlebnisses der abendländischen Geschichte, Herr zu werden versucht haben. Wie verhielt sich nun dies Phantasiebild zu dem objektiven Wissen

und dem gemeinen Urteil über Amerika? Es ist das die Frage, deren Aufnahme im Laufe dieser Erörterung der Klarheit wegen unmöglich war, deren Beantwortung aber die abgegrenzte Untersuchung in ein größeres Ganzes hineinstellt.

Bis in das 18. Jahrhundert hinein beschränken sich die Poeten darauf, Dinge zu wiederholen, die sie in Reisebeschreibungen und gelehrten Zusammenfassungen vorfinden; sie wenden sich dabei an ein Publikum, das auch vom Dichter in erster Linie Belehrung erwartet. Die gegen 1750 anhebende Indianerpoesie zeigt zum ersten Mal ein Verhalten, das als angemessen von da ab die schöne Literatur über alle Veränderungen der Aufmerksamkeit hinweg beibehält: aus dem in Büchern gebotenen Material werden von einer Fülle gleichgearteter Erscheinungen die gemeinsamen Züge festgehalten und zu einem klar umgrenzten Bilde vereinigt. Anschauung aber ist nur aus dem Innern zu holen, so muß bei diesen Menschen, die über keine persönliche Erinnerung an Amerika verfügten, eine Wunschvorstellung zum Bindemittel der erlesenen Elemente werden: der Traum von einem vollkommenen Menschen, von einem Leben im Ueberfluß, von einem freien Staate. Nach den Friedensschlüssen von 1783 und noch mehr nach den von 1815 gewinnt das Wissen an Breite und Klarheit: mündliche Berichte, Erscheinung von Eingeborenen auf Jahrmärkten und von reisenden Amerikanern in den Städten bereichern das verwertbare Material. Endlich erscheinen unter den Dichtern Männer, die selbst drüben gewesen sind: Seume und später Sealsfield, Lenau und Chamisso. Die Werke dieser Dichter bieten an vielen Stellen selbsterworbenes objektives Wissen; da zu gleicher Zeit die Reisebeschreiber nach Humboldts Vorbilde ihre Schilderungen in poetischer Sprache gestalten, beginnen Bericht und Dichtung, einander stark im Stile zu ähneln; die wissenschaftlichen Zusammenfassungen lassen im gleichen Zeitraum an Gründlichkeit nach. Kein Wunder, wenn ein großer Teil der Leserschaft alle Aussagen der Poeten für Wahrheit nimmt, zumal mit ihnen die Schilderungen des Amerikaners Cooper so trefflich zusammenstimmen. Enttäuschung der in solchem Glauben Ausgewanderten und die wissenschaftlichen Werke der 48er bewirken um 1850 den notwendigen Rückschlag: Wahrheit sucht man nur noch in nüchternen Berichten,

Dichtung aber, wenn sie auch von Amerikafahrern stammt, gilt eben als Erdichtung, Spiel der Phantasie. Das hat zur Folge, daß ernste Schriftsteller höchstens einmal einen Amerikaner in Deutschland vorzuführen wagen, dafür aber der allzu volkstümliche Roman alle Grenzen der Wahrscheinlichkeit überschreiten darf. Bei dem vornehmlich bürgerlichen Publikum, auf das seit dem Ende des 18. Jahrhunderts sich die schöne Literatur mehr und mehr eingestellt hat, schätzt man diese Erzählungen als unschädliche Unterhaltung und Jugendlektüre; Begeisterung und Glauben aber finden sie unter den Lesern des vierten Standes. Für diese Schicht setzt der Wildwestroman eine Tradition fort, die mit den Flugblättern des 16. Jahrhunderts begonnen und sich, beeinflußt von den Werbeschriften der Handelskompagnien und den Handzetteln der „zielverkooper", in mündlicher Weiterdichtung entwickelt hatte. Beschleunigter und gesteigerter Austausch von Menschen, Waren und Nachrichten zwischen beiden Ländern vernichtet jedoch während des ersten Jahrzehnts des 20. Jahrhunderts auch bei diesen Lesern den Glauben an den goldenen Westen; nur kindliche Phantasie folgt noch willig in jene Zone. Die Kunde von den grenzenlosen Möglichkeiten des industriellen Ostens aber läßt unter den Schriftstellern des gebildeten Bürgertums eine neue Amerikapoesie entstehen. Freilich wagt sich an diesen Stoff unter der Herrschaft des „Naturalismus" keiner, der nicht selbst das neue Land gesehen; aber dieser Rechtstitel ist im Zeitalter des Doppelschraubendampfers rasch erworben. Dadurch, daß die Handlung in eine nahe Zukunft verlegt wird, gewinnt man freieren Raum für des Dichters Phantasie und stärkeren Reiz für die des Lesers. Wiederum schafft die Dichtung aus dem durch vielfältiges Forschen unübersehbar gewordenen Material ein leicht faßliches, wenn auch meist verzerrtes Bild.

Es kann gar kein Zweifel herrschen, daß poetische Phantasie für die Gestalt einzelner Vorstellungen (Anm. 65) von der neuen Welt bestimmend gewesen ist. Kolumbus hat beim Ueberqueren des Atlantic Senecas Verse im Kopfe gehabt, Cortez' Söldner wußten die Bauten von Mexiko mit nichts als den Zauberburgen im „Amadis" zu vergleichen. Tausende von Deutschen sind nur auf Sealsfields und seiner Nachfolger Verheißungen hin

über das große Wasser gegangen, 1847 haben solche Auswanderer in Texas eine Siedlung mit kommunistischer Verfassung „Bettina" (nach Bettina von Arnim) getauft. Vergegenwärtigt man sich die volkstümlichen Vorstellungen von Amerika, die nach dem 1918 beendeten Koalitionskriege in Deutschland umgesetzt werden, so läßt sich in sehr vielen Fällen eine Dichtung oder eine erdichtete Gestalt nennen, an der solche Meinungen ihre bestimmte Form gewonnen haben. Die poetische Darstellung ist dem nüchternen Tatsachenbericht noch stärker überlegen, als das Gemälde den Filmstreifen: nicht nur in der Wahrheit der Farben, sondern auch in der Anschaulichkeit der Bewegung. Die Wirkung auf den Leser wird in gleichem Maße lebendiger sein. Aus der Wirklichkeit holt die dichterische Phantasie ihren Stoff und gibt ihm mit der Kraft ihrer inneren Anschauung Gestalt und Bedeutung, die des Lesers Vorstellungen von der neuen Welt beeinflussen. So wirkt sie schwer meßbar, aber mächtig zurück in die Wirklichkeit.

Anhang

Literatur zu einzelnen Stellen der Arbeit ist in den Anmerkungen, zu einzelnen Personen im Quellenregister bei den betreffenden Namen zitiert.

Die angegebenen Bücher sind im Germanistischen Institut der Universität Leipzig zu finden, soweit nicht ein anderer Standort angegeben ist. Für eine Anzahl von Standorten sind Abkürzungen verwendet worden; es bedeutet:

(B): Bayrische Staatsbibliothek München,
(D): Landesbibliothek Dresden,
(E): Englisch-Romanisches Institut, Universität Leipzig,
(H): Universitätsbibliothek Halle,
(K): Kulturhistorisches Institut, Universität Leipzig,
(L): Leihbibliothek Linke, Leipzig, Burgstraße,
(M): Universitätsbibliothek München,
(P): Preußische Staatsbibliothek Berlin,
(S): Staatsbibliothek Leipzig,
(U): Universitätsbibliothek Leipzig,
(X): Privatbesitz,
(Z): Zeitungsinstitut, Universität Leipzig.

I. Darstellungen und Hilfsmittel

Goebel, Julius, Amerika in der deutschen Dichtung; Festgabe für R. Hildebrand, Leipzig 1894, p. 102. — Dazu:
Minor, Jakob, Göttinger Gelehrter Anzeigen, 1895, p. 662. —
Price, L. M., English-German Literary Influences, Univ. of California Press, Berkeley, 1919 (sämtl. U.)

Einzelne Perioden behandeln:

1) 1773/83.

Biedermann, K., Die nordamerikanische und die französische Revolution in ihren Rückwirkungen auf Deutschland; Zeitschr. für deutsche Kulturgesch. III, 483 (1858).

Hatfield, James T., and Hochbaum, Elfrieda, The Influence of The American Revolution upon German Literature; Americana Germanica III, 338 (1899).

Walz, J. A., The American Revolution and German Literature; Modern Language Notes XVI, 338 (1908).

2) 1830 sq.

Baker, T. S., America as the Utopia of "Young Germany"; Americana Germanica I, 2, p. 62.

Barba, P. A., Emigration to America Reflected in German Fiction; German American Annals XVI, 191 (1914).

Kreyßig, Fr., Der deutsch-amerikanische Abenteurer-Roman; Vorlesungen über den deutschen Roman der Gegenwart, Berlin 1871, p. 159.

Ethé, H., Der transatlantisch-exotische Roman; Essays und Studien, Berlin 1872, p. 47. (sämtl. U.).

Einzelne Stoffe:

Krockow, L. v., American Characters in German Novels; Atlantic Monthly, LXVIII, 824 (1891).

Barba, P. A., The American Indian in German Fiction; Germ. Am. Ann. XV. (1913). (sämtl. U.)

Zur Fragestellung:

Köster, A., Anzeiger für dtsch. Alterthum XLI, 144 (1922).

Muncker, Fr., Sitzungsberichte der Bayrischen Akademie der Wissenschaften, phil.-hist. Klasse, 1918, 3. Abhandlg., p. 3. (U).

Allgemeine Hilfsmittel:

Humboldt, Alexander v., Kritische Untersuchungen über die historische Entwickelung der geographischen Kenntnisse von der Neuen Welt, Berlin 1836, (U).

Kapp, Friedr., Zur deutschen wissenschaftlichen Literatur über Amerika; Hist. Ztschr. XXXI, 241 (1874). (K).

Kretschmar, K., Die Entdeckung Amerikas in ihrer Bedeutung für die Geschichte des Weltbildes, Berlin 1892. (U).

Paulsen, Fr., Geschichte des gelehrten Unterrichts, 2. Aufl., Leipzig 1897.

Gatterer, J. Chr., Kurzer Begriff der Geographie, 2. Ausg., Göttingen 1791, p. 686 sq. (K).

Ratzel, Friedrich, Die Vereinigten Staaten von Amerika, München 1878, 2 Bde. (E).

(Raynal), Histoire philosophique et politique... des Européens dans les deux Indes, Amsterdam 1772, 5 vol. (U).

Luckewaldt, Fr., Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika, Berlin 1920, 2 Bde. (K).

Fisk, G., Die handelspolitischen und sonstigen völkerrechtlichen Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten von Amerika, Stuttgart 1897. (U).

Kapp, Friedr., Deutsch-amerikanische Wechselbeziehungen, Deutsche Rundschau 1880, p. 88. (U).

Löher, Franz, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, Göttingen 1847. (K).

Kapp, Friedr., Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika, 1. Bd., Leipzig 1868. (K).

Eickhoff, A., In der neuen Heimat, New York 1884. (K).

Goebel, Jul., Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, München 1904. (K).

Faust, A. B., Das Deutschtum in den Vereinigten Staaten, Leipzig 1912. (U).

Staunton, Th., A Manual of American Literature, Leipzig 1909. (E).

Smith, C. A., Die amerikanische Literatur, Berlin 1912. (E).

Zeitschriften:

Neue Beyträge zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, Bremen und Leipzig, 1744/48, 4 Bde.

Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freyen Künste, Leipzig, 1757/60, 13 Bde.

Briefe, die neueste Literatur betreffend, Berlin 1761/65, 24 Theile in 6 Bdn.

Allgemeine Deutsche Bibliothek, Berlin 1765/92, Kiel 1792/98, 89 Bde. (zit. A. D. B.).

Neue allgemeine Deutsche Bibliothek, Kiel 1793/1800, Berlin 1801/06, 117 Bde. (zit. N. A. D. B.) (K).

Frankfurter Gelehrte Anzeigen vom Jahre 1772, Deutsche Lit. Denkm. des 18. Jahrhunderts Nr. 7 u. 8., Heilbronn 1883.

Deutscher (von Bd. 2 an: Teutscher) Merkur, 1773/99, 95 Bde. bis 1790 je 4, dann je 3 im Jahr).

Deutsches Museum, Leipzig 1776/88, 26 Bde.

Americana Germanica (ab vol. V.: German American Annals), Editor: M. D. Learned, Philadelphia, 1897 sq., 15 vol. (zit.: Am. Germ., G. Am. Ann.) (U).

Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter. Jahrbuch der deutsch-amerikanischen historischen Gesellschaft von Illinois. Herausgeber: Julius Goebel, Chicago 1902 sq.

II. Anmerkungen

1

Elysium: Homer, Od. IV, 563 sq. — Selige Inseln: Hesiod. Erga kai Hämerai 167 sq. — Seneca: Humboldt, Krit. Unters. I, 151. — Antillia: Humboldt, Krit. Unts. I, 410; Kretschmer, Entdeckung 195. — S. Brandan: Kretschmer, Entdeckung 188; Rollenhagen, Vier Bücher indianischer Reisen 77. — Vgl.: Zemmerich, Toteninseln und verwandte geographische Mythen, Leiden 1891; Hommel, Fr., Die Insel der Seligen in Mythus und Sage der Vorzeit, München 1901; Martin, A., Etudes sur le Timée, Paris 1891; Sander, Ueber die Platonische Insel Atlantis, Bunzlau 1893. (sämtl. U).

2

Flugblatt: Der deutsche Kolumbusbrief in Facs.-Druck, hrsg. v Häbler, Straßburg 1900. — Die „Copia der Newen Zeitung aus Presillg Landt", Facs.; Ztschr. des deutschen Vereins für Buchwesen und Schrifttum, 3. Jhg. (1920) p. 27 (Z). — Ulrich Schmiedels Reise nach Südamerika in den Jahren 1534/54, hrsg. v. Langmantel, Tübingen 1889. — Vgl.: Hantzsch, Viktor, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts, Leipzig, 1895. (U).

3

Amerika, Name: Humboldt, Krit. Unters. II, 324; Kretschmer, Entdeckung 360.

4

Cosmographia / Das ist / Ein schöne Richtige und vollkomliche / allgemeine Weltbeschreibung.... Durch Johann Raven historicum, Frankfurt a. M. 1629. (K).

5

Phanien: Schlözer, Briefwechs., I. 214; Stephanie d. Jüng., Schauspiele V, 349.

6

Philipp v. Hutten: Zeitung aus India Junckher Philips v. Hutten; Meusel, Hist.-Lit. Magazin, Bayreuth und Leipzig 1785, p, 51. — Ratzel, Fr., Notizen zur Biographie Philipp v. Huttens, Jahresberichte der Geographischen Gesellschaft in München, VI, 153, (1880). — Hantzsch, Deutsche Reisende des 16. Jahrhunderts, p, 17 sq. (sämtl. U).

7

Hanauisch-Indien: Schlözer, Briefwechsel II, 237.

8

Auswanderung: 1683: Learned, M. D., Francis Daniel Pastorius, G. Am. Ann. IX, 131 sq., 323 sq. (1907), zwischen p.

344/45 eingeheftet Facsimile der „Sichern Nachricht aus Amerika, wegen der Landschaft Pennsylvania / von einem dorthin gereißten Deutschen / de dato Philadelphia, den 7. Martii 1684". Teilweise wörtlich scheint diese „Nachricht" aus William Penns "Letter to the Free Society of Merchants in London" (1683) genommen zu sein; eine deutsche Uebersetzung dieses Briefes findet sich G. Am. Ann. XII, 55, (1910. — Goebel, J., Zwei unbekannte Briefe von Pastorius, G. Am. Ann. VI, 492 (1904).

1710/18: Rosengarten, J. G., The Palatines in New York and Pennsylvania, G. Am. Ann. X, 257. — Deiler, J. H., The Settlement of the German Coast of Louisiana, G. Am. Ann., XI, 34. — Faust, A. B., The Graffenried Manuscripts, G. Am. Ann. XV, 205, (Der Schweizer Chr. von Graffenried führte einen Transport von Ansiedlern für die Westindische Compagnie nach Nord-Carolina.)

1750: Learned, M. D., Historische Anmerkung über die Geschichte der Schwenkfelder, Am. Germ. II, Heft 1, 43. — Hausmann, W. A., German American Hymnology, Am. Germ. II, Heft 2. -- „Zielverkooper": Schlözer, Briefwechsel I, 217.

9

Robinson: Erste deutsche Uebersetzung: Hamburg 1731. — Vgl. Kippenberg, A., Robinson in der deutschen Literatur bis zur Insel Felsenburg, Hannover 1892. (U). — Rötteken, H., Weltflucht und Idylle in Deutschland von 1720 bis zur Insel Felsenburg, Ztschr. f. vergleichende Lit.-Gesch. IX, 1 (1896). — Ullrich, H., Robinson und die Robinsonaden, 1. Bd. (Bibliographie), Weimar 1898. — Brüggemann, F., Utopie und Robinsonade, Untersuchungen zu Schnabels Insel Felsenburg, Weimar 1914. Besonders bekannt wurde das Buch in Deutschland durch J. H. Campes Bearbeitung für Kinder (1780; Deutsch. Museum 1779, I, 119), die auf Rousseaus Anregung (Emile, livre. 2) zurückgeht. Die Lektüre des Robinson hat damit die gleiche Entwicklung durchgemacht wie später die der Romane Coopers: als eine breite Literatur gleicher Art in deutscher Sprache entstanden war, überließ man das Original den Kindern.

10

Indianer-„Schweine": Der Dominikaner Thomas Ortiz (1520), zit. nach Ersch und Gruber, II. Reihe, Bd. 17, 383.

11

Deutschlands gelehrtes Publikum konnte aus der Yarico-Erzählung Anklänge an die Sagen von Ariadne und Medea heraushören. — Auch das Mittelalter hat die Sage von der (orientalischen) „Heidin" (13. Jhdt.; hrsg. von Pfannmüller, Berlin 1911) gekannt, die dem Euro-

päer im fernen Lande Liebe und Hilfe gewährt, zum schlechten Danke aber von ihm verlassen wird.

12

Ueber „Inkle und Yarico": vgl.: Usteri, Paul, Herrigs Archiv, Bd. 122. — Schlüchterer, H., Der Typus der Naiven im deutschen Drama des 18. Jahrhunderts, Berlin 1910. — Stammler, W., Euphorion XXII, 113 sq. — Uebersetzungen nach Gellert: Boulenger 1754, Sedaine 1760, Stevens 1777; nach Geßner: Rivière 1761, Meister 1812; nach Dorat: anonym 1766 *) (A. D. B., V, 1). — Schlüchterer nennt noch ein Singspiel von Eckerthausen „Fernand und Yariko", 1784, *) und ein Trauerspiel von Johann N. Konarek „Inkle und Yariko", 1791, *) in Kaisers Bücherlexikon finden sich außerdem folgende Titel: „Inkle und Yariko", Trauerspiel, Augsburg 1777; „Inkle et Yarico", tragédie, Wien 1784; „Inkle und Yariko", Trauerspiel, Schwerin 1794. — Die Geschichte wird auch erzählt bei Raynal, Ausgabe von 1772, tom. V, 199, erwähnt in Hagemanns Schauspiel „Der Rekrut" (1783) und zu einem auf Ceylon spielenden Roman verwertet von Lucien Bonaparte (1812).

13

Pocahuntas: Quelle: John Smith, "General History of Virginia", 1624, *). — Diese Erzählung ist wohl eine der ersten in der europäischen Literatur, die die Rettung eines Weißen durch eine Indianerin schildert. — Pocahuntas hat tatsächlich gelebt und ist 1617 zu London gestorben in dem Stadtteil, der noch heute nach ihr "La Belle Sauvage" heißt (Manchester Guardian Weekly, Central-European-Edition, January 25, '23). — Talvj, „Aus der Geschichte der ersten Ansiedelungen in den Ver. Staaten." Raumers Historisches Taschenbuch, 1845. — Nach Scheibler haben noch Joh. Wilhelm Rose (1784; A. D. B. LXIX, 100) und Chr. Fr. Schulz (1800; G. Gr. IV, 1. Teil, 3. Aufl., p. 920) diesen Stoff als Roman behandelt. — Dramatisiert hat den Stoff 1884 Liliencron, „Pokahuntas", Werke, Berlin 1909, Band 14.

14

Die Südsee, deren Gebiet man erst seit Bougainvilles (1767) und Cooks (1769) Fahrten klar gegen Amerika abzugrenzen begann, ist am Ende des 18. Jahrhunderts für die Phantasie dasselbe, was am Anfange dieses Säkulums der Atlantic gewesen war: der unbegrenzte Ozean, in dem die glückseligen Inseln liegen. Auf einer Südseeinsel spielt F. A. Müllers Stanzenepos „Alfonso" (1790), das von der Liebe der schönen Wilden Malvina zu dem Spanier Alfonso erzählt; Untreue des Europäers verschuldet schließlich beider Tot. — Auf einer Südseeinsel findet Franz v. Kleist's „Zamori" (1793) seine Midora; in der metrischen Form und der poetischen Anschauung stimmt dieses Epos mit dem von

Müller überein. Auch Kotzebue hat das von A. W. Schlegel (X, 26) gelobte Buch Müllers für seinen "La Peyrouse" fleißig benutzt. Der Name „Malwina" steht ferner auf dem Titel eines in Frankreich spielenden Romans des Hochstaplers Th. A. Heidemann (1797) und dem eines Aufklärungsbuches der Pädagogen G. F. Dinter (1818); in dem Gedichte „Jagd und Blumenlese" der Louise Brachmann trägt ihn ein liebendes Mädchen. — Unbesprochen bleibt hier eine Anzahl von Stücken, die an St. Foix' "Isle sauvage" (1743; I, 125) anknüpfen: so Metastasios "Isola desabitata" (1752) *) und ihre Uebersetzung durch A. G. Meißner (1778 *), die „Azemia"-opern von La Chabeaussière und d'Aleyrac (1787, 1789) und die Uebersetzung der letzteren durch Schmieder (1795). Ebenso die Verwertung des Inselmotivs in so vielen Dramen Kotzebues („Der Eremit von Formentara", 1787; „Bruder Moritz, der Sonderling", 1791; „Die edle Lüge", 1792; „Der Lügenfeind", 1812). Keine dieser Inseln gehört zu einem bestimmten Kontinente, sämtlich sind sie Symbol der vom Individuum ersehnten Freiheit, in die keinerlei Eingriff von außen erfolgen kann.

15

Incas: Von Montaigne (1588, lib. III, chap. 6) stammt auch hier die Anregung. Voltaires „Alzire" (1736) zeigt zum ersten Male Peruaner auf der Bühne. Die hier verwendete Gruppierung der Figuren — eine Wilde zwischen einem Weißen und einem Wilden — nimmt Mme. de Graffigny in ihren Briefroman „Lettres d'une Péruvienne" hinüber (1747). Stärkeren Erfolg hat die historische Erzählung Marmontels „Les Incas" (1777), wiederum durch die darin enthaltene Liebesgeschichte. Sofort wird das Werk ins Deutsche übersetzt (Frankfurt 1777 *), A. D. B. XXV/XXXVI Anhang p. 2414). — Gustav III. von Schweden, dem Marmontel sein Buch gewidmet hatte, regte den sächsischen Komponisten Naumann an, die im Roman erzählte Geschichte der Liebe zwischen dem Spanier Alfonso und der peruanischen „Sonnenjungfrau" Cora für eine Oper „Cora" *) zu benutzen. (1780; gedr. Leipzig 1781 und 1788; vgl. Kaiser, Bücherlexikon 1825 und A. D. B. XCV, 187). Schon vorher hatte ein Frhr. v. Schilson in Preßburg den Stoff zu einem Drama mit Tänzen und Chören „Die Wilden" verarbeitet. Babo *) (kompon. v. P. V. Winter; G. Gr. V, 262, 2 Aufl.) tut 1779 das gleiche für München; Dalberg 1780 für Mannheim; A. G. Meißner veröffentlicht Proben einer Oper „Kora" (Dtsch. Museum 1780, I, 472). Es folgen in Frankreich die Opern von Cambini (1787) *, Berton (1789) *, Méhul (1791) *, in Deutschland die Singspiele von Lasser (1795) * und S. Mayr (1803) * (vgl. Riemann, Opernlexikon), sowie ein Ballett von Weigl /, (ca. 1795; gedr. 1804, nach Kaiser, Bücherlexikon, wo außer diesem noch ein zweites Ballett: „Die Inkas", Wien, Wallershauser, o. J., genannt ist). Als Sprechdrama sucht den Sturz der Inkas darzustellen J. H. Keerl („Atabaliba",

Nürnberg 1783, *; A. D. B. LXXXIX, 83), Erfolg hat mit dieser Form aber erst Kotzebue für seine unter dem Eindrucke der Naumannschen Oper entstandenen „Sonnenjungfrau" (1789; II, 3), deren Fabel er 1795 in „Rollas Tod" fortsetzt (IV. 208). Eine Fortsetzung zu dieser Fortsetzung: „Ataliba" * ist in Leipzig 1800 erschienen (Kaiser, Bücherlexikon). Im gleichen Jahre war „Rollas Tod" schon in Amerika aufgeführt worden (Am. Germ. III, 115), in England hatte der noch gewandtere Sheridan dieses Stück 1799 zu einem gegen Napoleon gerichteten Schlüsseldrama gemacht. Sofort erschien wieder davon eine deutsche Uebersetzung (Leipzig 1800; N. A. D. B. LXIV, 107); Soden * hat 1815 und Auffenberg 1817 einen „Pizarro" auf die Bühne gestellt. — Schiller (1788; VI, 7) und Gabriele von Baumberg verwenden das Kostüm der Sonnenpriesterin zu lyrischem Vortrag. — Durch die Begeisterung für die Gestalt der Cora kam auch die „Zilia" der Frau von Graffigny wieder in Mode; Bearbeitungen dieses Romans sind in Gera 1792 * (N. A. D. B. III, 139), Berlin 1800 * (N. A. D. B. XXIX/LXVIII, Anhang II, 717) und Quedlinburg 1828 * (von C. L. Häberlin; Bohatta, Anonym.—Lex.) erschienen. Peruaner sind die drei Personen von Rambachs Einakter „Die Brüder" (1798), die Befreiung einer Sonnenjungfrau Ynti berichtet Spieß im 3. Teile seines Schundromans „Hans Heilig". — Vgl. Bahlsen, Herrigs Archiv LXXXI, (1888; Minor, Göttinger Gel. Anz. 1894. Den Namen Corah trägt auch bei Sealsfield (II, 58) eine Indianerin. Noch ein späteres Vorkommen ist erwähnenswert: bei Ludwig Thoma heißt eine in Indien geborne Verwandte des „Lausbuben", die nach Bayern auf Besuch kommt, Cora und wird von der staunenden Dorfbevölkerung „die Indianerin" genannt („Tante Frieda", p. 35).

16

Buffon: A. D. B. XIII, 1. Thl., 114; XXII, 1. Thl., 366; Tsch. Merkur 1786, III, 3.

17

Nadowessische Totenklage: Nach J. Carvers Reisen 1780, *, vgl. Schiller, sämtl. Schriften XI, 448, Tsch. Merkur 1780, III, 77.

19

Aeußere Erscheinung des Indianers: Gelehrte: Camper, Petrus, Ueber die natürlichen Unterschiede der Gesichtsbildung, Berlin 1792, p. 7 und 9, (U). — Blumenbach, J. F., Ueber die natürlichen Verschiedenheiten des Menschengeschlechtes, Leipzig, 1798, p. 2/10, 217 (U).

Bildmaterial: A. W. Schlegel, Werke XII, 523; N. A. D. B. LIV, 428 (1800). Illustrierte Ausgaben: Brühl 1791; Laroche 1798; Marmontel, Incas, 1810; Cooper, Works, 1827.

20

Nationalcharaktere in der deutschen Literatur: 1. Engländer: Munker, Fr., Sitzungsberichte der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Philologisch-historische Klasse, 1918, 3. Abhandlung (U). — Kelly, England and the Englishmen in German Literature of the 18th Century, New York 1921. — 2. Spanier: Farinelli, A., Ztschr. f. vergleichende Lit. Gesch. V, 135, VIII, 318.

21

Gespräche über den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg sind u. a. wiedergegeben in: Merk, „Akademischer Briefwechsel" 1782 (Schriften, hrsg. v. Stahr, p. 131); Goethe, „Die Mitschuldigen" (Fassung von 1787; W. A. 1. Reihe, IX, 44 und 89; Klinger, „Die falschen Spieler" 1800 (W. I, 91).

22

Zum Unabhängigkeitskrieg: Zeitungen: Köster, H. G. M., Neueste Staatsbegebenheiten mit historischen und politischen Anmerkungen, Frankfurt und Mainz 1775 sq., 5 Bde. (U). — A. L. Schlözers ...., Briefwechsel ...., 4. Aufl., Göttingen 1776/82, 10 Thle. (K). — Stats-Anzeigen, gesammelt von A. L. Schlözer, Göttingen 1782/93, 18 Thle. (K). — Bibra, Phil. Anton Frhr. v., Journal von und für Deutschland, Fulda 1789 sq., Bd. 2 und 9 (U). Vgl. Gallinger, Die Haltung der deutschen Publizistik zu dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege, Leipzig 1900, Diss. (U). Briefe: 1. Gegen Amerika: Körte, Briefwechsel zwischen Gleim, Heinse und J. v. Müller (Müller), Zürich 1806, II, 303 (U); — Bodemann, J. G. Zimmermann, Hannover 1878, p. 272 (U). — 2. Für Amerika: Strodtmann, Briefe von und an Bürger (Nettelbeck) II, 229; — Waitz, Caroline, Leipzig 1871 I, 4 und 311 (K). Kinder: Köppen, Fried., Vertraute Briefe über Bücher und Welt, Leipzig 1823, II, 19 (U).

23

Das bei Ditfurth, II, 7 abgedruckte Soldatenlied beginnt ähnlich wie Schillers „Reiterlied": „Frisch auf Kameraden!"

24

Weitere Verurteilungen des Soldatenhandels: Herklot durch ein Epigramm (1796; N. A. D. B. XXXI, 175); Franz von Kleist („Liebe und Ehe", 1799 p. 37) und Goethe („Das Neueste von Plundersweilern", 1817, W. A. 1. Reihe, XVI, 45) in gelegentlichen Aeußerungen.

25

„Die Freiheit Amerikas": Verfasser dieses Gedichts könnte nach Sprachwahl, Bilderwahl und politischer Einstellung der Berliner

Prediger Daniel Jenisch sein, der ähnliche Tagesgedichte anfertigte (Tsch. Merkur 1789, VI, 66; Sauer, Säkulardichtungen, p. 505, 529).

26

Geographische Zeitschriften über Amerika: A. D. B. XXV/XXXVI Anhang 1474; N. A. D. B. XXXI, 261, XXV, 119. — Ebeling, Die vereinten Staaten von Nordamerika, Hamburg 1793/1803 *; N. A. D. B. IX, 279, 407 XXX, 458 LII, 446, LXI, 397, XC, 92.

27

Bücher von Amerikanern: Washington, N. A. D. B. XXIX, 391; Crevecoeur, A. D. B. LXIII, 493, C' 181.

28

Klinger: Den innigen Zusammenhang zwischen dem Wunsch, die Campagne in Nordamerika mitmachen zu können, und der Entstehung des Dramas „Sturm und Drang" beweisen die Briefe, deren Worte oft mit Stellen des Dramas völlig übereinstimmen, z. B.: Rieger, I, 397, J. W. II, 267.

29

Washington wird fast immer als der große Vertreter der Revolution erwähnt. Sein Name wird in deutschen Dichtungen sehr häufig zusammen mit dem Franklins genannt; den damaligen Gebildeten bedeutete der Gelehrte mehr als der General. Ein begeisterter Verehrer Washingtons war Klopstock (Ode „Die Denkzeiten", 1793, Vers 9, sämtliche Werke, Leipzig 1855, X, 349); ein Gedicht auf den Tod Washingtons hat der junge Kopisch geschrieben (ges. Werke II, 311).

30

Philadelphia: Vgl. auch des sonst so amerikafeindlichen Wekhrlins Lobspruch (1780, „Chronologen" vol. V; Am. Germ. IV. — Lobsprüche für Franklin: Hippel, „Kreuz- und Querzüge" (1793, 1, 476) und Houwald (1819: V, 422). — Ein ganzes Epos über Franklin ist in Altstettin 1787 erschienen (A. D. B. LXXXV, 121).

31

Mifflin: Nach G. Am. Ann. VI, 541 eine historische Persönlichkeit: Warner Mifflin, Vetter eines bekannten Gouverneurs v. Pennsylvanien.

32

Beifall für Brämers „Americaner": Nach Goethes Tagebuch ist das Stück 1799 und 1807/10 auf der Bühne Weimars erschienen.

33

Deutsche Kaufleute des 18. Jahrhunderts in Amerika: Peter

Hasenclever aus Remscheid.... hrsg. v. Ad. Hasenclever, Gotha 1922.— Kern, J. W., J. J. Astor und die Astor-Bibliothek; G. Am. Ann. VI, 147 (beide U).

34

Deutsche Kriegsteilnehmer 1774/83: Briefe: Schlözer, Briefwechsel III, 27, 148, 259, 279, 333 (1778); IV, 302, 357, (1779); V, 13, 278, 322 (1779); VII, 333 (1780, v. Steuben); Statsanzeigen VII, 3, 15 (1785); IX, 280 (1787; Deutsches Museum 1777, II, 188; Tsch. Merkur 1784, III, 97. Tagebücher: Capt. Wiederholdt; Am. Germ. IV, Nr. 1. — Feldprediger Waldeck; G. Am. Ann. V, 97 u. öft., VI, 59 u. öft. — Lieut. du Roi der Aeltere, (einer von Schlözers Correspondenten) G. Am. Ann. XIII, 401. Im Druck erschienen damals nur die Eindrücke der Generalin v. Riedesel 1800 * (A. D. B. LXI, 407). Döhlau; Deutsch-Amerik. Geschichtsblätter, Jahrg. 1918.

35

Gedanken an Auswanderung bei Dichtern: Goethe: W. A. 1. Reihe, XXIX, 156; Klinger: Rieger, Klinger, I, 265, 387, 484; Bürger: Strodtmann, Briefe von und an Bürger, II, 152; Kaufmann: Düntzer, Chr. Kaufmann, p. 108; Schiller: Jonas, Briefwechsel Schillers I, 89 u. öft. — Bei Kaufmann und Schiller wohl nur Vorgabe.

36

Auswandererliteratur: Außer den genannten sind — hier nicht benutzte, weil nicht aufgefundene — Amerikageschichten rezensiert: A. D. B. XXI, 1. Thl., 206; LXXXVI, 126; N. A. D. B. XI, 453; XVIII, 556 und XXIV, 189; XXII, 186; XXV, 270; XLIV. 58; LII, 372; XXIX/LXVIII Anhang 2. Abt. 842.

37

Ungünstige Stimmen: Bibra, Journal von und für Deutschland, 1790, 7. Jhg., 7.—12. Stück, p. 3 (U). — Bülow, D. v., Der Freystaat von Nordamerika in seinem neuesten Zustande, Berlin 1797 (S); dazu: Im Teutschen Merkur: Bülow 1798, II, 129, IV, 94; Röttiger 1800, I, 19; ferner: A. D. B. XXXIII, 487, XL, 422.

38

Gedanke an einen Wechsel der Kontinente: Chamisso, Reise um die Welt, Leipzig 1836, p. 12. — Platen, Tagebücher I, 720 u. öft.

39

Platen, „Colombus Geist": Fassung von 1829: „Denn nach Westen flieht die Weltgeschichte, / Wie ein Herold segelst Du (näml. Napoleon) voran".

40

Goethe: Briefe: Besonders W. A. IV. Reihe, XXIX, 199,

208, 212. Gespräche: Biedermann II, 309; III, 349; V, 72, 117. —„Amerika, Du hast es besser": frühere Prosafassungen: W. A. II. Reihe, XIII, 314 (1819); X, 273 (1822); Versform: IV, Reihe, XLII, 177 (1827).

41

Auswanderung im 19. Jahrhundert: Baker, T. S.. Young Germany in America, Am. Germ. I, 2. Heft, 78; Benjamin, G. G., Germans in Texas, G. Am. Ann X, 3, XI; 3. — Berichte: Gall, Ludwig, Meine Auswanderung nach den vereinten Staaten in Nordamerika...., Trier 1822, 2 Bde. (P), vgl. Goethe, W. A. 1. Reihe, XLI, 296; Duden, Gottfried, Bericht über eine Reise nach den westlichen Staaten Nordamerikas, Bonn 1829 (P). Handbücher: Eine Liste bei Benjamin, G. Am. Ann. X; 289. — Zeitungen: Goethe-Jahrbuch XXV, 31 und Hist. Ztschr. XXXI, 241 werden Titel von Auswandererzeitungen angeführt.

42

Zahl der deutschen Einwanderer: 1. nach der amtlichen amerikanischen Statistik: Eickhoff, In der neuen Heimath, 1888, p. 161. 2. Schätzungen: Löher p. 252; Goebel, Deutschtum, p. 1.

42a

Ueber Karl Follen vergl. die ausgezeichnete Monographie von G. W. Spindler (Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter, Jahrg. 1916).

43

Landschaftsschilderung: Biese, A., Die Entwickelung des Naturgefühls...., Leipzig 1892. — Richter, B., Die Entwickelung der Naturschilderung in den deutschen geographischen Reisebeschreibungen, Euphorion, Ergänzungsschrift V (1901), p. 11, 19, 31, 61. — Köster, Albert, Die allgemeinen Tendenzen der Geniebewegung, Leipzig 1922, p. 11. — Thalmann, Marianne. Der Trivialroman des 18. Jahrhunf derts, Berlin 1923, p. 4, 32, 151, 173, 204 (U).

44

St. Pierre: Zusammenstoß mit Buffon: Gleichen-Rußwurm, A. v., Das galante Europa, Stuttgart 1911, p. 407. — Beifall: S. von La Roche, Mein Schreibtisch 1799, I, 151, Erscheinungen am See Oneida, 1798, I, 148, II, 152, III, 236. — Humboldt, Alex. v., Reise, I, 184. — Uebersetzungen: Riga 1789 (N. D. B. XCVI, 430), Pilsen 1794 (N. A. D. B. XV, 61), Görlitz 1795 (G. Am. Ann. XIV, 179). — Dramatisierung *: Die Stimme der Natur, Frankfurt 1797 (N. A. D. B. XVI, 123).

45

Chateaubriand: Uebersetzungen der „Atala": Kaiser, Bücherlexikon 1825, zählt 7 deutsche Ausgaben auf; am bekanntesten war die

von C. Fr. Cramer, Leipzig 1901 * (2. Aufl. 1805; N. A. D. B. LXXIV, 350). Die Tatsache, daß Chateaubriands „Voyage en Amérique" aus anderen Reisebeschreibungen zusammengeschrieben ist (wie Bédier und Dick nachgewiesen haben), beweist nicht eben die Gründlichkeit der Bekanntschaft dieses Romantikers mit dem fremden Kontinent. Hier ist nur wichtig, daß er als erster nordamerikanische Landschaft mit romantischen Mitteln geschildert hat.

46

Reisebeschreibungen: Humboldt, Alex. v., Ansichten der Natur, 2 Bde. Tübingen 1808, 1816. — A. v. Humboldts Reise in die Aequinoctialgegenden des neuen Continentes, in deutscher Bearbeitung von H. Hauff, Stuttgart 1840, 4 Bde. (französische Ausgabe 1814). — Reise in Brasilien.... in den Jahren 1817/20.... von J. B. v. Spix und C. Fr. v. Martius, München 1823, 3 Bde. — Reise in Chili, Peru und auf dem Amozonenstrome während der Jahre 1827/32 von Eduard Pöppig, Leipzig 1835, 2 Bde. (sämtlich U).

47

Irving: Vgl. Plath, Euphorion 20 (1913) p. 460 über den Einfluß Irvings auf Hauff, Heine u. A. v. Droste.

48

Uebersetzungen der Romane Coopers: Verzeichnis der Ausgaben bis 1911: Barba, G. Am. Ann. XVI, 48 sq. (1914) (U).

49

Motive aus Coopers Werken: Wukandinovic, Goethes Novelle, Halle 1890. — Sauer, A., Ueber den Einfluß der nordamerikanischen Literatur auf die deutsche (A. Stifter als Beispiel); Jahrbuch d. Grillparzergesellschaft, 16. Jhg., Wien 1906, p. 21 sq. (U).

50

Begeisterung für Amerika durch die Lektüre Sealsfields: Fr. Kapp, Hist. Ztsch. XXXI, 250. Ueber Sealsfield vergl. besonders die vorzügliche Monographie von Dr. B. A. Uhlendorf; Deutsch-Amerik. Geschichtsblätter, Jahrgang 1922—23.

51

Bäuerles Singspiel ist zitiert nach Kürnberger, Der Amerikamüde, Ausgabe G. Müller, p. 545 (Nachwort v. Deutsch).

52

Lenaus Schicksal gleicht einigermaßen dem von Lud. Wienbarg, bei dem der Wunsch, nach Amerika zu flüchten, Vorbote des Wahnsinns ist. Der Norddeutsche aber hat eine seltsam klare Erkenntnis seines Zustandes, er schreibt: „Meine Reise ist eine Flucht, und meine Flucht

ist eine Täuschung" (H. H. Houben, Jungdeutscher Sturm und Drang, Leipzig 1911, p. 208) (K).

52a

Ueber Therese Robinson (Talvj) vergl. die Monographie "The Life and work of Therese Robinson (Talvj) by Dr. Irma Voight. (Deutsch-Amerikanische Geschichtsblätter 1915).

53

Auerbach durch Lenau angeregt: Vgl. Auerbach im Deutschen Museum, Leipzig 1851, 1. Heft. (U).

54

Immermann hat auch eine ernsthafte amerikanische Novelle geplant: „Die Mexikaner" (II, 439).

55

Wildwestgeschichten in Zeitschriften *: 1. Uebersetzungen: „Bibliothek der klassischen Schriftsteller Amerikas", Frankfurt 1837/41; „Das belletristische Ausland", Stuttgart 1843; „Die amerikanische Bibliothek", Leipzig 1852/71 (Barba, G. Am. Ann. XV). — 2. Originale: „Ueber Land und Meer" (seit 1853), „Das Sonntagsblatt" (seit 1863, gegr. v. Otto Ruppius), „Die Gartenlaube" (seit 185v, Beiträge von Gerstäcker und Möllhausen), „Die Grenzboten", „Daheim" (G. Am. Ann. XVI, 215). — „Deutscher Hausschatz", Regensburg; Jugendblätter wie: „Der gute Kamerad" (Beitr. v. May).

56

Zum „Karl May-Problem": H. Cardauns, Karl May von der anderen Seite. Hist. pol. Blätter 1902 (U). — A. Pöllmann, Ein Abenteurer und sein Werk: Ueber den Wassern, Münster 1918. Jhg. III, p. 61 u. öft. (X). — H. Cardauns, Aus dem Leben eines deutschen Redakteurs, Köln 1912, p. 196 (Z). — K. May, Ich, Ges. W. XXXVI; E. A. Schmid, Eine Lanze für K. M., 1918; L. Gurlitt, Gerechtigkeit für K. M.!, 1919, sämtl. Radebeul b. Dresden; Karl May-Jahrbuch, 6 Bde., 1918/23, Radebeul. (Deutsche Bücherei, Leipzig). — Schon im 18. Jahrhundert hat sich ein Verfasser spanischer Geschichten, Grosse, gerühmt, im Auslande ein Marquisat erworben und große Abenteuer auf Reisen erlebt zu haben; auch er hat kläglich widerrufen müssen. (N. A. D. B. XVII, 367). Chateaubriand setzte seinen „Voyage" bis auf wenige Seiten aus anderen Reisebeschreibungen zusammen; und selbst Sealsfield pflegte im Gespräch so aufzuschneiden, daß die Schweizer Bauern seiner Umgebung erbittert in ihm einen reichgewordenen Sklavenhändler vermuteten (Faust: Sealsfield p. 144).

Leser eines so tatenfreudigen Menschenschlages, wie es der nordeuropäische ist, nehmen nur allzugern Erdichtungen für „wahre Ge-

schichte"; selbst dem gewandten Bürger Loubet, einem ausnehmend häßlichen Menschen, unterstellte man, er habe in jungen Jahren in gleicher Weise wie sein „Chevalier Faublas" Glück in Mädchenkleidern gehabt. Daß ein Mensch, dem das Fabulieren Erlebnis bedeutet, vom Glauben des Publikums gedrängt, selbst an die Wirklichkeit seiner Hirngespinste zu glauben beginnt, ist eine Erfahrung, die in Straßen und Schenken täglich zu haben ist, ernste Erörterung aber kaum verdient. — Als der Angriff auf K. May begann, war das schöne Bild des wilden Westens schon im völligen Verfall begriffen; den besten Beweis dafür gibt der vielgewandte Autor selbst, der nach 1900 seine Abenteuer mehr und mehr nach unzugänglichen Strichen des Orients verlegt.

57

Der rote Gentleman — Gentleman-Verbrecher: Es sei an die Pariser Gauner erinnert, die sich im Gedenken an Ferrys und Aimards Schilderungen „Apaches" nannten.

58

Uebersetzungen von Wildwestgeschichten: Eine Zusammenstellung bei Barba, The American Indian in German Fiction, G. Am. Ann. XV.

59

Bücher über Amerika (1800/50): Tocqueville, A. C. de, De la Démocratie en Amérique, Paris 1835 (K). — Grund Francis, Die Amerikaner, Stuttgart 1837 (U). — Weitere Literatur, C. Kapp, Fr., Zur dtschen. wiss. Lit. ü. Amerika, H. Zschr. XXXI, 241.

60

1848er: Löher, Franz, Geschichte und Zustände der Deutschen in Amerika, Göttingen 1847. — Kapp, Friedr., Zur Geschichte der deutschen Einwanderung in Amerika, Bd. I, Leipzig 1868. — Kapp, Friedr., Das Leben des Generals Johann v. Kalb, Stuttgart 1872 (sämtl. K).

61

Roosevelt, Theodore: Amerikanismus, Schriften und Reden von Th. Roosevelt, Leipzig 1903. — M. Kullnick, Vom Reitersmann zum Präsidenten, Ein Lebensbild Th. Roosevelts, Berlin 1908. — Theodore Roosevelt, Aus meinem Leben, Leipzig 1914 (sämtlich K).

62

Formel von den 3 teutonischen Staaten: Carnegie, A., Das Evangelium des Reichtums und andere Zeit- und Streitfragen, Leipzig 1905, Widmungsbrief. — Burgeß, J. W., Germany and the United States, New York 1909, p. 22, (beide K).



63

Mittler zwischen Deutschland und Amerika um 1900: 1. Deutschamerikaner: Lieber, Franz, Aus den Denkwürdigkeiten eines Deutschamerikaners, Berlin 1885. — Hilgard-Villard, H., Ein Bürger zweier Welten, Berlin 1906. — Schurz, Carl, Lebenserinnerungen, Berlin 1906/07, 3 Bde. (sämtl. K); zu Schurz vgl. auch: Meysenburg, M. v., Memoiren einer Idealistin, Stuttgart 1876, I, 278, II, 79 (U). — Zedlick, L. v., Bei Herkomer, Deutsche Revue, Stuttgart 1895, Juli (U). — America.... aus der Feder hervorragender deutschamerikanischer Schriftsteller, hrsg. v. A. Tenner, Berlin-New York 1886 (K). — 2. Kaufmann: Goldberger, L. M., Das Land der unbegrenzten Möglichkeiten, Berlin 1903 (T). — 3. Gelehrte: Münsterberg, H., Die Amerikaner, Berlin 1904, 2 Bde. (Die entwicklungsgeschichtliche Ergänzung zu dieser zuständlichen Beschreibung bietet Law, A. M., Die Amerikaner, deutsch, Berlin 1913). — Lamprecht, K., Americana, Freiburg. — Kühnemann, E., Vom Weltreich des deutschen Geistes, München 1914 (sämtl. K). Goebel, J., Der Kampf um deutsche Kultur in Amerika, Leipzig 1914. — 4. Dichter: Polenz, W. v., Das Land der Zukunft, Berlin 1903 (K). — Fulda, Ludw., Amerikanische Eindrücke, Stuttgart 1906. — Wolzogen, E. v., Der Dichter in Dollarika.., Berlin 1912 (beide U). — Vergl.: Roe, A. C., Recent German Books on America, reprinted from Papers, Bibliogr. Society of America, vol. IV, 1910; p. 102 sq., eine Liste seit 1880 in Deutschland erschienener Bücher über Amerika (K).

64

Berichte nach 1918: Roß, Colin, Südamerika, Berlin 1922 (U). — Kerr, Alfr., New York und London, Berlin 1922. — Frenssen, G., Briefe aus Amerika, Berlin 1923 (beide T).

65

Vorstellungen von der neuen Welt durch Dichtungen beeinflußt: Columbus: Humboldt, Kritische Untersuchungen, I, 151. — Cortez: Scherr, J., Die menschliche Tragikomödie, Bd. X, zitiert diese Tatsache nach B. Diaz de Castillo, Historia.... de la conquista 1632, pars II, cap. 9. — Bettina: Benjamin, Germans in Texas, G. Am. Ann. XI, 9. —

III. Quellenregister

Bösenberg, Großmuth und Liebe, Schsp. i. 5 A., Theatr. Samml. 21. Bd., Wien 1791. — S. 40.

Bösenberg, Die amerikanische Waise, Lsp. i. 1 A., Theatr. Samml., 36. Bd., Wien 1793. — S. 38.

Boie, Chr., von K. Weinhold, Halle 1868, p. 324. — S. 34.

(Bonaparte, Lucien), Eduard und Stellina, a. d. Frz., München 1812, (B). — S. 115.

Brachmann, Louise, Ausgewählte Dichtungen, Leipzig 1824, Bd. 1 u. 2. — S. 51.

Brachvogel, A. E., Des großen Friedrich Adjutant, Berlin 1875, 4 Bde. — S. 89.

(Brämer, R. G.), Der Amerikaner, Lsp. i. 5 A., n. d. Ital. d. Federici frey bearb. v. Vogel; Neueste deutsche Schaubühne, 3. Jhg., 6. Bd., Augsburg 1805, (P). — S. 40.

Bratt, A., Die Welt ohne Hunger, Rom., Berlin 1916, (X). — S. 99.

Bretzner, C. F., Das Räuschgen, Lsp. i. 4 A. (1786), Dtsch. Nat. Lit., Bd. 138, (U). — S. 39.

Brentano, Clemens, Ges. Schriften, Frankfurt a/M 1852; II, 410. — S. 79.

Brückner, J. J., Graf Robert und sein Freund St. Michel . . . ., Leipzig 1800, (P). — S. 27.

Brühl, A. T. Graf v., Das entschlissene Mädchen, Dr. i. 1 A. (1785), Theatr. Samml. 32 Bd., Wien 1792. — S. 23.

Bürger, G. A., Gedichte, Dtsch. Nat. Lit. Bd. 78. — S. 23.

Centliore, Mrs., Die vier Vormünder, Lsp: i. 3 A., Theatr. Samml. 22. Bd.. Wien 1791. — S. 38.

Chabeaussière, B. E. X. de la, Azémia, com, e. 3. a., Paris 1787 (P) — S. 116.

Chamisso, A. v., Werke, Dtsch. Nat. Lit. 148. Bd. — S. 81.

Chamisso, A. v., Tagebuch einer Reise um die Welt, Leipzig 1836, (U). — S. 81.

Champfort, Nic., La jeune Indienne, com. e. 1 a. (1764), Thèâtre des auteurs du second ordre, Paris 1809, com. e. vers. XII. (U). — S. 17.

Chateaubriand, Oeuvres, Paris o. J., Atala V, 17, René V, 75, Les Natchez V, 143, Voyage en Amérique, VI, 3 (E). — S. 58.

Bédier, J., Chateaubriand en Amérique; Rev. d'hist. litt. VII, (1900). (E). — S. 122.

Dick, E., Sources ignorées du "Voyage en Amérique" de Chateaubriand; Rev. d'hist. litt. VIII, (1906), (E). — S. 122.

Claudius, M., Werke, Gotha 1882. — S. 26.

Colman the Younger, G., Inkle and Yarico, com. i. 3 a., British Theatre, by Owen Williams, Leipzig 1831, p. 796. (K). — S. 17.

Contessa, C. W., Schriften, Leipzig 1826, VI. Bd. Das entschlossene Mädchen, Oper i. 3 A. — S. 39.

Cooper, Works, Zwickau 1827; 1—4 The Last of the Mohicans; 5—8 The Prairie, 25—28 The Pioneers, 29—33 Travelling Bachelor. (U). — S. 59.

Barba, P. A., Cooper in Germany, G. Am. Ann. 16. (U). — S. 59.

(Cramer, J. A.), Schreiben des Grafen L.... an den Herrn v. H....; (Bremer Beyträge) I, 69. — S. 17.

(Dalberg, W. H. v.), Cora, ein musikalisches Drama, Mannheim 1780, (P). — S. 122.

Dalberg, W. H. v., Oronooko, Trsp. i. 5 Hdlg., Mannheim 1786, (P). — S. 26.

Dauthendey, M., Raubmenschen, Rom., München 1911. (X). — S. 97.

Defoe, D., Robinson Crusoe, After the Original Edition, London 1891, Macmillan, (U). — S. 13.

Dehmel R., Gesammelte Werke, Berlin 1919; III, 269, Michel Michael, Kom. i. 5 A. (1911), (X). — S. 96.

Dickens, Ch., The Life and Adventures of Martin Chuzzlewit, London o. J., (U). — S. 74.

Dingelstedt, Frz. v., Sämtliche Werke, Berlin 1877, Bd. I, 249, Das Mädchen auf Helgoland, Nov. — S. 92.

Ditfurth, siehe Volkslieder.

Döblin, A., Wadzeks Kampf mit der Dampfturbine, Berlin 1918, (L). Berge, Meere und Giganten, Berlin 1924 (X). — S. 99.

Döhner, Des Aufruhrs schreckliche Folge, Orig.-Trsp. i. 5 A., Theatr. Samml. 35. Bd., Wien 1792. — S. 26.

Dominik, H., Die Macht der Drei, Rom.; Die Spur des Dschingiskhan, Rom., Woche, Berlin 1923. (U). — S. 100.

Dorat, C. J., Poésies de, Genève 1777, tom. Ier, 118; Zéila à Valour, héroide, (U). — S. 17.

Ovidius Naso, P., Heroidum epistulae XIII, ed. Sedlmayer, Wien 1886, p. 280 sq. (U). — S. 17.

Edschmid, K., die achatenen Kugeln, Rom., Berlin 1920. (L). — 100.

Eichendorff, J. v., Sämtliche Werke, Leipzig 1864, I: Ahnung und Gegenwart, Rom., (1810). — S. 50.

Engel, J. J., Schriften, Berlin 1801 III, 154 Fürstenspiegel 1793. — S. 34.

Ewers, H. H., Das Grauen, Seltsame Geschichten, 1907; Mit meinen Augen, Fahrten durch die lateinische Welt 1911; Vampir, Rom., 1921, sämtl. München, (X). — S. 97.

Faber, J. H., Inkle und Yariko, Trsp. i. 5 A., Frankfurt 1769 (B). — S. 17.

Fall, Leo, Die Dollarprinzessin, Operette i. 3 A. v. Willner und Grünbaum, m. Musikv., Wien 1907, (L). — S. 95.

Favart, Oeuvr. Chois. de, Paris 1812; tom. 3.: L'amitié à l'épreuve, com. e. 3 a. (1771), (U). — S. 18.

Fischart, J. W., Dtsch. Nat. Lit. Bd. 18, I, 142: Das glückhafft Schiff von Zürich. — S. 11.

Fischer, Ch. A., Sophie oder die Einsiedler am Genfer See, Rom., Leipzig 1802, (U). — S. 43.

Fischer, Hans W., Der Motor, Dr. i. 5 A., Berlin 1919. (X.) — S. 99.

Flake, O., Das Logbuch, Berlin 1918, (X). — S. 97.

Freiheit Amerikas, Die; Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, III, 488. — S. 35.

Freiligrath, F., Gesammelte Dichtungen, Leipzig 1898, 3 Bde. — S. 56.

Buchner, W., Ferd. Freiligrath, Lahr 1881/2, 2 Bde. —

Learned, M. D., Ferdinand Freiligrath in America, Am. Germ. (1898), p. 54. (U). — S. 81.

Gudde, E. G., Freiligraths Entwicklung als politischer Dichter, Berlin, Germ. Stud. Hft. 20 (U). —

Freytag, G., Gesammelte Werke, II, 133, Die Valentine, Schsp. i. 5. A. 1846), IV—V, Soll und Haben, Rom. — S. 92.

Gallinger, siehe Lied.

Gellert, Chr. F., Sämtliche Schriften, Berlin-Leipzig 1867; I, 56: Inkle und Yariko. — S. 17.

Boulenger de Rivery, Fables et Contes, trad. de l'Allemand de Gellert, Paris 1754, p. 124, (H). — S. 115.

Sedaine, Rec. de Poésies, Paris 1760, p. 121. (U). — S. 115.

Stevens, M. W. de, Fables et Contes de Gellert, Breslau 1777. (S). — S. 115.

(Gemmingen, O. H. v.), Die Erbschaft, Schsp. i. 3. A., Frankfurt 1779. P. — S. 47.

Gerstäcker, F., Gesammelte Schriften, Jena 1872/9, I. Reihe: 1, 5, 7—8, 10—16, 22; II. Reihe. 1—4, 6, 8—10, 14—16, 19, (U). — S. 85.

Geßner, Sal., Sämtliche Schriften, Leipzig 1841, in Bd. II: Inkel und Yariko, (S). — S. 30.

Revière, Incle et Yarico, Journal étranger, Paris 1761, (B).—S. 115.

(Meister, H.), OEuvres Complètes de Gessner, Paris 1812, p. 173. (B). — S. 115.

Gleim, Vater .... s. Zeitgedichte, 1789/1803, hrsg. v. Körte, Leipzig 1841, p. 10. — S. 47.

Gödeke, siehe Abendphantasien.

Göckingk, L. F. G., Gedichte, Leipzig 1780/2, II, 67, III, 75, III, 112. — S. 34.

Goethe, J. W. v., Weimarer Ausgabe, Werke, 1887/1919 (bes. I, 22—25: Wilhelm Meister). — S. 14.

Goethes Gespräche, Ges. Ausg., Hrsg. F. Frhr. v. Biedermann, Leipzig 1909, 5 Bde. — S. 52.

Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. v. Müller, Stuttgart 1898. — S. 52.

Goethe in Amerika, v. H. S. White, Goethe-Jahrbuch, 5, 219' — S. 52.

Hauptmann, G., Der weiße Heiland, dram. Phant., Berlin 1920. — S. 101.

Hauptmann, G., Indipohdi, dram. Ged., Die neue Rundschau, Berlin 1920, Januar, (X). — S. 101.

Hauptmann, G., Phantom, Rom., Berlin 1923, (U). — S. 99.
Aschner, S., Gerhart Hauptmanns Indipohdi; Euph. 23 (1921) 699. —

Hebel, J. P., Sämtliche Werke, Karlsruhe 1834; p. 99 u. 238.—S. 51.

Heidemann, Th. A., Malwina, Rom., Halle 1800, (H). — S. 116.

(Heim, J. E.), Gesang nach Amerika, 1777, Am. Germ. I, 3, 84. (U). — S. 33.

Heine, H., Sämtliche Werke, hrsg. v. Elster, Leipzig o. J.; Bd. 1 u. 2. — S.55.

Herder, Werke, hrsg. v. Suphan, Stuttgart 1877/1913; bes. Bd. 18: Humanitätsbriefe. — S. 27.
Learned, M. D., Herder and America; G. Am. Ann., VI, 531 (1904), (U). —

Herklot; N. A. D. B., XXXI, 175. —

(Hippel, G. Th.), Kreuz- und Querzüge des Ritters A bis Z, Berlin 1793/4. — S. 119.

Hoffmann, E. Th. A., Werke, hrsg. v. Maaßen, München 1908, Bd. I: Der Goldene Topf. — S. 49.

Hoffmann von Fallersleben, H., Gesammelte Werke, Berlin 1891, Bd. 3. — S. 56.

Goebel, J. H. v. F's Texanische Lieder, Deutsch-Am. Geschichtsblätter, Jhrg. 1922—23.

Houwald, E. v., Sämtliche Werke, Leipzig 1859, V, 422. — S. 119.

(Huber, Th.), L. F. Huber, Erzählungen, Braunschweig 1801/2, 3 Bde. I, 84, II, 138, (U). — S. 61.

(Huber, Th.), Erzählungen, Leipzig 1830/3, 6 Thle.: I, 345, II, 205, III, 1, V, VI, 33 VI. 370. — S. 52.

Iffland, Aug. W., Dtsch. Nat. Lit. 139, I: Die Jäger. — S. 43.

Immermann, K., Werke, hrsg. v. H. Mayne, Leipzig o. J. Bd. 1. — S. 55.

Inkle und Yarico, ein pros. Trsp. i. 3 Hdlg., Frankfurt 1769, (M). — S. 17.

Irving, W., The Sketch-Book, Leipzig 1843, (U). — S. 60.

Jacques, N., Dr. Mabuse, der Spieler, Rom., Berlin 1921, (T). — S. 99.

James, H. Miß Daisy Miller; in: A Library of American Literature, By Stedmann and Hutchinson: X, 186, (E). — S. 102.

Jung-Stilling, Sämtliche Schriften, Stuttgart 1835/7; Bd. 4, 5, 9, 12. — S. 43.

Junghans, Sophie, Die Amerikanerin, Rom., Leipzig 1867, (T). — S. 93.

Kästner, A. G., Poetische und prosaische.... Schriften, Berlin 1841; II, 137. — S. 11.

(Kaffka), Die junge Indianerin, Singsp. i. 2 A., o. O. u. J. — S. 19.

Kaiser, G., Gas, 2 Schsp. i. 5 u. 3 A., Potsdam 1919, (L). — S. 99.

Kellermann, B., Das Meer, Rom., 1910; Der Tunnel, Rom., 1913, beide Berlin, (T). — S. 96.

Kinkel, G., Gedichte, Stuttgart 1872, p. 39. — S. 74.

Klähr, C. G., Neue Theaterspiele, Meißen 1817, p. 1: Wer zuletzt lacht, lacht am besten, Lsp. — S. 26.

Klein, A. Edler v., Gedichte, o. O. 1793, (S). — S. 38.

Kleist, Frz. v., Zamori, Berlin 1793, (U). — S. 44.

" " " Liebe und Ehe, o. O. 1799. — S. 118.

Kleist, Heinr. v., Sämtliche Werke, Leipzig (Tempel), IV, 128, 198. (Das Erdbeben in Chili, Die Verlobung auf St. Domingo). — S. 27.

Günther, K., Euph. 17 (1910) 74 und Hahne, O., Euph. 23 (1921) 233: Ueber die Entstehung von Kleists Verlobung auf St. Domingo. —

Klingemann, A., Ferdinand Cortez, Dr. i. 5 A., Neueste Dtsche Schaubühne 1818, IV. Bd. Augsburg. — S. 82.

Klinger, F. M., Dramatische Jugendwerke, Leipzig 1913; II, 261: Sturm und Drang, Dr. i. 5 A. — S. 26.



Klinger, F. M., Werke, Königsberg, 1809; I: Die falschen Spieler; VIII: Geschichte eines Deutschen der neuesten Zeit. — S. 26.
Rieger, M., Klinger in der Sturm- und Drangperiode, Darmstadt 1880. —

Klopstock, F. G., Oden, hrsg. v. Munker und Pawel, Stuttgart 1889, 2 Bde. — S. 34.

Klopstock, F. G., Sämtliche Werke, Leipzig 1855, X, 349. — S. 46.

Körner, Th., Werke, Dtsch. Nat. Lit. 153, II, 1, p. 237: Toni, Dr. i. 5 A. — S. 27.

Kopisch, Gesammelte Werke, Berlin 1856, II, 311. — S. 119.

Kotzebue, A. v., Theater, Wien 1840, 40 Bde.:
I, 3 Der Eremit auf Formentara. — S. 116.
I, 187 Die Indianer in England. — S. 18.
II, 3 Die Sonnenjungfrau. — S. 117.
III, 73 Bruder Moritz. — S. 116.
III, 187 Die edle Lüge. — S. 116.
III, 225 Der Papagey. — S. 26.
IV, 208 Die Spanier in Peru. — S. 20.
V, Die Negersklaven. — S. 27.
VII, 3, XXXVII, 29 La Peyrouse. — S. 117.
VII, 475 Die Verwandtschaften. — S. 39.
XXVII, Der Lügenfeind. — S. 116.
XXVII, 109 Die Quäker. — S. 39.
XXXVIII, 27 Der Westindier. — S. 27.

Krauseneck, J. C., Die Werbung für England. Lspl. i. 1 A., Bayreuth 1776, (P). — S. 43.

Krauseneck, J. P., Gedichte, 2. Samml., Bayreuth 1783. (P.)—S. 33.

Krauseneck, J. P., im Almanach der deutschen Musen; 1778, 271 Lied eines Wilden, 1776, 221 Lied eines Negersklaven, 1778, 266 Zween Neger. — S. 23.

Kürnberger, Ferd., Werke, München, 1910, Bd. 4: Der Amerikamüde, Rom. (1855). — S. 75.
Mulfinger, G. A., Ferdinand Kürnbergers Roman „Der Amerikamüde", dessen Quellen und Verhältnis zu Lenaus Amerika-Reise, G. Am. Ann., V., 315, 385. —
Kuh, M. E., Hinterlassene Gedichte, Zürich 1792, 1. Bdch., (P). — S. 23.

La Roche, Soph. v., Erscheinungen am See Oneida, Leipzig 1788, 3 Bdchn., (P). — S. 44.

Lenau, Nik., Werke, Leipzig (Insel) 1910/3, 6 Bde. — S. 71.
Mulfinger, G. A., Lenau in Amerika, Am. Germ. I, 2, p. 7. —

Lenz, J. M. R., Gesammelte Schriften, hrsg. v. Franz Bley, München 1909, III, 210: Die Laube; V, 126: Der Waldbruder. — S. 42.

(Lewald, F.), Diogena, Rom. v. Iduna Gräfin H(ahn)-H(ahn)., Leipzig 1847, (U). — S. 82.

Lied einer Amerikanerin; Gallinger, Die Haltung der deutschen Publizistik zu dem am. Unabhängigkeitskriege, Leipzig 1900, p. 64, (U). — S. 34.

Lied eines Negersklaven; Göttinger Musenalmanach 1783, zit. nach Hadfield, Am. Germ. III, (U). — S. 34.

Lindau, P., Mayo, Rom., Breslau 1884, (X). — S. 92.

Logau, Fr. v., Sämtliche Sinngedichte, Stuttgart 1872, III, 6, 62; 8, 87. — S. 12.

Longfellow, H. W., The Poetical Works Of, Boston 1886; vol. II, 107: The Song Of Hiawatha. — S. 83.

Mann, Th., Königliche Hoheit, Rom., Berlin 1918, (X). — S. 95.

Marmontel, Contes Moraux, nouv. ed, A la Haye, 1769, tom. III, 123, (U). — S. 18.

Marmontel, Le Huron, com. e. 2 a., Théâtre del'Opéra Comique, Paris 1812, VI, 59, (U). — S. 22.

Marmontel, Les Incas, Lyon 1810, 2 vol., (U). — S. 116.

May, K., Gesammelte Reiseerzählungen, Freiburg i. Br. 1897, sq. Bd. 7—9, 12—15, 19—24, 33—34, (X). — S. 86.

Meißner, A. G., Sämtliche Werke, Wien 1813; Bd. 4 und 8, (U.). — S. 47.

Mercier, L'Habitant de la Guadeloupe, com. e. 3 a., Bruxelles 1794, (P). — S. 39.

Merk, Joh. Heinr., Ausgewählte Schriften, hrsg. v. Adolf Stahr, Oldenburg 1840. — S. 43.

Möllhausen, B., Illustrierte Romane, Serie 2, Leipzig 1909/11, 10 Bde. (X). — S. 85.
Möllhausen, B., Tagebuch einer Reise vom Mississippi nach den Küsten der Südsee, Leipzig 1858, (U). — S. 85.

Möllhausen, B., Reisen in die Felsengebirge Nordamerikas, Leipzig 1861, (U). — S. 85.

Mörike, E., Werke, hersg. v. Mayne, Leipzig o. J.; II, 103. — S. 49.

Mohr, Der; in: A. D. G. XL, 112. — S. 26.

Mohr, M., Improvisationen im Juni, 1922, Aufführung des Leipziger Schauspielhauses. — S. 99.

Montaigne, M., Essais de, Genève 1779; tom. Iu. VII (U). — S. 16.

Moritz, K. Ph., Anton Reiser, ein psych. Rom., neu hrsg. v. F. B. Hardt, München 1911; III, 153. — S. 35.

Mügge, Th., Toussaint, Rom., Breslau 1862, (P). — S. 78.

Müller, F. A., Alfonso, ein Gedicht in 8 Gesängen; Göttingen 1790, (P). — S. 115.

Müllner, A., Spiele für die Bühne, Leipzig 1820; I, 277: Die Rückkehr aus Surinam, Lsp. i. 5 A. — S. 61.

(Naubert, B.), Die Amtmannin von Hohenweiler, Eine wirkliche Geschichte, Mannheim 1791. — S. 42.

(Naubert, B.), Joseph Mendez Pinto, Leipzig 1808. — S. 50.

Nestroy, J., Gesammelte Werke, hrsg. v. Chiavacci u. Ganghofer, Stuttgart 1890, Bd. 4: Die lieben Anverwandten. — S. 74.

Niemeyer, A. H., Gedichte, Leipzig 1778. — S. 34.

Novalis, (Hardenberg, Fr. v.), Schriften, Berlin 1901; I, 28. — S. 49.

Pajeken, Friedrich, Bob, der Fallensteller; Bob, der Städtegründer; Bob, der Millionär; Leipzig o. J., 3 Bde. (X). — S. 86.

Paul, Jean, Sämtliche Werke, Berlin 1840; VI, 207. — S. 23.

Pelzel, J. B., Yariko, Trsp., Wien 1770, (P). — S. 17.

(Pezzl, Joh.), Faustin, Zürich 1783, (U). — S. 47.

Pfeffel, G. K., Theatralische Belustigungen nach französischen Mustern, Frankfurt 1765, (Univ. Bibl. Kiel). — S. 17.

Pfeffel, G. K., Poetische Versuche, Tübingen 1802/10; II, 70; VII, 120, VIII, 143. — S. 17.

Pietsch, O., Vicox & Co., ein Roman der Zivilisation, Berlin 1920, (L). — S. 100.

Platen, A. Graf v., Sämtliche Werke, hrsg. v. M. Koch, Leipzig o. J., Bd. 2 und 6. -- S. 51.

Platen, A. Graf v., Tagebücher, hrsg. v. Laubmann und Scheffer, Stuttgart 1896, I, 720 sq. — S. 51.

Pleißner, Der Amerikaner, Lsp. i. 4 A., Frankfurt 1783, (U).—S. 22.

Prévost, OEuvres choisies, Paris 1783; tom 3., p. 229 Manon Lescaut, (E). — S. 58.

Prutz, Robert, Gedichte, Zürich 1843, p. 182. — S. 56.

Puccini, Das Mädchen aus dem goldenen Westen, Oper i. 3 A., v. Civinini und Zangarini, dtsch. v. A. Brüggemann, Leipzig 1912. (X). — S. 90.

Rambach, Fr., Die Brüder, Schsp. i. 1 A., Leipzig 1798. —

Reinbeck, G., Sämtliche dramatische Werke, Heidelberg 1817; I, 145, II, 297 Der Virginier;VI, 265 Der Westindier, (P). — S. 37.

Reuter, Chr., Schelmuffsky, Abdr. d. Ausgabe 1696/7, Halle 1885. — S. 11.

Robinson, Der americanische, Cölln 1724, (P). — S. 30.

Robinson, Schlesischer, Breslau und Leipzig 1723/4, (P). — S. 30.

Robinson, Th. A. L., siehe Talvj.

Rollenhagen, Gabr., Vier Bücher wunderbarlicher indianischer Reisen, Helmstedt 1687, (U). — S. 11.

Gäbertz, K. T., Gabriel Rollenhagen, der jüngere, Leipzig 1881, p. 5. —

Rousseau, OEuvres compl., Paris 1905; 1, Discours, II-III Emile, IV-V Nouvelle Héloise. — S. 22.

Rückert, Fr. Poetische Werke, Frankfurt 1882; Bd. 1 und 10. — S. 70.

Ruppius, O., Gesammelte Werke, Berlin 1874, 6 Bde., (U). — S. 85.

Säkulardichtungen, Die deutschen — an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts, hrsg. v. A. Sauer, Berlin 1901. — S. 38.

Saint-Foix, OEuvres, compl., Maestricht 1778; I, 125; L'Isle sauvage.

Saint Pierre, J.-H.-E-. de, OEuvres compl., Paris 1818, IV, 1: Paul et Virginie, (E). — S. 59.



(Sauerwein, F.), Der Americaner, Scenen aus dem Volksleben i. 1 A., Frankfurt 1856. — S. 61.

(Scheibler, C. F.), Leben und Schicksale der Pokuhuntas...., Berlin 1781, (P). — S. 19.

Schenkendorf, M. v., Gedichte, Stuttgart 1818, p. 12. — S. 51.

Scherr, Joh., Novellenbuch, Leipzig 1875; Bd. 7 u. 8: Die Pilger der Wildnis, (U). — S. 89.

Schiller, Sämtliche Schriften, hrsg. v. Goedeke, Stuttgart 1867; bes. Bd. 11 u. 15. — S. 47.
Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, 4. Auf. Stuttgart 1881, 2. Bd. —
Minor, J., Der junge Schiller als Journalist, Vjschr. f. Lit. G. II, 346 (1889). —
Walz J. A., Three Swabian Journalists and the American Revolution, Am. Germ. IV, 95 (1902), (U). —
Carruth, W. H., Schiller and America; G. Am. Ann. 8, 131. (1906), (U). —

Schilson, Frhr. v., Die Wilden, Drama mit Tänzen und Chören, Preßburg o. J., (D). — 116.

Schink, J. F., Literarische Fragmente, Graz 1785; II, 306: Stärke des Geistes unter den Wilden. (S). — S. 24.

Schlegel, A. W. v., Vermischte und kritische Schriften, Leipzig 1846, Bd. I, II, X, XII. — S. 24.

(Schlegel, Dorothea), Florentin, Rom., hrsg. v. Fr. Schlegel, Lübeck und Leipzig 1801, (H). — S. 50.

(Schnabel, J. G.), Wunderliche Fata einiger Seefahrer; Tl. 1: Nordhausen 1731; Tl. 2: Halberstadt 1772, (U). — S. 30.

Schönaich, C. O. v., Montezum, Trsp. i. 5 A., Königsberg 1763, (P). — S. 19.

Schöpfell, J. A., Hirum-Harum, Ein satirisch-komischer Original-Roman, Salem in Nordkarolina (= Nürnberg) 1789, (P). — S. 44.

Schrader, A., Die Braut von Louisiana, Orig.-Rom., Leipzig 1853, (Univ. Bibl. Berlin). — S. 78.

Schröder, F. L., Sammlung von Schauspielen fürs Hamburgsche Theater, 4. Thl., Schwerin und Wismar 1794, Nr. 2: Incle und Yariko, Schsp. i. 3 A. n. Colman, (P). — S. 18.

Schubart, Chr. Fr. Dan., Gedichte, hist.-krit. Ausgabe von G. Hauff, Leipzig o. J. — S. 38.

Schubart, Chr. Fr. Dan., Gesammelte Schriften und Schicksale, Stuttgart 1839. — S. 34.

Schairer, Chr. Fr. Dan. Schubart als politischer Journalist, Tübingen 1914, p. 153. —

Walz, J. A., Three Swabian Journalists and the American Revolution; G. Am. Ann. V, (1904) 209, 257, 347, 406, 593. (U). —

(Schubert, K. E.), Inkle und Yariko, oder Er war nicht ganz Barbar, Singsp., i. 1 A., Cassel 1798, (D). — S. 18.

Schurig, Andr., Cortes, Rom., Leipzig 1921; Pizzarro, Rom., 1922, Dresden, (X). — S. 101.

Sealsfield, Ch., Gesammelte Werke, Stuttgart 1845, 15 Bde., (U). — S. 63.

Bd. 1—3: Der Legitime und die Republikaner; 4—6: Der Virey und die Aristokraten; 7—8: Morton; 9—13: Lebensbilder aus der westlichen Hemisphäre, (G. Howard, R. Dougby, Pflanzerleben, Nathan), 14—15: Cajütenbuch.

Faust, A. B., Charles Sealsfield's Place in Literature, Am. Germ. I, (1897). — (U). —

Faust, A. E., Charles Sealsfield, der Dichter beider Hemisphären, Weimar 1897, (U). —

Goebel, J., A. B. Fausts Charles Sealsfield; Am. Germ. I, Heft 3, 84 (1897), (U). —

Heller, O., Sealsfieldfunde, G. Am. Ann. 12 (1910) 83 und 13 (1911) und öfter, (U). — S. ....

Barba, P. A., Sealsfield-Sources, G. Am. Ann. 13 (1911) 31. (U). —

Hackel, O., Die Technik der Naturschilderung in den Romanen von Charles Sealsfield, Prag 1911. —

Schultz, P., Die Schilderung exotischer Natur in deutschen Romanen, mit besonderer Berücksichtigung von Charles Sealsfield, Münster 1913. —

Uhlendorf, B. A., Charles Sealsfield, Chicago 1923.

Seeliger, E. G., Peter Voß, der Millionendieb, Rom., Berlin 1913; Die weißen Indianer, Rom., Berlin 1918. — S. 97.

Seume, J. G., Prosaische und poetische Werke, Berlin o. J., Bd. I, 48, V, 22 und 59 X, 219. — S. 24.

Seybold, D. Chr., Reizenstein, die Geschichte eines deutschen Offiziers, Leipzig 1778, 2 Bde., (P). — S. 44.

Shakespeare, The Works of; The Tempest, ed. by Morton Luce, London o. J., (E). — S. 16.

Southerne, Th., Oroonoko, A Tragedy, in: The New English Theatre, vol. VI, London 1776, (U). — S. 20.

Spenser, Edm., Faerie Queene, ed. by J. C. Smith, Oxford 1909, vol. I, (E). — S. 16.

Spielhagen, Fr., Sämtliche Romane; VI und VII: In Reih' und Glied, XIII, 1: Die schönen Amerikanerinnen, 404: Deutsche Pioniere, XX: Ein neuer Pharao. — S. 92.

Spieß, C. H., Hans Heilig, Leipzig 1790/9, 4 Thle., (U). — S. 44.

Sprickmann, Anton, Nachrichten aus Amerika; Dtsch. Museum 1776. — S. 44.

Steele, R., The Spectator, II. ed., London 1733, I, 47: Thursday, March 13, 1711, (U). — S. 17.

Ligon, R., A True and Exact History of the Island of Barbadoes, London 1673; p. 54. —

(Gottschedin, Ch. A.), Der Zuschauer, a. d. Engl., Leipzig 1750, 1. Thl. —

Tackeray, W. M.. The English Humorists of the 18th Century, Leipzig 1858, p. 136. (K). —

Stephanie der Jüngere, Frz. H., Sämtliche Schauspiele, Wien 1786, Bd. IV, V, VI, (U). — S. 43.

Sternheim, C., Fairfax, 1921; 1913, Schsp., 1921; Chronik von des 19. Jahrhunderts Beginn, 1923; II, 117: Vanderbildt; sämtl. Berlin. (X). — S. 99.

Stifter, Ad., Sämtliche Werke, Prag 1904; I, 116: Condor, 156: Feldblumen. — S. 73.

Sauer, A., Ueber den Einfluß der nordamerikanischen Literatur auf die deutsche, Jahrbuch der Grillparzergesellschaft XVI. Jahrg. (1906) p. 21, (U). —

Stolberg, Chr. u. Fr. Leop., zu, Werke, Bd. 1; Hamburg 1820.—S. 31.

Stollberg, Fr. L. zu, Die Zukunft, Archiv für Lit. Gesch. XIII. 82, 261. 1885). — S. 23.

Storm, Th., Sämtliche Werke, Leipzig (Insel) 1919; III. 1 Von Jenseit des Meeres (dazu: VIII. 239). — S. 91.

Stowe, H. Beecher, Uncle Tom's Cabin, 2 vol., Leipzig 1852. (U). — S. 78.



Strubberg, F. A., Bis in die Wildnis, Breslau 1858, 4 Bde. (X). — S. 85.
Barba, P. A., F. A. Strubberg, G. Am. Ann. XIV, 4, 175, XV, 115 (U). —

Stucken, E., Die weißen Götter, Berlin 1918/20, 3 Bde. — (X). — S. 101.

Swift, J., The Prose Works of, London 1909, vol. VIII Gullivers Travels, (E). — S. 82.

Talvj (= Th. A. L. v. Jacob-Robinson), Die Auswanderer, eine Erzählung, Leipzig 1852. (P). — S. 74.

Thoma, Ludwig, Tante Frieda, München o. J., p. 35, (X). — S. 117.

Tieck, William Lovell, Rom., Berlin 1814; Bd. II. — S. 50.

(Timme, Chr. Fr.), Wenzel von Erfurt, eine Robinsonade, Erfurt 1784/5, 3 Thle.; III. Bd. — S. 44.

Vogel, W., Kleine dramatische Spiele für stehende Bühnen, Aarau 1818; p. 53: Die junge Indianerin, (U). — S. 17.

Vogel, Der Americaner, siehe Brämer.

Volkslieder, Historische — Der Zeit von 1756 bis 1871, ges. von Frz. W. Frhr. v. Ditfurth, Berlin 1871. — S. 38.

Voltaire, OEuvres complètes Paris (Garnier) 1877; col. 3: Alzire; 21. Romans, (U). — S. 21.

Voß, J. H., Gedichte, Königsberg 1801/2; Bd. I und IV. — S. 47.

Voß, Jul. v., Der sterbende Mönch in Peru, eine Geschichte aus dem südamerikanischen Revolutions-Kriege, Berlin 1818, (Univ. Bibl. Königsberg). — S. 59.

Wagner, H. L., Die Kindermörderin, ein Trauerspiel, Dtsch. Lit. Denkm. XIII, Heilbronn 1883. — S. 42.

Wassermann, Jakob, Die Masken Erwin Reiners, Rom., Berlin 1910; Das Gold von Caxamalca, Berlin 1923, (X). — S. 101

Weiße, Chr. Fel., Lustspiele, Carlsruhe 1778; III, 159, Die Freundschaft auf der Probe, Lstsp. i. 5 A., (1767). — S. 18

Wekhrlin, W. L., Leben und Auswahl aus seinen Schriften, v. F. W. Ebeling, Berlin 1869, (U). — S. 35.
Böhm, G., L. Wekhrlin, München 1893ff (U). —

Walz, J. A., Three Swabian Journalists and The American Revolution; Am. Germ. IV (1902) 95, (U). —

(Weppen, J. A.), Der Hessische Offizier in Amerika, Lsp. i 3 A., Göttingen 1783, (U). — S. 47.

(Weppen, J. A.), Gedichte, Carlsruhe 1783, (S). — S. 31.

Werfel, Frz., Bocksgesang i. 5. A., München 1921, (L). — 106.

Wernicke, Chr., Epigramme, hersg. v. R. Pechel, Berlin 1909; p. 153.— S. 16.

Whitman, W. Leaves of Grass, London 1911, (E). — S. 94.

Wieland, Chr. M., Werke, Berlin (Hempel) o. J.; Bd. 31. — S. 82.

Wietling, J. Fr., Der Wilde in Frankreich, Schsp. i. 4 A., Laibach 1736, (P). — S. 22.

Willkomm, E. A., Die Europamüden, mod. Lebensbild, Leipzig 1838, 2 Thle., (U). — S. 55.

Wolff, L., Die Prinzessin Suwarin, Rom., Berlin 1922, (L). -- 100.

Zachariae, F. W., Cortes, Bd. 1 (einziger), Braunschweig 1766, (U). — S. 19

Zeitschrift für deutsche Kulturgeschichte, siehe: Freiheit Amerikas.

Zinzendorf, Nik. z. Graf v., Gedichte, Stuttgart 1845, (U). — S. 31.

Zobeltitz, F. v., Kuriose Geschichte, Rom., Berlin 1920. (X). — S. 99

Zschokke, H., Novellen und Dichtungen, 10. Ausg., Aarau 1865; VI, 147; VII, 234; VIII, 63; XI, 293; XII, 1; XVII, 320. — S. 52.

GERMAN-AMERICAN POLITICAL THOUGHT.*)

By Julius Goebel.

On the occasion of the centennial celebration of the German Society of New York forty years ago, at the time when the German Empire, under Bismarck's leadership, stood at the zenith of its power and influence, and the memory of what German-Americans during the Civil War had done to preserve the Union was still alive in the American mind, President Andrew D. White, the distinguished historian and diplomat, delivered the memorial address on "Some Practical Influences of German Thought upon the United States". He laid particular stress upon the deep and wholesome effect of German thought upon the basis of American politics, upon American political methods, and upon the idea of liberty and unity, conjuring his German-American audience by all their memories of the old world and by all their hopes of the new, to stand by the ideals they had infused into the life of the nation. Especially he called on them never to allow the educational system of our country, the bulwark of freedom, to be undermined. Reminding them as a student of history, "that an uninstructed, unthinking democracy was sure to become a crushing tyranny, that unenlightened devotion to republican principles was sure to be supplanted by slavery to demagogues, that instead of healthful evolution in obedience to the best thoughts of the nation there would come spasms of diseased action and reaction in obedience to schemers and dreamers."

Little did President White then anticipate that he was speaking as a prophet, that his convictions, the product of serious historical studies, if uttered thirty years later, when

*) Address delivered before the Germanistic Society of Cincinnati, December 15th, 1923.

our "unthinking democracy had become a crushing tyranny," would have made him guilty of high treason, and that one of the demagogues whose coming he so greatly abhorred, would be permitted to call the German-Americans in an open meeting of the Senate the Pariahs—the outcasts of the nation.

Fortunately, the time has passed when insults such as this by ignorant and unscrupulous politicians are possible, and I have no intention of opening the old wounds. To prevent their recurrence, however, there is no better remedy against the "spasms of diseased action and reaction in obedience to schemers and dreamers" than the study of the historical contributions which German-Americans as a distinct ethnic group of the nation made to American civilization. I therefore hailed your invitation to speak on German-American political thought not only as a welcome manifestation of your interest in German-American history, but also as a welcome token of our revived consciousness as an ethnic unit.

For no abuse born of ignorance, no falsification of our historical text books, and no malicious propaganda, whether British or French, can ever succeed in obliterating the historical fact that we are part and parcel of this nation. From the time, when, during the latter part of the 17th century, William Penn went to Germany to invite the followers of his religious confession to join him in his colony, when later, at the beginning of the 18th century, agents of the English government, anxious to keep its own population at home, induced many thousands of Germans to emigrate to the American colonies and Parliament, as a special allurement, passed the naturalization act, giving the German colonists equal rights with the British,—since that time German-Americans have considered this country their own. I put especial emphasis upon the circumstances under which the German element entered this country as a constituent part of its population, partly because these circumstances have either been ignored or grossly misrepresented in our current histories, partly because upon them rest its political rights. If, as individuals, we become citizens

of this country, we join at the same time an ethnic group which constitutes an essential part of the population and as such possesses a history extending over three centuries.

That the German settlers from the very beginning took an interest in the political life of the colonies, though they were disinclined to hold public offices and displayed great independence in their political opinions, we are informed by several writers. We have among other documents a highly interesting letter of Benjamin Franklin of the year 1753 in which he complains that the Germans of Pennsylvania were coming in droves to the election, carrying all before them, except in one or two counties. He accuses them of ignorance and prejudice, an accusation not unheard in more recent times. but the reason of his complaint as the letter shows, was the uncertainty of the German votes, which the professional politicians had no means of controlling. Later, when Franklin saw how the same unruly Germans rallied around the cause of American independence, he changed his attitude and testified at his hearing before Parliament to the determined stand of the Germans against the notorious Stamp Act, a stand even more determined than that of the rest of the colonists.

The incident reported by Franklin is significant of the general political attitude of German-Americans, and typical of their strength und their weakness. While they will exercise their rights as citizens at the polls and frequently do this as a unit, they manifest a reprehensible spirit of indifference in participating in the actual control of political affairs. As a consequence, other elements of the population assume political leadership and gradually develop the claim of being the ruling class, while the German-Americans are assigned the role of the governed subjects.

There is no question that this attitude of indifference and passivity which German-Americans have shown in the matter of political leadership, is due in large extent to their lack of previous political training and to the political conditions from

which they came. With the revival of German patriotism during the first decades of the 19th century and the awakening of the spirit of freedom, kindled and fostered by the wars of liberation, and subsequent events, a decided change took place in the German mind, which made itself felt also in the political attitude of the Germans of this country. In fact, it may be said that no other country was affected as deeply as was America by the various national uprisings in Germany during the 19th century; many of the leaders of which sought permanent refuge in this country, where they became powerful and influential representatives and interpreters of German-American political thought.

Before I shall attempt briefly to characterize the life and work of some of the foremost exponents of German-American thought, a few general remarks which will set their endeavors into the proper light, may be in place.

During the dreadful years through which we have recently passed, when every person bearing a German name was considered and frequently treated as an enemy of the country, and as a traitor, when the study of the German language was thrown out of our schools, and we were to be Americanized neck and crop, we heard a great deal said about American ideals, and their classical embodiment: the Declaration of Independence. It is to be regretted that our kind friends who were so eager to convert us, did not know that the very ideals of liberty, equality and the pursuit of happiness, the so-called rights of man, had originally been developed by German philosophers and teachers of natural law, and that the author of the Declaration of Independence, the great Jefferson, as I discovered recently, was guided in the formulation of the glorious Magna Charta of American liberty by his study of the famous work on natural law by the illustrious German philosopher, Christian Wolff.**)

**) See: "Christian Wolff and the Declaration of Independence" by Julius Goebel, *Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois,* Vol. XVIII—XIX, p. 69 ff.



We can readily understand therefore, how the German political refugees who were to play so important a role in the political life of our nation would recognize in the Declaration of Independence the very same principles for which they had been fighting themselves, and that for this reason, they became the interpreters, the guardians, and the defenders of the spirit of the Declaration of Independence and the Constitution during the crisis of our political life in the 19th century.

This is true especially of the two German-Americans of whom I wish to speak first: of Karl Follen and Franz Lieber. Both men had been educated under the influence of the classical period of German literature and philosophy, and had been imbued with the idealism of Schiller, Kant, and Fichte, both men had shared the enthusiasm of the national uprising of 1813, had fought in the battles of the wars of liberation, and after their return were resolved to realize the ideals of German unity and civic liberty for which they had fought, by a complete change of the political system of the fatherland. For this purpose they joined the Burschenschaft movement at the universities, in which the patriotic hopes of the younger generation found their expression. Soon, however, they were to feel the merciless hand of the reactionary forces. Haunted by persecutions and imprisonments, they finally succeeded in fleeing to America where Follen landed in 1824 and Lieber in 1827.

Of the careers of the two men in this country, that of Karl Follen is by far the more dramatic, and at its close truly tragic. It is impossible here to relate in detail how, soon after his arrival, he, the former pupil of Turnvater Jahn, organized and taught the first school of gymnastics in this country, how later, as the first professor of German at Harvard University, he introduced and promoted the study of German literature and how, by his lectures on ethics and philosophy, he exerted the deepest influence on such men as William Ellery Channing, Emerson, and other leaders of American thought. The greatest and most permanent public service, however, he rendered his

adopted country by his heroic esposal of the cause of anti-slavery. It will forever redound to the honor of German-Americans that the first German colonists in America entered the earliest protest against the infamous institution of slavery, and that again it was the German-Americans who struck at the very root of the evil. While in the great slavery conflict which was then in its beginnings the arguments used for and against slavery were more or less of a superficially moral, religious, economical or political nature, Follen, the profound student of Kant and Fichte, went back to the ethical and philosophical principles of the Declaration of Independence and of the Constitution. With incontrovertible arguments and overwhelming moral force he exposed the glaring contrast between the profession of the inalienable rights of liberty, equality, and the pursuit of happiness, and the corrupt system of slavery which kept a whole race in absolute bondage.

It is significant that, although the Declaration of Independence was given a perfunctory reading on every Fourth of July, even at this early date Follen had to plead for its validity and to interpret its true spirit as the real law of the land. This he did in his "Address to the American people" delivered in 1834. Although this address and his subsequent appeals for the cause of freedom made a profound impression upon the whole country, he soon was attacked as a foreigner, who dared to meddle in our domestic affairs and throw firebrands into the nation. Undaunted by these attacks, he met the opposition by two of his most powerful and even now most timely addresses: his address before the Massachusetts legislature on free speech, and his defence of the rights of foreigners in the anti-slavery movement. It was in this last speech that he uttered the proud words: "Though I am not a descendant of the Pilgrim fathers, I am a pilgrim myself".

But the bravery he exhibited as one of the foremost champions of freedom, who aroused the conscience of the nation in a conflict which finally became a life- and death struggle for the preservation of the Union, found poor reward.

Follen was dropped from Harvard University and was obliged to eke out a miserable existence as an itinerant Unitarian preacher until his tragic death on a burning vessel, while on his way from New York to Boston.

There is every reason to cherish the memory of this fearless patriot and champion of American freedom, and it is today especially interesting to listen to his prophetic words on a subject which may perhaps again be made one of the chief issues in the next presidential campaign: the World Court and the League of Nations.

"The establishment of a congress and high court of nations is a sublime conception"; he says, "and we do not see any good reasons for considering it an impracticable scheme. But in order to make it a beneficient institution, the *true* object for which laws are made, and legislatures and courts of judicature are appointed, should not be lost sight of. Laws are just and morally binding, only in as much as they are a declaration of the rights of all. It is for the purpose of securing to each human being the greatest freedom consistent with equality, that laws are made, legislators, judges, and magistrates appointed. All governments derive their just power from the consent of the governed; and this power is delegated to them for no other purpose than to secure the inalienable rights with which the Creator has endowed all men; and whenever they assume any other power, it is one of the inalienable rights and duties of their constituents to take it from them. This is the doctrine of the Declaration of Independence; and to secure these blessings of liberty to themselves and their descendants, the Constitution of the United States was framed by the founders of this Republic. Whatever partial inconsistencies may be imputed to us in our attempts at carrying these principles into effect, still these are the principles which "we the people of these United States" have acknowledged as just in themselves, and to the support of which we stand pledged before the political world.

"But it would be inconsistent with our political principles,

as well as the most obvious facts, were our government to acknowledge an assembly composed entirely of delegates of the monarchs of Europe, as a 'congress and High Court of Nations.' It is unreasonable to expect that in their decisions and regulations they would be guided by any other maxims than those which are maintained by their constituents,—that is, the maxims of the Holy Alliance.

"A Congress and a High Court of Nations must be considered as a truly cosmopolitan and philanthropic institution, if it be founded on a republican constituency. It is fitted to promote the highest interests of humanity, if its members are the responsible delegates and representatives of free communities, which consider all laws, both national and international, as binding upon themselves, only inasmuch as they are intended to make known and secure to every human being the greatest possible liberty consistent with equality; and recognize no power, whether legislative or judicial or executive as rightfully constituted, but inasmuch as it is derived from and responsible to the people. The true way, then, to realize this sublime idea of a central board of international legislation and judicature, is to republicanize the world."

The extraordinary effect which the teachings and the example of Follen had upon the political events of his time can be compared only to the remarkable influence which Franz Lieber exercised upon contemporary political thought in America. In his famous address on the life, character and writings of Lieber, delivered shortly after his death in 1872, Judge Thayer remarked: "America owes a large debt to Lieber. Probably no man instructed so many of our countrymen in the truths of history, the canons of ethics and the principles of political science. Nearly forty years of his life were spent in that service, years crowded also with industry in other departments, and in which he produced those great works which will in future take their place beside the most important which have appeared in the history of jurisprudence."

What secured Lieber his extraordinary influence and success was not his remarkable eloquence, or his profound scholarship, but the moral vigor of his exceptional personality, and his truly German habit of penetrating into the philosophical groundwork of political thought. No less an authority than the great historian Treitschke, has pointed out that Lieber was one of the first in modern times to direct attention to the *ethical* element in the state. Holding that liberty cannot exist without obligations and duties he taught a conception of civil liberty, of civil rights and duties, in short a conception of the state such as had not been known before in this country. Speaking of the ultimate aims he had in mind when he was writing his monumental works on political ethics, on civil liberty or on self government, Lieber says: "If I succeed in disseminating a few salutary principles, in pointing out some dangers, in aiding to give moral vigor to political existence, and, above all, in inspiring some hearts with a true appreciation of the task which we have to perform as citizens, and as members of our race, with a genuine love of liberty and a conscientious desire to maintain it, ... in arousing a few from political apathy, so dangeraus to every society, and in moderating others who forget in their ardor that duties are the necessary concomitants of rights; if, in short, I succeed in impressing some with the sacredness of their political relations .... or in warming some hearts with true patriotism, I shall consider my object fully attained."

The service which Lieber rendered his adopted country becomes all the greater if we remember the moral and political disintegration into which the life of the nation had fallen at the time when he taught. Politics meant then, as it frequently does now, intrigues, trickery, deception, and corruption. Again and again he complains of the spirit of levity in matters of government and laws which beset the nation during the period before the Civil War. "I do not conceal from myself," he says in his Inaugural address at Columbia University, "that to me falls the duty of teaching the science of public affairs at a period of depressed human mind."

No one will study the works of this great German-American whom George Bancroft rightly called "The Defender of Liberty", without becoming a better citizen, a better patriot, and a better man. The message which they contain is as true and timely today, as it was sixty years ago, and it is for this reason that we may turn to our great countryman for counsel and advice in questions which deeply concern us at present.

At a time when the word patriotism is used to cover all kinds of selfish interests, we may well remember what he said of the teacher of political ethics discussing that ennobling virtue: "He will not teach that idolatrous patriotism which inscribes on its banner 'our country, right or wrong', but that heightened public spirit, which loves father and mother, and neighbor and country; which makes us feel deeply for our country's glory and its faults, makes us willing to die and, what is often far more difficult, to live for it, that patriotism which is consistent with St. Paul's command, 'honor all men', and which can say with Montesquieu: "If I knew anything useful to my country but prejudicial to Europe or mankind, I should consider it as a crime". The true citizen abhors that patriotism which is at best bloated provincialism. The patriotism of which we stand as much in need as the ancients is neither an amiable weakness nor an Hellenic pride. It is a positive virtue demanded of every moral man. It is the fervent love of our own country, but not hatred of others, nor blindness to our faults and to the rights or superiorities of our neighbors."

The "Defender of Liberty" and great truth-seeker whose motto was: *Patria cara, carior libertas, carissima veritas,* had no use for cowardly worshipers of so-called "public opinion", and, least of all, for the demagogue, claiming that the voice of the people is the voice of God.

"The doctrine *vox populi, vox dei"*, he says, "is essentially unrepublican, as the doctrine that the people may do what they

list under the Constitution, above the Constitution, and against the Constitution, is an open disavowal of disbelief in self-government. The true friend of freedom does not wish to be insulted by the supposition that he believes each human being an erring man, and that nevertheless the united clamor of erring men has a character of divinity about it; nor does he desire to be told that the voice of the people, though legitimately and institutionally proclaimed, and justly demanding the respect and obedience is divine on that account. He knows that the majority may err, and that he has the right and often the duty to use his whole energy to convince them of their error, and lawfully to bring about a different set of laws. The true and staunch republican wants liberty, but no deification either of himself or of others; he wants a firmly built self-government, and noble institutions, but no absolutism of any sort, none to practice on others and none to be practiced on himself. He is too proud for the vox populi, vox dei. He wants no divine right of the people, for he knows very well that it means nothing but the despotic power of insinuating leaders. He wants the real rule of the people, that is, the institutionally organized country which distinguishes it from the mere mob. For a mob is an unorganic multitude, with a general impulse of action. Woe to the country in which political hypocrisy first calls the people all-mighty, then teaches that the voice of the people is divine, then pretends to take a mere clamor for the true voice of the people, and lastly, gets up the desired clamor. The consequences are fearful and invariably unfitting for liberty."

To us who have witnessed the manufacture of public opinion by demagogues on the most colossal scale recorded in history, these words of Lieber seem prophetic in more than one sense.

Still more prophetic and true is what the historian and master of political science has to say on the subject of the League of Nations.

He says: "Yet we err if we suppose that the settlement

of international questions by congresses of ambassadors has not had in some cases most grievous consequences for some nations. It is impossible to bring nations into such close contact as those congresses allow, and yet to separate the international questions strictly from questions which, though domestic, are of general interest. Domestic interference is an almost necessary consequence. Wherever people meet, the most powerful must sway, in politics as in every other sphere and wherever parts of nations or entire nations meet nominally on terms of parity, it is unavoidable that the most powerful must sway the less powerful. Independent national development, therefore, one of the most necessary requisites of a general, diverse, and manifold civilization in law, language, customs, and literature, would be as seriously interfered with by such a proposed congress of nations as it was for a long time in the middle ages by the papal power. All legislation at a distance becomes inconvenient, not unfrequently ruinous, because unadapted to the specific case. A congress on the banks of the Po, or on the Bosphorus, for Asia, Europe and America would make galling decisions for people near the Rocky Mountains. All the inconveniences and hardships of so-called universal monarchies would be felt. Nor can many international questions possibly be settled like mathematical questions. The difference of nations, which nevertheless is necessary, must needs lead to very different wants and views. Something similar takes place in many law cases. Right and wrong are frequently not so strictly divided in complex cases that we can demonstrate it with absolute mathematical certainty. Still I may be answered: They are settled by the courts. They are settled, indeed, but how? Are both parties satisfied? They abide by the decision for two reasons: because public opinion compels them to do so, and because if they would not, there is the executive, the compelling power, without which not a state could exist. The one of these agents would be very weak, and the other would not exist at all, in those decisions of a supposed congress. Moreover, international law is one of the proudest victories of civilization despite what incon-

gruities there may still exist in it as it appears in the best authorities. Yet why is it so? Where does the force lie? Because it has gradually developed itself out of the intercourse in peace and war of civilized nations, and a united feeling of justice or fairness, mutual advantage and honor; but a mere legislation even of the wisest men of all nations, should we suppose them ever to agree, would fall to the ground like any other legislation, if not founded upon existing circumstances and customs. Finally, we Americans should be the last to propose such a congress, because we might be sure that our republican ministers would play a very subordinate part in a congress of ambassadors consisting almost entirely of monarchical deputies, whose principles and views, therefore, would always be prevalent."

My account of the important contributions which German-American thinkers, such as Follen and Lieber made to the store of American political thought would, however, be incomplete if I did not mention at least two more distinguished German-Americans, who influenced and enriched American political thought and life: Karl Heinzen and Karl Schurz. Although antagonists during their life-time, the one a pronounced political radical, the other a conservative, I nevertheless name them together, partly because both were driven to this country by the German political uprising of 1848, partly because both seemed to me typical representatives of German-American participation in the struggle for the preservation of the Union. While Schurz was the recognized leader of his countrymen in this struggle, which, without German-American support, would perhaps not have been won, and while later as United States senator and Secretay of the Interior, he won great distinction as the advocate of important reforms, Karl Heinzen, the fearless critic and political thinker, by his writings and speeches, molded and directed the opinion of thousands of the educated class among his compatriots, Germans as well as Americans. "Prominent men," says Wendell Phillips in his memorial address on Heinzen, "gained much from him, but never acknowledged their obligation. He

espoused the detested slave-cause at a time when to do so meant poverty, desertion of fellow-countrymen, scorn, persecution even."

Heinzen approached the subject of politics not as a scholar and teacher like Lieber, but as a man who had devoted his life to the realization of the ideal of democracy which he had carried with him across the ocean. As a student of history and a critic of extraordinary penetration, he recognized and fearlessly exposed the defects of our political system. Many of the reforms which he proposed and which at the time were either ridiculed or condemned as ultra-radical, have since been carried into effect, mostly by politicians who passed them off as their own. As an example of his advanced political ideas I shall quote in the following a few paragraphs from his remarkable and even now timely essay. "What Is Real Democracy?"

For in view of the fact that only a few years ago our country, together with the king of England, the king of Italy, the Czar of Russia, and other crowned worthies, engaged in a crusade to make the world safe for democracy, it will not be uninteresting to hear what one of the leaders of the so-called "forty-eighters" had to say about our own democracy. A stanch believer in absolute democracy, he defines the latter as "the government of the whole population of a nation, so far as it is not excluded from participation in it for particularly valid causes, such as minority, or lack of reason. Democracy, without equality of rights of the whole people, is a contradiction in terms. The authorization of one part of the population to govern, with exclusion of any one other, is even in its mildest form, aristocracy, ochlocracy (mob rule), but not democracy. So long as the equal rights of women are not acknowledged, true complete democracy is out of the question anywhere; so far only andro-cracy exists all over the world."

Again: "democratic principles are always put into practice through the vote of the majority. This majority, however, can only be justified in its action, if, and so long as it grants to the

minority the same means of action and of expression as are possessed and made use of by itself. Without unlimited freedom of the press, and of public discussion for all, and of everything, it is as impossible to think of democracy as without equal rights before the law and at the polls.

"No citizen is bound to recognize a goverment in whose establishment he was not able to cooperate by freely giving his vote: none is bound to obey laws that were made without his consent. Such government would be a despotism to him, and such laws only dictates of absolute power.

"Democracy is destroyed as soon as it institutes a power which is capable of opposing the will of the people, or of leaving it unexecuted. The will of the people is, and must be, the sole law; and to execute this law, tools, but not rulers are needed. In order to be really able to rule, the will of the people should be manifested as directly as possible, both in making and executing the laws. Their will must not be suspended in order to delegate its power to officials, or its sovereinty to representatives."

Comparing the principles of what Heinzen considers true democracy with the exact state of affairs he finds that the constitution as it stands presents a series of compromises: First, of unity with individual interests; secondly, of the republic with monarchy; third, of freedom with slavery, fourth, of democracy with aristocracy.

As it is impossible here to follow in detail his critical examination of these various compromises, interesting and instructive though it is, I shall confine myself to a brief summary of what he calls a compromise of the republic with monarchy and what is connected with it.

Contrary to the accepted views concerning the historical origin of the constitution, Heinzen explains it as follows:

"When the Constitution of the United States originated, there was no proper pattern to copy. The nearest patern was

the Constitution of England, under which the United States themselves had grown to power; and against which they would not have rebelled at all had the rights it guaranteed been accorded to them as fully as to the mother country. It is not surprising, therefore, that they made the English constitution the basis of their own. It is well known that several of the prominent statesmen of that time were favorably inclined towards a constitutional monarchy, after the model of the English, and equally noted that it only depended on Washington's will to be made king of North America. Had this man, like the brand of European princes, possessed so little self-respect as to consider it compatible with his dignity as a man and human being to be degraded to an oppressor of of his fellow-citizens by having a crown put on his head, this country would now have His Majesty, Washington the Tenth to worship instead of his excellency, Ulysses the First. Possibly the progress made ahead of England might then have consisted only in the introduction of a representative handshake on particular occasions, for instance, at the opening of the Parliament, that would of course, have had its House of Lords, or Planters, and its House of Commons, or Buisnesss Men. But since kingship failed, because of Washington's honorableness, and the radical spirit of a Paine, a Jefferson, and others, had taken care to spread democratic ideas, an expedient was discovered in the establishment of a kind of constitutional monarchy, with the name of a republic, in which the hereditary monarch was supplied by an elected president; the upper house by the Senate, and the lower house by the House of Representatives."

In the light of events that happened during the late war, it is especially interesting to hear what Heinzen has to say of the powers granted to the President.

"Already at his election it becomes apparent that the President or "King in a dress-coat" occupies an exceptional position, by his being elected not by the people directly, but by electors, not bound to the will of the people.

"After his election he holds command not only of the army and navy, but also of all the militia in the country in case it is called out. He has not the right to declare war, but if he desires it, he can easily bring it on with any foreign power, through his Secretary of State, or, as Mr. Buchanan showed us, [and we may add, Mr. Woodrow Wilson], encouraged and passively prepared for it, in the country.

"By the royal right of pardon, his favor is placed above law and justice. Dispensation from punishment should proceed only from the same power that dictated the penalty, that is, from the law-giver, the people.

"In concluding treaties with foreign powers, he is dependent on the consent of the Senate; but as it has been shown, it is not difficult for him, to force treaties secretly prepared upon the Senate as well as the House of Representatives in such a manner that they cannot be rejected any more without compromising the government.

"He nominates the justices of the Supreme Court. He then, who is the first to have the temptation offered, the power given him, to violate the constitution, may make his creatures members of that court, whose office it is to decide upon violations of the constitution. Nay, more, he nominates in the Judge of the Supreme Court, the President of that tribunal which, in case of impeachment, is to judge himself. A right of this kind where the possible criminal nominates his own judges in advance, is an anomaly that borders on monstrosity.

"He is to execute the laws of Congress: he himself, however, is endowed with a power, first to make them laws. Without his signature, the laws of Congress are only propositions; and if he refuses his signature, two-thirds of the legislative body of several hundred members, are required to vote down the veto of a single man."

That an individual invested with such extraordinary powers, to which in recent years must be added the assumption

of a sort of divine and infallible wisdom and knowledge, should be tempted to abuse these powers is self-evident.

"When the presidency", says Heinzen, "was first established, it was regarded as a means of executing the will of the people and of protecting the common interests. In this spirit the first occupants of the office carried on the administration. Gradually, however, it came to be regarded more and more as a means of satisfying the leaders of the party that secured the victory for them the advantages at the disposal of the President. The whole power and the immense patronage of the victor were now employed as means to secure his position for the next term also, or, at best, to maintain his party in possession of the booty. Thus the chief activity of the politicians, which should be devoted to the public weal, consists from year to year in the pursuit of, and the struggle for, personal advantages, whose inexhaustible store house is the White House. To the White House everything is drawn, from the White House everything proceeds, and even the Capitol is occasionally changed from a hall for the discussion of the interests of the people into a headquarters of the struggle for the White House."

There is but one remedy for these evils according to Heinzen, and that is a change of the Constitution after the model of the Constitution of the Swiss Republic. According to this Constitution the executive power consists in a confederate council, which, like the confederate court, is elected for three years by the confederate assembly from all the eligible citizens of the country. The members of this council elect their own president every year. The same person cannot be president for two years in succession. The council has no veto and no right to grant either amnesty or pardon, which power is reserved to the legislative body. In case public safety demands the enrollment of troops, the council is obliged to convene the confederate assembly so soon as the number of troops to be enrolled exceeds 2,000 men, or the enrollment lasts over three weeks."

I regret that time does not permit to discuss in detail Heinzen's criticisms and proposals, a number of which, like the election of senators by direct ballot, have already been adopted. But whatever we may think of their merits and their expediency, certain it is that Heinzen, had he published his views during the recent war, would in all probability have been deported. The mere thought of such a probability should make us ponder seriously.

There exists today a general and wide-spread feeling in our midst that, in spite of all vociferous professions of democracy, we have fallen away from the ideals of liberty, and self-government which inspired the founders of the republic. Instinctively we ask ourselves, is the country in which the highest executive officer arrogated to himself unheard-of powers during the recent war, is the country in which inalienable rights such as free speech, and free press have been denied the citizens and in which the fundamental principles of self-government have been violated—in this the same country which our forefathers hailed as the haven of freedom, and which inspired the dreams of our own youthful days? To be sure, times and conditions have changed and with them, the problems which confront the nation. Do these changes involve, however, an abandonment of the fundamental principles upon which our republic rests?

What characterizes the life and work of the political thinkers whom I have just discussed, is in the last analysis their unselfish and fervent devotion to these very principles which, to elucidate and to replant in the hearts of their contemporaries, who had lost sight of them, they felt their sacred patriotic duty. As spokesmen of their German-American compatriots, of whom Karl Schurz has said, that "they always were an especially strong support of high ideals, and an especially strong resistance to the dangerous political illusions of the times," their message will guide us also in our resistance to the dangerous national delusions of the present time.

In the explanatory notes to one of his most remarkable poems, comprising the profound wisdom of his life, Goethe tells us that in spite of all outside influences the German will be recognisable in America by the essential features of his character and individuality for centuries to come. I am more than convinced that foremost among these perpetual characteristics there will always be found the German love of freedom as well as the German opposition to every attempt at the debasement of this ideal.

LESSONS OF A CENTURY.

(For the 4th of July 1876)

By KARL HEINZEN.

INTRODUCTION REMARKS.

The present paper was published, as its title shows, as a contribution to the centennial celebration of the Declaration of Independence in 1876. Its immediate effect outside of the author's friends and adherents, seems to have been small, but some of the reforms it advocates, such as the election of senators by direct ballot and the suffrage of women, have since been carried out, as is pointed out in the preceding article on 'German-American Political Thought.' Other ideas of the author have recently been revived by the progressive movement, and it is not impossible that they will receive renewed consideration should the popular demand for thorough-going political reforms become more and more imperative.

There is no doubt in my mind that Heinzen considered this treatise, the German original of which appeared under the title, "Was ist wahre Demokratie?" Boston, 1871, and again in volume 3 of his "Teutscher Radikalismus in Amerika", 1875, his political legacy. Coming from one of the foremost representatives of the immigration of 1848, a thinker of ertraordinary acumen and penetration, and a character of singular uprightness, force and courage, it seems timely that on the occasion of the approaching sesqui-centennial of the Declaration of Independence this document, which has become extremely rare, be made accessible again.

What characterizes Heinzen's conception of the democratic state laid down in this treatise, is his firm adherence to the theories of the law of nature, and his implicit confidence in the supremacy of abstract

reason. Heinzen's mode of thinking is that of the extreme rationalism of the 18th century. Hence his disregard for the historic point of view, his admiration for the French Revolution, and the critical trend of his mind which knows of no compromise. His criticism, however, is not of a destructive nature, but is called forth by his ardent desire to realize the ideals of truth, justice, and freedom for all mankind, to which he had dedicated his life.

Being convinced that these ideals could be realized only in a genuine democracy, his life-long endeavor was to promote the establishment of an ideal democratic state, such as had hovered before his mind since his early youth. It is from this point of view that his criticism of the constitution of this country must be considered. And it is highly significant that the intellectual leader of the so-called Forty-eighters, that the martyr of the democratic idea for which he had suffered untold privations and persecutions, both in Germany and, during the anti-slavery struggle, in this country, should not have found his ideat realized in the political institutions of the land of his adoption. Far from the belief that the constitution is an instrument divinely revealed, sacrosanct and exempt from criticism, he held that only by creative criticism a healthy evolution of our national life could be assured, and inevitable corruption and catastrophe avoided. He saw the perils of a presidential dictatorship, no less clearly than the defects of the representative system, and the dangers concealed in the rise of plutocracy—evils against all of which he wished to guard. Whether he hoped that the remedy which he proposes in his "Sketch of a New Constitution" would ever be applied, it is difficult to say. He knows only too well "that even the best of constitutions is not alone able to attain the real government of the people, that the last quesiton always remains what use the people will put to it. If the mass of the people be indolent, unprincipled politicians will make use of even the best of constitutions for the disadvantage of the people; if the people be bigoted and ignorant, its incapacity of judging will expose it to being mislead and abused; if it be financially dependent on a wealthy minority, the complete assertion of its rights will be doubly difficult."

But whether the political reforms which Heinzen advocated at the close of the crisis through which the nation had passed during the Civil War, and in the midst of the corruption of the Grant administration, will ever be carried out or not, his treatise on the spirit of true democracy will remain a monument to his patriotism and his broad

hearted humanity.*) With good reason the speaker at the Heinzen memorial exercises at Boston could therefore, say of him:

"When man comes to his own; when each child born into the world finds all the avenues of truth open to his exploring mind; when art gladdens every eye with its cheering ray; when right and justice between man and man are the only gods; when the state in its devotion to happiness of all, is but the outward expression of the best instincts of humanity; when the highest honor is to be a man;—then. but not before, will we learn the full life and lesson of Karl Heinzen."

J. G.

---

*) See the article "Karl Heinzen, Reformer, Poet and Literary Critic" in Vol. 15 of the *Jahrbuch der Deutsch-Amerikanischen Historischen Gesellschaft von Illinois* which contains a biographical sketch of Heinzen, a discussion of his Philosophical and Critical Views and a list of his publications.

LESSONS OF A CENTURY.

PREFACE.

The present year is being celebrated by the American people as the hundreth anniversary of the day on which their forefathers declared themselves independent of their monarchical mother country in order to establish a republic.

But, though they succeeded in establishing their independence as a state and a nation, did they also secure their independence of mind and of thought?

The constitution they gave to their republic is, in its principal features, an imitation of England's monarchical one; and they preserved it until this day without any alterations, except those which were forced upon them by the most fearful events, early predicted by intelligent observers. And yet they were admonished long ago, by unmistakable facts, further to amend it, and thus to prevent the occurrence of other disastrous events — the natural product of the institutions founded upon this constitution — which would endanger the existence of this republic not less than did the slaveholders' rebellion.

But in this the American people continue to prove their intellectual dependence upon their English cousins, who, in their national conceit, adhere with conservative obstinacy, and without any critical discrimination, to institutions that are as antagonistic to the principles of reason as they contend against the true interests of the majority of the people. If the American people desire to emancipate themselves from such English influence as successfully as they threw off the yoke of England's political rule, they must learn to apply to the criticism

of prevailing customs, not the standard of authorities, but of principles; thoughtfully to calculate in advance the effects of existing institutions, without self-conceit and self-stultification: and to anticipate their evil consequences, instead of delaying the necessary emendation of their constitution until it is forced upon them by further bitter experiences, when, after all, it may prove too late for the final salvation of the republic.

Nothing that is incorrect in principle can ever be productive of beneficial results; and no custom, nor any authority, is able to alter or overrule this inviolate law of development.

An unbiased retrospect into the past history of this nation will convince the American people that all the obstacles which have impeded their political progress, as well as their moral and material advancement, from the monstrous dominion of slavery down to the present epidemic of political corruption, are directly or indirectly traceable to the Federal Constitution as their source of support. Truly, this ought to induce them thoroughly to examine it, and the institutions founded upon it, in order to prevent, in time, the evil consequences of their continuances by appropriate amendments.

The subsequent pages contain a brief criticism of the Federal Consiitution, inspired by a sincere love of the republic, and propositions for some amendments based upon truly democratic principles. May they be carefully examined, and, if found worthy of approval, meet with an unprejudiced and manly support for their adoption! There is danger in delay. Any one who is able to forecast the development of future events from existing germs and beginnings, cannot but look forward with deep anxiety for the fate of this republic; for he cannot close his eyes against the conviction that it will have no opportunity for celebrating another centennial of its existence, unless its constitution be subjected before long to a thorough and comprehensive emendation.

WHAT IS REAL DEMOCRACY?

Agencies of Development in the State.

A term only belonging, in fact, to the realm of natural history, and the world of elements, has become current among historians and politicians, although by them analogously applied,—we mean the expression "organic development". It is often made use of by those teachers of statesmanship who have need of some palliating or imposing phrase by which to defend or support that which exists, particularly that among existing things "which deserves to be destroyed." But even liberal politicians still seriously engage in discussion of the question whether States, like plants, develop "organically", that is to say, by means of an unconscious, limited growth, determined by the first germ, or whether, in their origin and development, they are and should be the mutual work of the thinking and directing mind of man: in other words, the question would be —Is man an unconscious production of nature, like the plant? or is he a self-conscious, self-determining, thinking being? If he is the latter, no one who agrees to this will care to take upon himself the responsibility of the doctrine that an association of those self-conscious, self-determining, thinking beings, in regulating their affairs, are obliged to give up or do away with that which is the greatest advantage of the single individual; that if common sense and his own interests bid the single individual undo a step in the wrong direction, turn back upon the false path, rectify a committed mistake, an organized union of single individuals might follow common sense and preserve their interest by doing just the reverse of all this: and yet the teachings of the organic development of States is nothing but this nonsensical doctrine in an other garb. It is

a coarse mysticism, yet involved in the supersitions of former times, which, however, suits equally well both that indolent thoughtlessness which does not take the trouble to arrive at any clearness in regard to the questions naturally arising in an organized society, and that pseudo-democratic prudence which fancies that all political problems may be solved by a shiftless laissez aller, as well as that reactionary spirit of calculation which attempts to keep the influence of thinking minds at a distance from political development, so that every "historical" wrong may grow on unchecked. Again, this mysticism is closely allied to that pernicious, bigoted belief that ascribes all evil issues and events brought about by the folly of men, as well as every fortunate turn their heedlessness has not deserved, to some superhuman power or dispensation, so that one does not tend to increase their prudence, nor the other to stimulate their energies. Have they caused a misfortune, by some action or non-action, then they save themselves from a recogntion of their guilt by pointing to the will of providence. Have they escaped some danger, with 'more luck than sense,' to which their carelessness had exposed them, then they avoid reflecting upon the conditions of their future safety by rendering thanks to a merciful Supreme Being.

If ten intelligent men, having a common purpose, should constitute themselves a society, it would not enter their minds to rely, for attaining their object, upon 'organic development', which they can not survey, nor yet hold in their own hands; but after examining, and agreeing upon the conditions of their union, they will expect success only from a correct choice of the needful ways and means,—in short, from their own intelligence and activity. Should they come to the conclusion that they have made a mistake, or started from a false principle, they will correct their own work. It is exactly the same with an intelligent State, except that here the interests are multiplied, and the greater number of members, as well as the extension of space, make a rapid survey and communication difficult and complicated. But this complication, instead of justifying a thought- and action-less falling back upon the

mysticism of 'organic development', makes rather the imperative demand upon us to so act upon the universal understanding that the nature and aim of society will become clear to all, and to simplify the mechanism of the State as much as possible.

Of course, the more primitively a State is constituted the more forcibly will its condition and development recall organic, natural formations; but a purely organic, political development, effected only by a blind pressure forward, or a state of unconscious, uncontrollable growth, existing in present elements and circumstances, was never known. Every State, even the most uncivilized of the remotest past, was an artificial production which, at least in its chief, claimed for itself all the intellectual powers existing at the time. So many of its elements as excluded themselves from taking an intelligent part in public proceedings were but material made use of by the other elements; its further development, however, only consisted, and could only consist, in the increase of those elements who took such active, intelligent part. If we picture to ourselves a political association numbering thirty or fifty millions of clear-minded, intelligent people who all recognize and claim their just part in the community on the basis of perfect equality, we shall find that not an inch of room is left for a mysterious 'organic development'; and all manifestations, all actions, all reforms, every step of progress made in the State, will be the pre-calculated result of the intelligent action of these thirty or fifty millions.

While we thus banish all mystical views that would make political activity and development dependent upon mysterious laws or powers that may not be controlled by the members of the State, we are far from losing sight of the outer conditions of development, from considering the necessary effects of natural causes as disposed of, and of excluding from our calculations the obstacles brought about by given circumstances, far, in short, from imagining that we may govern by the speculative mind alone, every element and actual fact that

exerts an influence on society, or perhaps even do away with, by ignoring it. To make our calculations according to existing circumstances is a requirement that we need not particularly recall to even the most ordinary mind. What we must recall, however, is the requirement that circumstances must be acted upon with *intelligence*. Wherever these two contradict each other, we must simply put the question whether circumstances or intelligence shall give way. Whoever decides against the latter has 'organic development' with him, and must suffer the consequences. Kingship, aristocracy, slavery, are historical institutions whose advocates attempt to perpetuate them as the basis of 'organic development'. Whosoever does not oppose this pretention with he preemptory demand made by reason, that those institutions must be completely abolished, will wait in vain to see the republic, equality, liberty, developed from their 'evolution'. A sensible politician will just as little expect freedom when the conditions that naturally lead to it do not exist as demand equal performances of unequal abilities, or hope to make new circumstances without the necessary preparations. Ask the present Chinese, for instance, to proclaim a republic, of which they have so far not the slightest idea or conception. The question is to follow up recognized and indisputable aims, in the direction of which development according to *reason*, not according to given circumstances, goes on, in spite of all obstacles and under all conditions; not to sacrifice the general principles of reason to any regard for particular circumstances, or because of the difficulty of their immediate execution; and not to expect progress of any mysterious agencies, but to call to mind upon every occasion this truth. The attainment of any progessive aims solely depends, and must depend, on the intelligence and will of the members of the State. Is it impossible for the Chinese to be republicans just yet, then must the republicans not turn Chinese on their account, but wait until the sons of the Celestial Empire may some time establish a republic too, and labor to that effect. Of the spirit of serfdom they will be cured by no organic development, but only by the gradual rise and progress of republican views and con-

victions, whether these be brought into active play by the extreme consequences of present circumstances or by a train of abstract reasoning.

Where some perceive 'organic development' others would see the 'logic of events', which is wont to accompany the former. Both terms point to similar conditions, that is, such in which human beings are surprised and pushed forward by effects whose causes they either created or suffered to exist, through obstinacy or want of foresight. That there is logic in events is as much as to say, in these cases, that those who brought them had none. He who holds fast to the logic of correct principles is saved from the logic of events, which, to give it another name, is nothing but the ill experience caused by unlogical action. It is only possible to foresee consequences through the recognition of principles whose embodiment or realization constitutes actual development. History shows that nations as well as their rulers were scourged and punished and compelled to change their action by the logic of events, because they did not permit themselves to be taught, guided, and warned by the logic of principles. Wherever they progressed, they did so because they were obliged to, not because such was their intention; they abandoned the old because it had grown to be untenable and insupportable, not because they had in advance recognized or aimed at the new. Even slavery was not abolished in the Republic of North America because the nation had recognized its wrong in principle, and calculated its destructive consequences in advance, but because these unlooked-for consequences swelled into a fearful evil that threatened to overwhelm the country. The logic of events forced the people at last to acknowledge their want of logic in principle by at least annihilating its consequences. As professor of the logic of events, Jefferson Davis had to teach them what they had not learned of the former Jefferson, the teacher of the logic of justice. This lesson, however, paid for at so dear a cost, which recent events have taught them, will be entirely lost upon them in other questions if they have not through it arrived at the conclusion that principles altogether

must constitute the line of conduct in the development of the State, of the *whole* State, and that the 'organic development' of conditions and institutions that exist in contradiction to correct principles is nothing but a growth of destruction.

The great question arises whether the nations, after reaping for thousands of years only misfortune and misery from the 'organic development' of existing circumstances and perverse institutions, and after having been shown the consequences of their want of foresight and timely resolution by the logic of events, will not arrive at length at such a standpoint of intelligence and energy as will enable them to so form their own destinies with clear self-determination, according to the immutable laws of right and reason, so organize their relations to each other, so secure their reforms, and thereby balance their interests, that they may in future be spared from oppression as well as plunder, wars as well as revolutions, in short, from all former calamities and convulsions. Not organic development but developed organization is the means to this end. As in physics, thus in politics prevention should make the cure unnecessary. Of course, it is only possible for the people to possess the capacities for this under a democratic form of government, where free expression, according to generally accepted rules, is secured to all desires and interests; and since we are to analyze the question what constitutes true democracy, our first task was to clear the ground on which it is to be built up from all the obscuring fogs of mystical views and beliefs. A people possessing a democratic organization, may attain everything it requires; and for every thing it lacks, a people possessing a democratic organization is itself responsible.

Chief Conditions of True Democracy.

Perhaps the word 'democracy' suffers even more abuse than the word 'freedom'. What were the southern slaveholders fighting for in the war of the rebellion? Every third word with them was their 'liberty',—that was to say, the liberty

to make slaves of other human beings. Every European despot does battle for the 'liberty of his people' when he leads them on to be slaughtered in his struggle with some foreign despot, his competitor in the business of oppression. L. Napoleon, a chief representative of this liberty, was at the same time democratic through and through. Sword in hand, he drove the people to the polls, so as to put an end to all democracy by his 'democratic' election to the imperial throne. In a similar manner, he attempted to make Mexico happy by one of his colleagues, who he said was 'democratically chosen'. In Prussia, whose king, as emperor of Germany, also discovered Napoleonic 'liberty,' all are with characteristic modesty called 'democratic' who do not actually swear by the absolute rulership of 'by the grace of God.' The English, with their inviolable queen, whose whole task seems to consist in furnishing as large a number of descendants as possible, on which the property of her subjects may be squandered, with their privileged aristocrcy, that owns almost all the soil in the country, and their six millions of paupers who have no right to vote, consider themselves the first democrats in the world. They are only excelled by the 'democrats' of this country, who discovered the spirit of true democracy to consist in the unchecked trade in human flesh, and in the right of parts of the State to commit with impunty crimes against the whole of the State, in the name of Slavery.

In view of such a misuse of language, and such a falsification of conception, it is necessary in a few words to explain true democracy, and define its conditions.

By the people, unless it permits itself to be degraded by some despot to an irresponsible herd of subjects, we understand not some select or separate part of the body politic, but the *whole* population dwelling upon the soil of the State. The people and the nation in this sense are one. The government of the people (democracy) then means the government of the whole population, or nation (so far as it is not excluded from participation in it for particularly valid causes, such as

minority or loss of reason). Democracy without an equality of rights of the *whole people* is a contradiction in terms. The authorization of one part of the population to govern, with the exclusion of any one other, is even in its mildest form aristocracy, or ochlocracy, but not democracy. And if a so-called democratic body of one hundred millions exclude only the smallest fraction of its number, say on hundred individuals, from the right to vote, it will consist of one hundred millions less one hundred *aristocrats.* So long, however, as the equal rights of women are not acknowledged, true complete democracy is out of the question anywhere; so far only androcracy exists all over the world.

So soon as the participation of the whole people is necessary for the realization of democracy, it also requires a common center, where the universal will may manifest itself, and be put into action. A scattering of this manifestation and putting into action necessarily destroys the unity of the people and changes democracy into anarchy. A sovereignty of States or provinces or communities would be the absolute dissolution of the State.

Democratic principles are always put into practice through the votes of the majority. This majority, however, can only be justified in its action if, and so long as, it grants to the minority the same means of action and of expression as are possessed and made use of by itself. Without unlimited freedom of the press, and of public discussion for all, and of everything, it is as impossible to think of democracy as without equal rights before the law and at the polls.

No citizen is bound to recognize a government in whose establishment he was not able to cooperate by freely giving his vote; none is bound to obey laws that were made without his consent. Such a government would be a despotism to him, and such laws only dictates of absolute power.

Democracy is destroyed so soon as it institutes a power which is capable of opposing the will of the people, or of

leaving it unexecuted. The will of the people is, and must be, the sole law; and to execute the law, tools, but not rulers, are needed. In order to be really able to rule, the will of the people should be manifested as directly as possible both in making and in executing the laws. Their will must not be suspended in order to delegate its power to officials, or its sovereignty to representatives. As it is always in their pleasure to undo again acts they have concluded, so must they always be able to dispose of the agents entrusted with the execution of those acts. These agents must not only be accountable to, but also ever dependent on the people. As there should not exist in the State any institutions or any law, any power or any court, which is not an expression or a tool of the will of the people, so should there be none either that might hamper it or exclude themselves from its jurisdiction.

These, then, are in brief the chief conditions of a real or direct democacry, without which there can be no true freedom, no lasting security, no universal progress. In the course of our examination, we shall see in how far the constitution of the United States, that has heretofore always been regarded as an ideal of democratic institutions, fulfils these conditions.

Comprise and Principle.

We have just made the demand that not the unchecked natural growth of that which exists, or that which has accidentally originated,—this being called organic development, —but the leading principle of reason should shape and guide the movements of the body politic. Of course we do not by this make the assertion that this leading principle existed, and could exist, from the beginning. It is not necessary to teach anyone any more that States did not at first spring into being as the embodiment of pre-developed theories, but through the cooperation and putting to use of existing, actual circumstances, often enough brought about by mere accident. Theories, only developed from experiences supplied by this co-

operation of circumstances, and reforms at first were nothing but the result of unforeseen evils. In this manner, however, some insight was gradually gained, and the attempt made to subordinate given circumstances to the theories that had been developed from experience, and to remodel the body politic according to these. Sparta made such an experiment through Lycurgus, Athens through Solon and every people that after a revolution adopted a new constitution, did the same. The success of such remodeling, however, always depends on two conditions—first, on the etsablishment of correct principles for the future, and, secondly, on the annihilation of the destructive elements of the past. Yet, it is exactly the neglect of these conditions which generally defeats these attempts at reformation. Even when correct principles for the future have been found either insight or determination or power is wanting to sufficiently do away with the destructive remnants of the circumstances that have been triumphed over for the present. They are generally again assimilated with the process of development, either by silent connivance or by a compromise, where confidence in the effect of the victory won, and the progress of time, serves as the deceptive mediator; and the consequence is wont to be that these elements, by the aid of old connections, means, and experiences, gradually regain their former power, and then again necessitate a new and still more thorough reformation. Every compromise, then, that does not *at least completely secure the gradual* supplanting of the old by the new is nothing but the apparent cancellation of an old debt by the contraction of a new, or the eradication of one disease by the inoculation of an other.

The danger attending the conclusion of a compromise is all the greater the more we are deceived in its nature. Whoever adopts something that, at certain times and under certain circumstances, may have served as an expedient to escape certain embarrassments as a cure on this account, at all times and under all circumstances, and as a preventive of all embarrassments, condemns himself to an everlasting struggle

with evils that he considers benefits; and, by mistaking their nature, cuts off all means of having them removed.

Whoever may desire to have a striking proof of the truth of these remarks, let him look back on the struggles that have grown out of the constitution of the United States, while the people were continually praising this same constitution as the panacea for all evils, and desired to preserve it unchanged.

The constitution of the United States is the result of a four-fold compromise:—

Firstly, of unity with individual interests,—of national sovereignty with the so-called sovereignty of States.

Secondly, of the republic with monarchy.

Thirdly, of freedom with slavery.

Fourthly, of democracy with aristocracy.

It is founded, therefore, on the four-fold combination of *principles perfectly incompatible, and eternally excluding each other*,—founded for the purpose of equally preserving these principles in spite of their incompatibility, and of carrying out their practical results,—in other words, for the purpose of making an impossible thing possible.

This combination, and the contradiction of principles which it covers, was only partially recognized when the constitution was first drawn up; and most people do not recognize it yet. The constitution had momentarily served the purpose of uniting under difficult circumstances contradictory elements to one apparently harmonious whole; moreover, it certainly possessed indisputable advantages that favorably distinguished it from other constitutions; and this was sufficient for its admirers to set it up as an unsurpassable, inviolable model for all times. Even all these advantages for development, which the United States owed only to the natural qualifications and isolated position of their country, were ascribed to the influence of a constitution which in some other country, more

exposed to the influence of heterogeneous surroundings, might not have remained unchanged ten years. But these deceptions not only did not check the antagonism of incompatible elements, secured by the constitution, and apparent in all the history of the United States, but they made it even more destructive since its causes were not clearly perceived, and, therefore, the means to end it not adopted.

Only in regard to *one* contradition clearness has been gained. The rebellion of the slaveholders has opened the eyes of even the most devoted admirers of the constitution to the fact that freedom and slavery can not exist together, even in the name of the great founders of the republic and that of the much-praised union. A distinguished American statesman strikingly characterized this constitutional copulation by the remark that "the war of the rebellion was waged in order to expound the constitution." A most costly constitution which requires such expounding! Those who, but a short time back, desired to preserve this cherished constitution unchanged at every price, now congratulate themselves, that an amendment has delivered them from the unpleasant task of serving both as an authority for as well as a protection to two principles eternally at war with each other to the death. Since a beginning has been made, however, with this one amendment, and its most necessary supplements, propositions for a dozen other amendments have already followed in its train,—all called forth by that one evil, slavery, now abolished at least in name and principle.

Should not this be an inducement to even the most contented admirers of things as they are to reflect on the other hostile principles as contradictions which men still attempt to keep united by the paragraphs and the authority of the constitution, whose union, however, must and will prove in its practical consequences as impossible to preserve, and in part as pernicious, as that of freedom with slavery? Are we to wait till here, too, we are taught better by experiences that must be paid for by incalculable sacrifices? Is the constitution

to retain its other defects, too, till it is 'expounded' by civil war? or shall we conclude to listen to reason while it is yet time? permit the critical analysis of an age that has since made a great step forward to take the place of the blind worship of institutions of former times, and learn to trust in immutable principles more than in untenable compromises?

It seems to us the time is not far distant when the people of the United States should prepare for a national convention, there to remodel their constitution in the spirit of true democracy. A short critical review may help to point the way.

Origin of the Union.

In general, compromises have been the practical means of reformation and transposition in political developments. Of the United States, however, it might be said that they came into the world with a compromise, and through a compromise. Their original members were still less prepared for a union than for a republic. The different English colonies, having sprung into being through associations for settlements, and grants of land to single founders, had so little in common that they were not even permitted to cary on trade with each other. Outer circumstances first forced them to unite,—the same power, moreover, which had separated them. Only the arbitrary act of taxation without representation, that pressed equally on all, the Stamp Act, the duty on imports, and similar annoyances, roused a spirit of unity and a desire for association. But even upon this desire no action was taken till it rose into a positive, exacting necessity; so that in the beginning only seven of the colonies came to the joint conclusion of declaring themselves independent; the other six entered the union at a later period; and only the war against England induced them in 1776 to establish a confederacy. But even in this conferedacy there was so little true patriotism and public spirit to be found that without a French loan and the aid of Generals Rochambeau and Lafayette, who made it possible for

Washington to win the decisive victories of New York and Yorktown, the whole movement would probably have failed. It is questionable, too, whether without France, which in 1783 concluded the peace of Versailles with England, and therein stipulated the independence of North America, that independence would have been preserved and maintained.

After the conclusion of peace, however, the evils of a loose connection, brought about only by outward dangers, became more than ever apparent. There was only the choice between a closer union or new isolation of the single States; universal dismemberment was to be prevented; and after the confederation had barely escaped the danger of being broken up again by the struggles of the federalists and democrats, it was not till 1787 that the constitution was adopted, and the union firmly established, all conflicting party interests and embarrassments of the varying parts of the country being spared and protected as much as possible by compromises. Let us consider first

The Compromise Between a United State and a Confederacy.

What, then, was this union and confederacy? An *absolutely necessary association* of different colonies that originally had nothing in common but their oppressor, and were brought together by nothing but the common war against him. Neither a natural impulse nor an originally common interest was the tie of their union, and their party egotism insisted on making this tie as loose as possible, for which reason they did not rise to the conception of one common *State,* but attempted to perpetuate their individual existence as united *States.* And this accidental association of political individuals, founded through no inner necessity, but brought about by outward considerations, and even yet marked as single corporations by a constitutional stamp of separation,—this association is to be looked upon as the most perfect embodiment of the conception of an ideal State! making a virtue of necessity, that is to be set up for a model of creation, which in fact, was nothing but a work of expediency at a time of temporary danger from

without, and then was barely changed into an expedient to serve interior purposes also. We should be very desirous to hear the answer of some genuine defender of the federal system to the question what the fathers of this republic would have done, or should have done, if only a single colony had existed at the time of the declaration of independence in place of thirteen. Would they have divided or dismembered this one and made thirteen of it in order to form 'United States' instead of a united State, and thus realize the present so highly-lauded ideal, where the single members, with their individual egotism, still constantly rebel against the common interests of the whole body? They would have been content with that division which the *mechanism of government* requires in every large State, that is, with the classification into counties, districts, and communities, and the proposition to introduce a spirit of *dualism* into their union, by the formation of States to be as independent as possible, would certainly have appeared to them like intentional treason. The predilection of Americans for the character of their confederacy, which has given them so much trouble already, and even through its adopted child, slavery, brought them to the brink of ruin, can only be explained by the blind prejudice that long habit is wont to produce, and that occasionally amounts to actual ridiculousness. Nowhere, however, has this predilection appeared more ridiculous than in President Grant's message of February 7th, 1871, where he recommends congress to elevate the character of the embassy to the German 'Empire', but just newly cemented with blood, by an increase of salary. In this message he makes the discovery that the military connection of the German States, under a caricature of the bug-bear in Kyffhäuser, "in some manner resembles the American Union", and must, therefore, "arouse the deep sympathy of the people of the United States." He sees in this "event" an adoption of "the American system of union", while it does not disturb him in the least to be obliged to acknowledge that the separate German 'fatherlands' were divided and separated by the dynastical jealousy and the ambition of short-sighted rulers. But the German fatherlands were not only separated by, they

also *originated* through, these rulers, formerly plundering knights-errant, who stole a piece of land with their two-legged chattels, and later, according to how much more they stole, or bought, or inherited, assumed the title of duke, king, etc. Now, instead of starting from the idea that these thieves, who stole land and human beings, should not have existed at all, or been swept from off the face of the earth as soon as possible, by which the division and separation of the German people would have been prevented at the very outset, our statesman, General Grant, considers the existence of these thieves, and the separation caused by them, as a necessary and desirable condition, so that at a later period might spring from it the possibility and necessity of a union, and perceives in this the development of his American ideal State. It is almost like breaking a man's arms and legs, in order to make his limbs barely whole again by a superficial cure, and then setting him up as a model of good health to those who have always enjoyed unbroken limbs; and if this model, then, meets a companion who has undergone the same fate, suffered the same misfortune, he feels "deep sympathy" with him, and proudly congratulates him on the advantage of having mended limbs like himself, instead of sound ones like foolish, common-place people.

So long as this planet is in existence, no united State ever yet sprung into being of its own accord from natural impulse as the manifestation of an inner necessity, or the embodiment of an original conception of a State. All united States were established through outward causes. They were always the children of the distress caused by outside wars; and when those were over, they became the generators of inner, civil wars. The Greeks were forced into a union by the Persians, the Netherlands by the Spaniards, the Swiss by the Austrians, the North Americans by the English, and the Germans by the French; and as they all have the same origin, the same fate awaits them all,—either to be separated again by inner dissensions or to be blended into a real, a untied, State. This, not taking into any consideration any outward causes, is also an inner, logical necessity: for if the single united States are

strong enough to assert their individuality, they will feel neither the want of subordinating themselves so much to the power of the confederacy that this is enabled to solve its problem, nor any inclination to do so; and if they are not so strong, they will lose with the power also the purpose for which they might desire to perpetuate their existence as separate States.

To illustrate the necessity of such a course by examples, it is enough to cast a look on the latest history of the most highly-praised confederacies, those of Switzerland and North America. Switzerland attempted to guard the celebrated peculiarities and local difference of interest as much as possible by preserving sovereignty of the cantons. What followed as the consequence? There developed in the sovereign hotbeds of philistinism, of bigotry, of reaction, of treason, such threatening "peculiarities" and contradictions against the common interests of the republic that they endangered the whole confederacy, and the country was obliged to put an end to them by main force through a war; and after this bloody lesson had been taught, the constitution of the confederacy was completely remodled, so that now the federal government possesses even greater ascendancy over the cantons than the cantons once possessed over the impotent government. Only an other foreign war is needed to force Switzerland to adopt a course that must lead to a united State. And how is it with the North American union, that formerly put forth such tender care for the preservation of Southern peculiarities? A much severer lesson was administered to it by the rebellion of the slaveholders than to the Swiss confederation by the war of the Jesuits; but although congress has since then often been obliged to reject and suppress the refractoriness and the individual pretensions of single States in the spirit and in the interest of the common weal, no one appears to have yet arrived at the conclusion that these dissensions can not end before a united State is definitely established, that a federal State is a mistake in principle, and, therefore, in practice, too, and that the local peculiarities to be preserved by it, which are in opposition to

the idea of unity, and, therefore, to the common interest, have no right of existence, much less to constitutional protection. The State rights, so jealously guarded by the 'democrats', are in practice but a safe-guard for individual rights; and without them it would have been as impossible for slavery to take root in America as for the rule of the Jesuits to grow up in Switzerland. A safe-guard of freedom, however, against the federal power, as their defenders claim for them, they can not logically be for this reason,—that we should then be obliged to assume they would, in a given case, possess an ascendancy over that power, and thereby annihilate the confederacy. The balance of common and local rights and interests is just as much of an untenable fiction and delusion as that of the balance of the different State powers. In the State, in the democratic State, there can exist but *one* supreme interest, that of the *whole* people, represented in the central government.

It becomes plain from what has been said that the federal State, which is called a safe-guard of democracy, is in truth actually undemocratic, a constant hindrance of true democracy, and a clog on universal progress. In this connection, I need only call to mind the absence of a common code of laws and system of education, to which only now some attention is being given in Washington, and the opposition which all propositions for so-called interior improvements are obliged to contend against there.

The prejudice in favor of the federal State quite commonly entertained may be very simply explained from the fact, that it was always only free States, republics, that were wont and able to form a union in the very nature of the thing, such republics, founded by single communities, are originally small, while monarchies attempt to extend their territory by conquest as soon as possible. When these small republics, then, are threatened by any danger, which generally proceeds from monarchical conquerors, they feel too weak to meet it singly, and the common necessity of defence united them not only for the moment, but makes plain to them that what other interests

they have in common for whose protection that form of union serves, which is called a federal State. Now, instead of recognizing that those advantages of freedom which federal States are wont to show are to be ascribed only to the original nature of their single individuals, that is, *to the republic in itself,* they are erroneously supposed to be the outgrowth of the *form of their union,* the federal system. Again, monarchies, the representatives of non-freedom, are not capable of real union at all, because they do not admit of any equality of rights among the confederates, but require the predominating action of a single power, towards which the others occupy more or less the position of vassals. Only a Prussian prince, who carries on the work of making federal unions by means of 'blood and iron', but was obliged to pause half way, could have had the idea of trying as a momentary expedient an experiment with a monarchical federal State. But whoever enjoys sound eye-sight may already perceive the great black and white sack prepared, in which one member of the German confederacy after the other is to disappear, with every one of Grant's "peculiarities"; and, if the emperor mania was necessary at any rate, in order to educate the German nation by a pessimistical course up to a republic, it is very desirable that the black and white sack should be filled full as soon as possible. Through a united *monarchy,* the Germans will then be spared from the wearisome labor of attaining a united republic going through a union similar to the American, while France, the much abused, is far in advance in regard to the attainment of such a republic.

Centralization.

This united republic is an actual bug-bear to the adherents of the federal republic. The horrible vision, by which they are haunted, is the danger of '*centralization*'. They mean with the evil of the Independence of States to contend against the evil of independent centralization, without considering that both evils are unnecessary, and may be equally well abolished

at the same time. They would soon forget their fear if they would do away with that want of reflection, which builds up the republic on monarchical institutions, and then expects it to show anti-monarchical results. Whoever centralizes the power and the means of the people in a monarchical head, separated from the people, will prove himself a fool if he imagines he may establish a democracy only by giving that head a republican name. Centralized power in the hands of a 're-publican' president is only different in name from the centralized power in the hands of a king. If the character of the State, however, be such that the people rule at the pinnacle as well as at the basis, then centralization is the simplest means for the manifestation and execution of the universal will. The center can only rule over the circle, if all power actually proceeds from the former: does the power, however, freely flow into the center from all parts of the circle only to unite there, then this center will be but the form and the means of the universal power that can never became dangerous to itself. It is one of the most preposterous suppositions in the world to believe that a free people, itself holding and exercising its whole power, instead of delivering it up to an independent rule, would ever in the centralization of its will oppose this same will or annul it: could ever turn the government against itself as a means of oppression, after making that government but the means of manifesting and executing its desires: that it would have the same danger to fear from a center which can not exist and work at all without its (the people's) action as from a center to whom it delivers up all action, and all means thereto.

The prejudice against centralization originated through absolute monarchies, particularly through the warning example of France. Here no one takes into consideration, however, that the union of all means of power and of rulership in the hands of an authority outside of and above the people is the direct contrary to a union of those means through the people themselves. If the people surrender their sword to a master, they are in his power; but, if every citizen has his hand on the

hilt of that sword, it is ridiculous to imagine that he will draw it on himself. It is equally ridiculous to fear that the separate parts of the State would make use of their free union in the central government to put fetters on themselves at home, that is, to have the central government rule over the local affairs of the municipalities, as was the case in monarchical, centralizing France. As a matter of course, they would introduce a constitution for the municipalities, *according to general principles,* like the constitution of a State; but they would have no manner of interest in taking its enforcement from the municipal powers, and charging it upon the central government. In France, too, after the monarchical yoke had been thrown off, it became plain that the first desire of the people was the emancipation of the municipal powers from the central government. In short, it is a supposition altogether contradictory in itself that true democracy, which permits of no power outside of the people, should make use of the State as a whole in order to arrange and govern it undemocratically in detail. The *separate executive power,* and the *representative* system, it is these alone which make centralization a danger and a means of oppression, because, as we shall see further on, they entirely exclude real democracy.

The Compromise of Monarchy with the Republic.

The question whether there should be an 'united State or a confederation of States' required a detailed answer, because this point is in general so little understood. It touches, too, the chief compromise with which the other compromises of incompatible contradictions are connected, and which gave rise to the constitution of this 'model republic'. The second compromise, we have to take into consideration, was, that of the republic with monarchy. When the constitution of the United States originated there was no proper pattern to copy. The nearest pattern was the constitution of England, under which the United States themselves had grown to power; and against which they would not have rebelled at all had the rights

it guarantied been accorded to them as fully as to the mother country. It is not surprising, therefore, that they made the English constitution the basis of their own. It is well known, that several of the prominent statesmen of that time were favorably inclined towards a constitutional monarchy, after the model of the English; and equally noted that it only depended on Washington's will to be made king of North America. Had this man, like the brand of European princes, possessed so little self respect as to consider it compatible with his dignity as a man and a human being to permit himself to be degraded to an oppressor of his fellow citizens by having a crown put on his head, this country would now have His Majesty Washington the Xth to worship in place of His Excellency Ulysses the 1st; and the German subject would have no need of perjury any more to remain here too what he was at home. Possibly, the progress made ahead of England might then have consisted only in the introduction of a representative handshake on particular occasions, for instance, at the opening of the parliament, that of course would have had its house of lords, or planters, and its house of commons, or business men. But since kingship failed, because of Washington's honorableness, and the radical spirit of a Paine, a Jefferson, and others had taken care to spread democratic ideas, an expedient was discovered in the establishment of a kind of constitutional monarchy, with the name of a republic, in which the hereditary monarch was supplied by a elected president; the upper house, by the senate; and the lower house, by the house of representatives. The whole was *mut. mut.*, an improved copy of constitutional monarchy, while its chief evils, separate executive power, the representative system, and its embodiment in two chambers were retained.

The Presidency as a Separate Executive Power.

There are but two systems of government founded upon logically consistent principles,—absolute monarchy, and absolute democracy.

Every form of government suspended mid way between these two opposites is an untenable compromise, and must sooner or later fall back into one, or, moving forward, be changed into the other.

True, absolute monarchy recognizes no rights of the ruled, and unites all powers, the law making, the executive, and the judiciary also, in the person of the monarch. Since the development of mankind however tends towards democracy, and absolute monarchy can neither suppress this tendency for any length of time, nor offer anything in place of it, it has been compelled in the course of time to make more or less concessions to it; and as, on the other hand, democracy was not yet strong and developed enough to render absolute monarchy incapable of doing harm, by abolishing the whole monarchical system, it was content with those concessions which consisted in a 'division of power'. This was the origin of so-called 'constitutional monarchies.' Since the times of Montesquieu, Europe had held the belief that in them had been discovered the political philosopher's stone, while in truth they are nothing else but the deceitful compromises of two opponents who affirm that they are laboring for a common aim, while, according to their different interests, they must always combat each other till one of them succeeds in annihilating the other; and since in the 'division of powers' the really decisive one, the executive power, armed with the sword, and in possession of tthe public treasury, was left in the hands of monarchy, democracy, of course, will naturally always have the worst of it in that struggle, unless, which is hardly the case, the chief tool of the ruling power, the army, throws up its allegiance to its superior.

In spite of the plain defectiveness and danger, necessarily existing in the very nature of constitutional monarchy, and the division of power, the same order of things was tranferred to the republic. It was supposed that a great difference was being constituted if, under the name of president, a king was *elected* instead of being *inherited,* if his government was limited to a

certain time instead of being suffered during his life, and if the body politic was called a republic instead of a monarchy. Only the name, however, had been changed: in the main, the old order of things was retained. It was acknowledged that all yower proceeded from the people, but one had forgotten to make sure, also, of the power remaining with the people. True to the old 'constitutional' superstition of the necessity of a 'division of powers', France put the chief force, the executive power, having command of the sword and the public treasury, which she had just wrested from a perjured king, into the hands of a perjured president, and then felt astonished on discovering one fine day to find the new republic strangled, and upon its coffin the president turned into an emperor.

But why do we speak of the French? They only followed the example set them by the greatest republic in the world, the North American. We only spoke of them first because they first put into decisive practice the example set by North America. It will be the question now whether this country shall heed the warning others have given it at their expense.

At the time when the North American colonies renounced their allegiance to England, the republican spirit, as we have mentioned before, was but little developed within their borders. They threw off the monarchical yoke not because it was monarchical, but because it pressed heavily on them. Had some English prince resided in the colonies at the time, who had sustained them in their opposition against the oppression of the mother country, they would immediately have placed them at their head, and later proclaimed him as the hereditary ruler. In default of a candidate for hereditary monarchy, they founded an elective monarchy. They attempted to manage by a mixture of monarchical and democratic institutions, at the head of which they placed a president. Had they at that time been blessed with a Tyler or a Pierce, a Buchanan or a Johnson, they would probably have thought of establishing the executive power in some other shape; but since a Washington was at their head, they did not suspect that with a president

they only set up a king in a dress-coat, in whose pockets decrees of usurpation and *coups d'etat* might be concealed just as well as in the pockets of a Louis Napoleon.

The constitution of the United States establishes that the president is to be the executor of the laws proceeding from congress. But, neither constitutional nor legal regulations have ever yet answered their purpose where they were not directly sustained by material power, but rather opposed by a power capable of maintaining more power than the law-giver, the master is dependent on the servant, and the servant always tempted to make himself the master. In the very nature of things, it is only a matter of course that an executive power endowed with equal rights, and compelled to exist by the side of the law-making, will submit to the latter only with reluctance; that, supplied with all power to act, and at all times called upon to act, it should feel superior to that political power, which is only called up at certain times to deliberate and conclude; that, being the object of universal attention, the center of all political action, the organ of all national manifestations, and the source of all marks of power, it should ascribe to itself a higher importance, and more authority, than to an assembly, which, although it is intended to represent the people, has yet no head whose action is of any importance, and no means of direct manifestation; that, finally, in the full sense of its power and importance, it must be easily tempted to abuse that power by opposition to the powerless legislative branch, in order to carry out its own will, or perform acts of usurpation.

It is a vain undertaking to attempt effectually to prevent such danger by particular legal restrictions. If such restrictions go so far as to make the executive branch completely powerless to do harm, fetter it, so to speak, hand and foot; they, also, make it powerless to perform its office, render it, therefore, not only perfectly superfluous but even harmful through this powerlessness; does it, however, retain in its own hands the means of performing its office,—among which may be chiefly numbered the command of the army and navy, the

management of the public treasury, the power to appoint and remove officials, to have the republic represented abroad, etc. —it thereby again possesses the means of manifesting its own will, and becoming dangerous to the republic. A. Johnson furnished the practical proof of the uselessness of the experiment to deprive a dangerous executive power of the ability of doing harm, by restrictive laws on particular occasions. This danger, however, rises to its greatest hight if at extraordinary times, particularly in case of a war, all the powers of the country are placed at the disposal of the executive, when his judgment becomes the only leading, his will the only conclusive, one—the fate of the whole people, in short, is put into his hands, and the whole republic learns to submit to the decision, obey the command, at the sign of a single man.

Before we speak of the warning experience has already given us on this head, it is necessary first to glance at the privileged position assigned by the constitution itself to the executive power.

Already at his election it becomes apparent that the president occupies an exceptional position by his being elected not by the people directly, but by electors not bound to the will of the people.

After his election, he holds command not only of the army and navy, but also of all the militia in the country, in case it is called out. He has not the right to declare war, but if he desires it, he can easily bring it on with any foreign power through his secretary of State, or, as Mr. Buchanan showed us, encourage and passively prepare for it in the country.

By the royal right of pardon, his favor is placed above law and justice. Dispensation from punishment should proceed only from the same power that dictated the penalty, that is from the law-giver, the people.

In concluding treaties with foreign powers, he is dependent on the consent of the senate; but, as Mr. Seward

showed us, it is not difficult for him to force treaties secretly prepared upon the senate as well as the house of representatives in such a manner that they can not be rejected any more without compromising the government. General Grant, too, gave proof by his St. Domingo business what embarrassments and dangers may arise to the country from the right of the uncontrollable executive power to take the initiative step in foreign affairs.

He nominates the judges of the supreme court. He then, who is the first to have the temptation offered, the power given him to violate the constitution, may make his creatures members of that court, whose office it is to decide upon violations of the constitution. Nay, more, he nominates in the judge of the supreme court the president of that tribunal which, in case of impeachment, is to judge himself! A right of this kind, where the possible criminal nominates his own judges in advance, is a anomaly that borders on a monstrosity.

He is to execute the laws of congress; he himself, however, is endowed with the power first to make them laws. Without his signature, the laws of congress are only propositions; and if he refuses his signature, two-thirds of a legislative body of several hundred members are required to vote down the veto of a single man. Through these, altogether anti-democratic regulations, the constitution itself attributes to him not only greater importance and power than to the representatives of the people, but also, from the very outset brings about a conflict between them and him by first making a legislator of the executive, and then putting him into the position of being obliged to execute laws he first rejected by his veto.

An other ascendancy over congress is given to him by the power (borrowed from constitutional kings) of not only convening the representatives of the people but also adjourning them for any length of time (in case the two houses can not agree upon the term of adjournment).

All these exorbitant privileges of the president, all derived from the 'constitutional monarchies' of Europe, form, as almost insurmountable obstacles practically, the most glaring contrast to the provision according to which congress may call him to account, and summon him before its bar. The conception of accountableness pre-supposed decided *subordination*, the dependence of him who is called to account upon the one who is to call him to account. After all that we have shown, however, it appears that congress is more dependent on the president than the president on congress. The president has the means of power, congress only words; he may act, congress can only talk; he sends the legislative body to the capitol, and, if it so happens home again; the legislative body must go to him 'at the other end of the avenue.' He has a thousand opportunities of showing or refusing some favor to the legislators; the legislators may at the most, in rare cases, refuse one of his creatures an appointment. Not only in the interest of their *proteges* but in their own interests they are thrown upon his favor, and many of them expect some office from him when their congressional term has expired. Under such circumstances, his accountableness before congress will not rob even the worst president of his night's rest, particularly since he is still further protected by the constitution through the provision that the representatives of the *people* have only the right to impeach him; and that two-thirds of the representatives of the *States* are required to convict him.

Now, if anything else were yet needed to encourage the president in any overbearing sense of the fulness of his power, and the most extended use he can possibly make of it, it is the hazardous arrangement which, according to the constitution, leaves him for nine months in the year, during the adjournment of congress, alone without any control at the head of the government. He may do or leave undone whatever he pleases during this long period of time. Congress, unless particular provisions to that effect have been made, has neither right nor opportunity to oppose him,—in short, the country during nine months in the year is resistlessly at the mercy of the autocrat

of the 'white house'. The Mexican constitution attempted to remedy this evil by establishing a permanent congressional deputation, whose office it is to watch over the executive during adjournment, and who also has the power of convening congress; but even this expedient, which may serve in ordinary times, can not on extraordinary occasions do away with the dangers necessarily arising from an executive power which is separate from the legislative.

If these dangers were ever brought close to the American people, it was during and after the war of the rebellion. If we imagine the case that in the year 1860, or even so late as 1864, an A. Johnson had succeeded in making himself president by the same deceptions that made him vice-president we shall not doubt for a moment that today the North American republic would no longer exist,—that slavery would rule with an iron rod over its whole territory. What though would have been the essential cause of this calamity? Not the baseness of this A. Johnson, but the position in which he would have been placed, a position where the whole power of the republic would have been entrusted to the hands of one single, uncontrollable man. Fortunately, A. Johnson came into possession of power only after the war was at an end. A. Lincoln did not make use of his position for the subjugation of the republic through the slave-holders, but he, too, showed the people plainly enough in what manner he might have made use of it. The preponderance of the executive power which appeared already in so suspicious a manner under Buchanan, under Lincoln, favored by the concentration of the immense forces of war, assumed almost the shape of an absolute, unlimited power. Not only friends of the rebels, but also many sincere friends of the republic, already at that time dubiously shook their heads over the possibility of a *coup d'etat.* But if already a former rail-splitter, a flat-boatman, who was set up as a model of simplicity, and who enjoyed the full confidence of his party, could, when in the presidential chair, give rise to the idea of a *coup d'etat,* this may well be to us the most serious inducement to examine closely the dangerousness

of a position which gives to a single man command over a million of soldiers. Can, aye, must it not encourage a treasonable occupant to some outrage against the republic? Who would have the power to save the republic, if in some new war some fortunate general, having the army on his side, occupied the 'white house', and undertook to give a king to the people, dazzled by the glories of war, change 'His Execellency' into 'His Majesty'? Did not, even after the war of the rebellion was ended, when by the disbanding of the army the power of the president was reduced to a minimum, Lincoln's successor throw the country repeatedly into disgust and agitation by the excited expectation of a *coup de'etat?* Did not his secretary of State, with autocratic overbearing, put to the people the alternative of 'president or king'? and who can assert that the expectations of a *coup d'etat* would have been disappointed if the courage of the usurper had been equal to his desire, or if congress, by an impeachment, had put to the test the threat contained in his last message?

The sole weapon offered by the constitution against the abuse of the executive power, which already now yields nothing to any king on the face of the earth, in power and influence, is impeachment. But this sole weapon not only proved itself unserviceable at the very first attempt to put it in use, but was even received by him against whom it was turned with contempt and menaces. This attempt justified the worst fears in regard to the powerlessness of the legislative body over the executive; it showed us how far a president of this republic may carry his insolence, his want of principles, his arbitrariness, his lawlessness, his usurpations, without being called to account for it; it made manifest how much harm, how much ill treatment, how much contempt a republican people is obliged to suffer from a so-called public servant without being able to employ any lawful means to remedy the evil; it caused it to appear that in practice the president is as 'inviolable' as a constitutional king, while he has not, like the latter, a responsible ministery about him; it not only justified A. Johnson in repeating all the sins he had committed before, but en-

couraged him to even overstep yet the bounds within which he had so far kept; and finally it furnished a precedent to every one of his successors, which from the very outset must deprive him of all scruples as to any assumption of power that might go too far. If the deeds of A. Johnson did not bring about his removal from the 'white house', we can only think of such acts of violence yet, for sufficient causes for the deposition of a president, as would make him at the same time the all-powerful master of his judges. The French national assembly, too, at length condemned L. Napoleon for high treason, but the condemned man sent his judges to prison. But, even if none of A. Johnson's successors should overstep the bounds wherein he may abuse the powers of his office with impunity, the bounds conceded to them by the vote on the impeachment, this alone would be sufficient to render all constitutional guaranties worthless, for it needs only two successive Johnsons to ruin the republic, even without a *coup d'etat,* unless, by the abolition of the presidency, all Johnsons are made impossible.

The presidency is more than any other office an office of confidence. Its dangerousness can only be covered for the time being by the complete justification of the confidence placed at his election in the occupant. But the majority of the presidents we have had so far did not justify the confidence placed in them, which speaks more for the corrupting influence of the office than gives proof that the occupants are unworthy of confidence. This experience should teach us anyhow that in a democratic body politic, where 'eternal vigilance' (that is, eternal mistrust) 'is the price of freedom', personal confidence should never take the place of constitutional guaranties. The confidence of the people must always become injurious after a while if they grant more power than they retain themselves to put a stop to the abuse of this confidence. The best constitution is certainly the one which makes confidence in the holder of the public power as superfluous as possible, by rendering any abuse of it as difficult as possible.

It is impossible, as has been shown above, to attain this object, and at the same time retain the presidency. But, even were it possible, without taking from him the means of carrying out the duties of his office, so to control the powers of the president that he should no longer be able to rise above the laws, or feel tempted to undertake any act of violence, the office would yet be incompatible with the weal of the republic, because of the president's position as the very center of party struggles, and a source of corruption.

When the presidency was established, it was regarded as a means of executing the will of the people, and of protecting the common interests. In this spirit, the first occupants of the office carried on the administration. Gradually it came to be regarded more and more as a means of satisfying the ambition of the candidates, and procuring for the leaders of the party that secured the victory to them the advantages at the disposal of the president. In former times, the victor had the honor of promoting the interests of the people; at a later period, nobody was abashed at proclaiming and carrying out the shameful maxim of 'to the conqueror belong the spoils'. The 'father of the republic' changed into the fathers of the booty-hunters. Principles that formerly determined the formation of parties afterwards served as bait for the voters,—the chief motive of the leaders and wire-pullers was booty. The presidency became the aim of every ambitious politician; to attain his aim, he was not only obliged to accommodate his principles to circumstances, but also to engage himself to every associate who might possibly have furthered his interests, and when the aim was attained, he was compelled to appoint to the offices on whose administration depends the weal of the country not those who might serve the people best, but those who would serve him best. Thus the whole struggle for the highest office in the republic became a chase for booty, and a traffic where regard for the public weal was set aside for the sake of personal interests, and where intrigue and corruption served as the most effectual means; and when the struggle was over and

the victor in possession, there instantly began preparations to have the whole repeated.

The Ex-President.

An American knows no higher aim than to grow rich, or to become president. Many, though, would certainly check their ambition if they had a clear picture in time of the contrast presented by the quiet farewell from the 'white house' at the expiration of the term to the loud triumph with which the fortunate candidate took possession of it. A mistress once adored and then deserted offers no sadder image of bitter vicissitude than a president for four years worshiped like an idol, and then perhaps sent home with imprecations. Even the worst president might after his dismissal disarm hatred by pity. Let us fancy the sun, who today shines upon all, and is admired by all, endowed with consciousness, and then tomorrow extinguished, to see his place taken by some former planet, and we shall have the picture of a man who today is the head of all heads, in the possession of all power, the object of the attention of all creatures, and then must suddenly go his way as an ordinary mortal, silent and unnoticed, betake himself off almost like a dismissed servant, in the midst of the noise and the shouts that accompany his successor to the throne he has just left. In truth, there is something of cruelty in this change of presidents. A king in the purple is at least fortunate enough never to see his successor, as such: he remains the worshiped king until he becomes unconscious food for worms, and the 'love' of his subjects, as well as the 'loyalty' of his servants, accompanies him until he reaches that point where love and loyalty, and power and glory, become entirely indifferent to him. But one of these kings in a dress-coat is obliged to see all the splendors in which he played a chief part suddenly change while he is yet in the possession of full consciousness, and must disappear in a corner behind the scenes as one who has no longer any business there; after he has become quite accustomed to the luxurious table of ruler-

ship, and his whole system has become filled and satiated with the rare dishes of ambition, he now sees himself suddenly ordered away from the table, forced to content himself again with the old, ordinary, frugal food with which every good-for-nothing among the 'people' keeps body and soul together. The presidents that were, form a particular, and certainty not enviable, class of people; haunted all through life by the wants and pretensions engendered by their former prominent position, without the means and the chance to gratify them, they are a kind of artificially produced geniuses who, after the expiration of their term, belong to the 'unacknowledged', and then suffer to the end of their days from the withdrawal of the tribute of admiration due them, and formerly promptly paid. Even among the Romans there was but one Cincinnatus. Among all the great men that survive themselves, the kings in dress-coats are the most pitiable, because their living death overtakes them so suddenly, and the neglect that succeeds it shows them with such cutting clearness that all the demonstrations of honor to which they have accustomed themselves were meant only for their position, and the marks of favor proceeding from it not for themselves, and as a tribute of respect to their personal worth; and how sharply must the contrast to the former homage be felt by a genius who, like the illustrious Johnson, hears already before he takes leave the moral kicks preparing for him, that wait for his appearance outside the door. We can not really find much fault with him that, at the very last he yet made use of, we may say the hour before execution, would eat his fill in an extra treat, and take something with him on the way that would make his transit easier; and this the excellent Johnson did, with all his power, when he was on the eve of taking his departure from the 'white house'. He kept a quantity of bills that congress had tired itself over in solemn discussions in his pocket, so they were nothing any more but so much waste paper; he left his enemies a sermon in which a four years' crop of gall was deposited; on the other hand, he liberated his best friends and brothers in spirit, that is, all the criminals his pardon could reach, the last traitors, forgers, pirates, and assassins of Lin-

coln included, in order to set them upon the villainous company that had not elected him again; and thus he departed, so to speak, with his tongue put out, and turned towards congress and mankind and his successor with an infernal, or goblin-like, "Aha!" That is the revenge of an ex-president. First, the presidency furnishes its occupant with all the means of corruption and misuse of power to maintain himself in office, but if he has not succeeded in this, it furnishes him with the means of making even his departure, which the whole people had the greatest desire to see, as pernicious as possible. Of a president it may be said,—he is an evil before he exists, an evil when he comes, an evil when he is there, and even an evil when he goes again.

The President and Party Organization.

'In republics parties are a necessity'. This phrase is everywhere repeated as an axiom, and Solon is here quoted for an authority. Solon's precept, however, to join some party in the State only means that the citizens of the State are to take an interest in its affairs, that they are to lend their cooperation in the decision of questions concerning the public weal, and are not to leave it to those holding power, or to the politicians by profession, or the demagogues, only. In countries where the unquestioning obedience of good subjects is the order of the day, for instance, in Herr Bismarck's 'empire', the law of Solon would be considered a sort of high treason: there no party is allowed to exist save that of those who hold the power. In a republic, however, obedience to it is the first condition required to maintain liberty, and secure the rule of the people. Not to join a party here means to inactively surrender up the power of the citizens, and, under certain circumstances, it may mean the betrayal of the republic.

The question is now, however, to understand Solon's precept correctly, and not through a deceptive, mistaken interpretation permit it to be employed for false purposes. The taking of sides is in general the duty of the citizen; but it may

be still a higher political duty to take sides *against* the parties. The taking of sides must not be so interpreted as though it were a duty to support one of the *existing* parties. In the question which of two opposite parties is to be supported, the citizen must proceed from the supposition that one of them represents, according to his conviction, right, the other wrong. If he holds them both to be in the wrong, however, it is not his duty to join either, but rather to contend against both. Now, the chief point is whether *standing* parties, as they exist in this country, are necessary at all; whether they do not even exert a pernicious influence. How, then, if it should be proved that standing parties are to be combated and abolished just as well as standing armies?

In the question of taking sides in a democratic republic, we must originally start from the single, independent individual, and entirely ignore the existence of parties already formed. Let us imagine now a commonwealth of twenty millions of such individuals, none of whom are yet compromised or bound by participation in any organization. Let some public question arise in this commonwealth,—the proposal for some regulation in the State, the draft of a law, a proposition concerning the constitution. The question is thoroughly discussed in meetings as well as by the press. The result is that these twenty millions take side individually, according to their convictions and their interests, for and against the question, *without an organizing party*, and that the will of the people is manifested freely and honestly, without secondary considerations. The citizens give their vote for or against the *question* under consideration, but not for or against the *party* that represents or combats it. Let us now imagine a second, entirely different question brought up after the one just disposed of, and the same manner of decision through independent individuals, perhaps millions who occupied the same position before now oppose each other as enemies. The result, however, is the same,—a taking of sides, without any binding party, and the true expression of the will of the people on the question under consideration, without any regard to party ad-

vantage or party disadvantage. Through a proceeding of this kind, an independent taking of sides, without closed parties, we should approach also as near as possible to that which we call a representation of the minority. Had the controverted questions, however, been disposed of through party organizations already existing instead of through independent individuals, the decision would have resulted quite differently. Instead of the reasons for or against the matter to be decided, a looking to the advantage or disadvantage of the party would have turned the scale; the single individuals would have permitted their votes to be dictated by the command of the party, instead of by the command of their own independent reason; and not the spirit of truth and right, but *party spirit* would have been the leading one. Even if we assume that it would not be well possible always to maintain the independence of individuals, even when no organized parties are in existence, that in many cases it might be sacrificed to impure influences, and might not entirely exclude corruption, it yet would certainly never be endangered in whole masses by the powers and means of an organized party, nor paralyzed by the habit of following where others lead. The cases where it would succumb would remain single ones, would be of private nature, and could not on every occasion be repeated in the same manner, while an organized, permanent party continually practices them.

The great defect of standing parties, a defect brought about by their origin, and their striving after the possession of power, lies in this, that their chief aim is *rulership,* permanent rulership. Although originally perhaps first called into being by the purpose of carrying out certain principles or measures, they were yet, as bodies politic have so far been organized, always obliged to direct their chief efforts towards the overthrow of existing powers, so as not only to take authority into their own hands, but also to retain it by every possible means. They attempted, therefore, to perfect their organization as much as possible, strengthened the ties of principle by the ties of corruption, and by discipline and in-

timidation made it a duty to join their ranks, while originally their members had come to them of their own free will. In this manner they came gradually to forget the aim that had called them into being, and to regard the continuance of their rule as the chief aim, to which every other was subordinated. The chief aim of their rule, however, became—'booty'; and when this purpose is gained, the result is wont to be that they continue adding to corruption and the abuse of power till the measure overflows, and then an other party takes their place to play the same game over again. Thus the masses called the people are being continually drawn hither and thither in two organizations, to both of which they are continually lending their support, without in fact having much to say in either.

To remedy this evil there is no other means but to sustain a free taking of sides, to liberate it from the ban of organized parties, and reduce it as much as possible to the independence of individuals. The means of gaining this purpose, however, is to change that organization of power which makes it possible for one particular party to hold the rulership and its possession the chief aim of the party. Here the rule of this or that party is decided by a single act, on which all efforts are concentrated, —the struggle for the executive power, the presidential election. The result of this one election makes so and so many millions of the 'people', calling themselves 'democrats' or 'republicans', or rather their leaders, masters of the republic for four years at least. Let them do as much mischief as they please, their rule for these four years is assured, and by means of this rule their party keeps together, only anxious to prolong it as much as possible, while that portion of the people not belonging to this party has no means of manifesting itself. Would this condition be possible if ruling politics were not based on a power established for so and so many years, but were continually under the living influence of the people themselves? Could one party, as such, secure to itself exclusive power, if this power were exercised through organs or agents, determined in their actions at all times by every portion of the people? In a word, could the present party organizations, a

public nuisance, continue in existence if the presidency and the senate were abolished, and their place were taken by a permanent assembly of agents of the people, that may be influenced by their electors at all times, and replaced by others? With such an arrangement, there would be no fixed center of power, of authority, and of patronage from which a standing party might be directed, and kept together. Politics would originate from below, not from above; they would not be the fixed business of a party, but would accommodate themselves each time to the will of the people; they would not be dictated by one portion of the country to an other, but independently influenced by every electoral district; and the taking of sides would change according to the questions each time under consideration, instead of being pointed out for all cases by a party programme. Now there are only 'democrats' or 'republicans' in congress. Let the present support and center of party organization be destroyed, and the national assembly taking the place of congress will consist only of independent members, bound to each other by no party tie, and dependent only on their constituents. In this, it is true, a majority will decide that in chief questions will be united by like convictions; but this majority is no fixed one, formed only for party interests, one that was organized from the very outset; it may change just according to the questions brought up for discussion, and can only exist by conformity with its independent electoral circles, that have not united for the maintenance of rulership, or the division of booty, but chosen the representatives of their principles and interests, according to their individual convictions.

The Representative System.

Still more dependent than congress from the president, who ought to be its executing servant, is the so-called master of both the people, from congress, that ought to represent it. The right of representation originated in Europe through a compromise of monarchy with democracy: in America it

amounts actually to an abolition of democracy. Here representation does not mean the making good of the claims of the people through their attorneys opposite a power above and outside of the people, generally designated as the 'crown'; no, here it means the surrendering up of all rights of the people, all the intelligence of the people, and all the power of the people into the hands of the authorized agents, who, by means of their mandate, monopolize the whole business of the management, and the administration of the State. Here the representatives are, so to speak, the guardians through whose election the people make minors of themselves, and put themselves under guardianship. The election of a representative, which the people regards as an act of the manifestation of its will, is only an act of resignation. After the election, no people exists any more; for a certain period of time it is entirely done away with, defenseless against and without a will towards its own representative. May it manifest to him its displeasures through the press, or in meetings, or by any other means, — practically, it has given up its sovereignty to him, and it depends on the representative only, whether he is inclined to pay any attention to the protest of his constituents or not. What he who is elected concludes, not what they who elect desire, is law. He commands, they must obey; and whoever has ceded his right must not expect to have as much regard paid him as one still in the full possession of it.

Strange to say, some cases have occurred where representing sovereigns were requested by the represented ones to resign their positions, because of bad conduct. (We call to mind, for instance, Messrs. Doolittle and Yates.) What was the result? The gentlemen so requested each time refused to obey; and they were right. They might have answered,— "You sovereign at home have resigned by my election; how do you arrive at the logic of believing you have the right to request me to resign? I am you, and you are nothing so long as I am. So long as I exist; and whoever does not exist, has no rights. I refuse your request as an absurd piece of arrogance. Possess yourself in patience till, after the expira-

tion of my term, you receive back existence, and with it the right of 'abdicating' again in favor of an other sovereign." If congress, in company with the president, concluded to empty the pockets of the sovereign people to the last cent, for the benefit of its representatives, the sovereign people, unless they were willing to overthrow their much-praised constitution, would have no means of resistance; they would be obliged according to the constitution to lay down their last cent on the altar of the representative system until that period had arrived when they might choose new guardians for themselves. This would be a 'legally' irrefutable result of the representative system.

Some time ago the London *Spectator* observed that the people of the United States had outgrown their constitution. It would be more appropriate to say they had grown into their constitution. This may anyhow be said of any people, who through their constitutions established powers that are obstacle to the conitnual exercise and direct manifestation of their will. Constitutions of such a character are all more or less straight-jackets, and the most absurd straight-jackets are the 'representative' ones. To comprehend the whole absurdity of the conception of 'representation', we must join it to the conception of the 'sovereign people'. The people, it is said, is everything,—it is the State, and the aim of the State; it is the power and the sovereign; and this everything, this State, this sovereign, is (consider the whole contradiction of the phrase) represented; and towards whom? Towards itself! Represented not only in the sense that agents act in its name, no, the agents take the place of the sovereign who empowers them, they assure his position, they become sovereign, themselves for a certain time, while the sovereign they 'represent' retains neither a will nor rights, neither authority nor the power to take the initiative,—in short, does not legally exist at all any more. The people elects its 'representatives' not to give them business to execute, but itself to disappear for a time, for the benefit of these representatives. After the election, the people is nothing any more; its servants are every-

thing. The people is only the master in order to make its servants its masters; it only possesses rights to yield them up to those whom it should regard only as tools in the exercise of these rights.

The necessary consequence of this preposterous relation is an inconsiderateness towards, and a contempt of, the people, in the capitol, as in the 'white house', and among the governors and legislatures of the single States, which no longer shrinks from any arbitrary act, nor any corruption. Do we perceive in a single one of these gentlemen in congress, or in the legislatures, that they regard themselves as tools to carry out the will of others, as agents for the dispatch of the business of others? Do they show the least regard for the many-headed sovereign when they squander his money, waste time, neglect business, raise their salary and their mileage, supply themselves with stationary articles, retain their shameful franking privilege, squander the public lands, apply themselves to corruption with the 'representative' at the other end of the avenue, or with the lobby, adjourn for weeks over the 'holidays', devote all their energies to presidential intrigues instead of to the interests of the country? Could they act more sovereignly and more regardlessly if the 'sovereign' they 'represent' had entirely disappeared from the earth?

The disadvantage, however, which accrues to the people from the representative system consists not only in this, that it makes their representatives careless of their desires and interests, but in something that proves much worse in the course of time, the fact that it accustoms the people to the most patient, most apathetic endurance of all evils the rulers of their fortunes may prepare for them. Submitting to it 'according to the constitution', that after the election it practically does not exist any more as a sovereign power, the people, according to the constitution, suffers everything its chosen representatives do and leave undone, so that in fact its political activity, which should never slacken, is reduced to the act of election only, and it learns to seek in this mere act of

election all its aid and comfort. Without this thoughtless habit, and this apathy, it would be quite inexplicable how accusations like those of Mr. Washburne, who represented his colleagues in general as the greatest swindlers, or those of Senator Sprague, who calls the congress composed of corrupt lawyers, and men of wealth the destruction of the republic, should remain without any consequences; it would be inexplicable how the people should continually suffer without serious opposition the perfectly gigantic corruptions whose mediator congress is, and particularly the unprincipled squandering of the public lands. Whoever read only the speech in which Mr. Julian of Indiana on the 21st of January, 1871, in the house of representatives reproached congress with the crime committed by throwing away hundreds of millions of acres of the best land belonging to the people, and to be made use of by the people, upon railroad companies, capitalists, and other speculators, he would certainly imagine the whole people would rebel against those who so outrageously and so shamelessly abuse its rights and its property. The people murmured a little here and there, and then was silent as usual: it knows that the theft committed against it is 'lawful', that it has itself elected the thieves, and then—it is *'represented'!*

And thus matters will remain so long as the people does not secure to itself a constitutional right to send home its law-making agents so soon as they act against its interest, and, moreover, reserves to itself the *approval or rejection of all the more important laws and conclusions* proceeding from those agents. Let us put only this one question,—would a squandering of land ever have taken place if the people had had a voice in the matter? Their 'platforms', those election-baits, the politicians very willingly let the people ratify, but to let it ratify their laws, their grants of land, their assessment of taxes, which acts practically answer the question after the execution of those most promising platforms, would never enter their minds.

The Two-Chamber System.

Almost more contradictory yet than the combination of democracy with representation is the division of that representation into two chambers. One of these chambers represents that part of the people which constitutes the union, or the nation, and the other that part of the same people which constitutes the States of the union, or portions of the union, and in such a manner that the union-people may contend against and paralyze the States-people, and the States-people the union-people. It is just as though the people were afraid of itself, and were obliged to fetter its own limbs to be safe from its own will. But this contradiction is not the only one. The smallest State sends, in true democratic spirit, just as many representatives to the senate as the largest, and the again truly democratic consequence of this is that the people occasionally upsets its own majority when the States having the smallest population vote down those having the largest. Ten States, each with 100,000 inhabitants, may entirely paralyze nine States, each with 10,000,000, and annull all the resolutions they may have made in the so-called popular house. It may also occur that the two votes which a State, as such, gives in the senate annul the thirty and more votes which the inhabitants of the same State give in the house of representatives. If this is democracy, it ought to be defined somewhat after this fashion,—Democracy consists in the artifice of procuring for the smallest possible minority the government over the largest possible majority. To such an absurdity we are quite logically brought however by the thoughtlessness which attempts to escape the specter of a united State, that is, of a united people, by shutting up that people in separate cages, and then secure to those cages a particular representation towards their assembled inhabitants.

The Supreme Court.

Besides the fiction which conceeds to the State, as such, particular rights, particular wisdom, and therefore, also, a

particular representation, to guard themselves from themselves, that is, the very people that constitute it, we must not forget that fiction which intended establishing in the supreme court an independent protection for the people against their own justice. The unremovable board of the supreme court stands for a sovereign representation, as a power for pronouncing sentence, as congress stands a power for making laws; and the court is even placed above congress as a decisive expounder of the laws. If, however, all sovereignty and power rests with the people, the people must reserve to themselves the right to have a last word to say in maters concerning the courts as well as in matters of legislation. It is true that the position of the judges should be as independent as possible, so that they may not be exposed to ordinary influences; but this independence can not be an unqualified one towards the whole people without destroying the conception of democracy, and occasionally making the judges masters of the State. Moreover, the supreme court of the United States suffers under the strange defect of its members being creatures of the executive power, which lends a peculiar coloring to its pretended independence, and under certain circumstances might disturb the celebrated equilibrium of the three 'coordinate powers' in a serious manner.

As it was attempted to render slavery and the presidency harmless by all kinds of patching, and laws made for the occasion, and no one perceived that this purpose could only be gained by their abolition, so efforts were made to exercise the dangers connected with the power of the supreme court by occasional changes, without examining into the nature of its whole position. Already Jefferson considered this position of uncontrollable judges nominated for life venturous in the highest degrees, and proposed to nominate them for five or six years only, and empower the president and the senate to remove them. But this proposition does not go to the bottom of the evil either. The chief objectionableness to the supreme court, as that to the president and to congress, consists in its undemocratic postion, inaccessible to the people, and in this

position it is moreover protected by the old prejudice, which makes, so to speak, superior beings of the judges, is wont to surround them with a mysterious glory, a sort of worldly holiness; and when, corresponding to this, these superior beings appear in the imposing uniform, in black robes and white ermine, no one thinks of remembering any more that such venerable figures rise from the people, and ought to be dependent on the people,—the people, whose pockets, under certain circumstances, might be emptied, and whose heads cut off, at their command. A court-room appears to people like a church, where even Americans take off their hats; and even if the people is here liberated from that petty tyranny of monarchs which sees a particular crime in the 'offence against an official', it yet permits a 'contempt of court' to be looked on as a crime, in such a manner that a judge has a right of imprisoning the sovereign citizen according to his pleasure, because he does not treat him as though he were a superior being. This whole worship of the court is simply based on tradition, superstition, thoughtlessness, and humbug. It is true that it is necessary that particular persons, possessing the requisite knowledge, and whose character inspires confidence, should act as judges; but these judges should have not privileges more than other servants of the people; and the people should always secure to itself the right and means to judge its judges, as all its other servants; and it is certainly the destruction of all democracy that certain persons, placed like inviolable saints above the level of the people, are to dictate as the highest authority to the people what is right or wrong, what lawful or unlawful. From the people must proceed the legislative, from the people the executive, from the people the judiciary power; and it must be accessible to the people through their chosen representatives. These representatives are first of all the legislators; and as the executive, so should the judiciary power be subordinate to the legislative. Why should a judiciary commission of congress not be able to pronounce on the justice of some decision, or the constitutionality of some law, just as well as the wise heads of the supreme court? Are the judges, however, not to be nominated by the law-

making agents of the people, then ought they to be elected by the people, itself, and the people reserve to itself their removal, in the same manner as the change of those agents.

Co-ordinate Powers.

It will not be superfluous to examine also the much-praised co-ordination of powers, looked upon as the most profound statesmanship, under a magnifying-glass.

The constitution of the United States fixes the purpose and the authority of the three powers that are to act as the political organs of the people, without by special regulations defining their relation to each other. It nowhere speaks of 'co-ordinate powers'; but it was intended to practically establish that which is generally designated by the term, and this was established. Each of the three powers—the legislative, the executive, and the judiciary—should, existing beside the two others, perform the duties of the sphere assigned it in such a manner that the activities of all should work together for one harmonious whole, and it was supposed that this would be the realization of the constitutional ideal.

Upon a closer examination, we discover that these institutions are based upon a great mistake, and that a contradiction was with them admitted into the State mechanism, which might remain silent for a while, but could not be suppressed for any length of time. The three powers may be represented as three horses before the car of State. Guided by a coachman, they may carry their load evenly and harmoniously; without a coach-man, they would infallibly collide, particularly if it were intended that they should not only draw together, but also check or clog each other. If the organs, called State powers, could act quite independently of each other, there would be a possibility for each to fulfil its purpose without encroaching on the rights of the other, or having its own rights encroached upon, *provided* there should exist again some higher power to guide them all towards one

common aim. But they are to be not only dependent on each other, by mutually supplying and completing each other's activity, but they are also to watch over each other, and in this complicated activity show and exercise the united highest power and authority, that is, that of the people, in a representative manner; and this they are to do, endowed with equal rights, placed in equal positions, 'co-ordinated'. Let us now see how this relation of co-ordination appears in practice.

Congress makes the laws. As traditional political views left no room for the idea that he who makes the laws could and should execute them too, but considered a particular executive power necessary, a president was instituted. To make this president expressly and unconditionally a servant of congress, as logically his executive destination would have required, was considered somewhat venturous. As the senate was to serve as a brake on the house of representatives, so the president was to serve as a brake on both. He was therefore not subordinated to congress, but placed opposite to it, and authorized to annul its laws, if possible, by his veto; and where he would not or could not do this, execute them with the power put at his disposal alone. Now is congress co-ordinate with the president, and the president with congress? Congress, as a legislator and a judge, is the superior of the president, but through his veto it is his subordinate again, and without his power it is nothing at all. The president, as an executor, is the servant of congress; but, armed with his veto, the military forces, the public treasury, the power to appoint all officials, and to have the republic represented abroad, he is its master. And how is the relation of both to the supreme court? Congress is to decide on the arrangement of the supreme court, and also to be a judge of its judges; at the same time, however, these same judges are the authority for the laws of congress; and the president is actually made the appointer of these judges, whose presiding officer, in case of impeachment, is to be *his*, the president's judge.

May this be called co-ordinate? Co-ordinate only in

contradictions! All three powers are both the superiors of and subordinate to each other at the same time. But what they are not, and can not be, is of equal rank,—'co-ordinate'. They *must* occasionally jar therefore, and the events of the last years have given proof how much trouble it costs to silence and hush up their conflict by shifts and expedients, and laws made for the occasion. But this conflict will arise again, and not be set at rest before true democracy makes an end of it,—a democracy which knows and suffers to exist no other power but that directly established, dependent upon, and directed by, the people.

Let politicians meanwhile remember that the term 'co-ordinate powers' is not only on empty phrase but an actual lie,—in short, that no really co-ordinate powers exist, or can exist, in the State.

The Compromise of Freedom with Slavery.

The third compromise we are to expose is that of freedom with slavery. This, however, has within the last ten years been exposed already in the red light of the torch of war in such a manner that to enter upon the subject in detail would appear as a waste of words. We shall say but one word here upon a clause in the constitution, which we have that compromise to thank for. It is characteristic of the young days of the republic from the outset, that it was more liberal in its views when it ran away from its master than when it became its own master. In its declaration of *independence* it established the equality of the rights of all men; in its declaration of rights, however, the constitution, it immediately introduced inequality. Yet this was not done without some shamefacedness. To preserve at least the appearance that, in spite of the connivance at slavery, that demand of the declaration of independence, according to which 'the governed must be represented in the government', was being respected, the slaves, three-fifths of them, were indirectly represented too, of course not in their own interest, but in that of their masters.

This might be called a compromise between man and beast. As a man, a whole man, the slave was not to be acknowledged, or he would have had to be represented not by three- but by five-fifths, and by his equals; nor was he to be regarded as a beast, or either all representation must have been denied him, or other working animals, as horses and oxen, must have been admitted to congress for representation also. What, then, was done? The slave was made a *beast-man,* and the grace shown him to acknowledge him three parts man and two parts beast. In all cases the beast-man, who was not and could not be a citizen, was admitted to representation in the constitution of the United States. The question, we now have to ask, is this,—have *women,* who are everywhere acknowledged five-fifths of human beings, and also citizens, less right to representation than the former beast-man? That they are already represented by the men, as is often asserted, *of that the constitution says not a word,* possibly because the fifth question puzzled its authors. Consequently they are, according to the constitution, placed even below the former slaves, that is, *not represented at all,* neither directly or indirectly, and yet they belong to the 'governed',—aye, they are nothing else but governed, the governed *par excellence.* If this shameful conclusion, that the glorious republic places women legally even below the former slave, or beast-man, is not to draw, there is but one way to save its honor, that is, the acknowledgment that their quality as citizens of the republic comprehends the complete equality of their rights.

The Compromise of Democracy with Aristocracy.

The fourth compromise to which the origin of the constitution may be traced is that of democracy with aristocracy. Aristocracy war guarded by the same means which gives expression to the individualism of the States, that is, the senate. The senate, exclusive of the right of granting money, constitutes the dominating part of congress, possesses powers which, according to even the most modest democratic con-

ception, belong to the popular house; and already the indirect manner of its election gives to it an aristocratic character. The union senators are, so to speak, the essence of the State legislatures, who, in their turn again, are a copy of congress, and represent a State aristocracy in their senates. Moreover, the single States possess the means of fostering an aristocratic element through the power they hold of deciding who is entitled to vote, through the census, and similar restrictions; and this brings us to the so-called

Fundamental Rights.

Which are but very imperfectly guarded by the constitution of the United States, evidently from consideration towards the fundamental compromise which guarded the individual interests of the single States. The celebrated constitution of the German empire of 1848, as ludicrous as it may be in many respects, devotes not less than fifty-eight paragraphs to fundamental rights; even the Mexican constitution protects them by twenty-nine articles. What the constitution of the United States says on the subject may be put into the hollow of a hand, and applies only partly to the whole of the republic. It guaranties to the single States a 'republican form of government', without, however, explaining by a word what is to be understood by this; it also secures to the citizens of the whole country the right of *habeas corpus,* or of trial by jury, protection against arbitrary searches, or seizures of their houses or property, etc.; but the chief liberties that first lend value and stability to all the others, it indirectly abandons to the single States. Entire exclusion from the right of voting, that was formerly permitted in consideration of the slave-holders, is now, when there are no more slave-holders, save the male sex, abolished, it is true, save in regard to women; but the laying down of the conditions as to the exercise of this right of voting in the single States is still left to those States themselves. In the same manner the constitution surrenders to them religious liberty, the freedom of the press, etc. It

permits the States to do everything it does not expressly prohibit, or reserve to itself. It prohibits, for instance, the issue of paper money, the laying of any duty of tonnage, and so forth; but it does not forbid them to 'legally' silence an abolition speaker, to 'legally' imprison an atheistical writer, to 'legally' exclude an unbeliever from office. Neither does it prohibit laws concerning Sunday, the oath upon the bible, and other religious restrictions and regulations, by which the personal rights and liberties of persons of opposite convictions are violated. All this only congress is expressly forbidden to do, by the regulation according to which no law is to be made abridging the freedom of speech, or of the press, the free exercise of religion, or the right of the people to peaceably assemble, and no religious test required as a qualification to any public office. These guaranties for the union on the whole are worthless however, or illusory, if the single cantons of the union may overthrow them at pleasure. That they may do so, and that in a most barbarous manner, is shown by the draconic laws often enough employed in the former slave and Puritan States, for whose sake the constitution established no *general* guarantee for the chief liberties of a democratic commonwealth.*)

With these remarks we may close the general review of the constitution of this country. It has shown us that this celebrated constitution is in the main points entirely undemocratic, that it must render impossible a true democracy, a general, effective, and sure manifestation of the will of the people; and the history of the present as well as the past shows by a thousand facts that this theoretical conclusion finds complete confirmation in practical reality. The real people is in America, as well as in Europe, little more than a voting and

---

*) How few guaranties are offered by the constitution against the annihilation of the most important rights by the single State was shown but quite recently by a 'law' of the New York legislature, which, except for the governor's veto, would have, in view of the corruption of the courts, completely fettered the freedom of speech and of the press.

paying machine; and, with the best of intentions, it will never bring about a change so long as it considers its constitution an ideal.

Sketch of a New Constitution.

In conclusion there yet remains the task of sketching in brief the changes of which this constitution should be subjected. They are as follows.

The former union of republics must be declared *one, indivisible* republic, and the former States, more practically divided, made provinces, that, after the abolition of their expensive legislatures, have their special affairs settled by circuit deputies.

The presidency and the senate must be abolished; the house of representatives, however, changed into an assembly of agents or deputies of the people, in permanent session, who may be instructed by their constituents, or replaced by others, at any time. The executive of the people, that has its laws executed, and the general business of administration attended to, by an executive and administrative commission chosen from among its own members, or from among the people, and to be controllable and removable by the house of deputies.

All more important laws are to be submitted to the people to have a particular vote taken on them, and only become valid by their direct approval.

If business permits, the house of deputies may adjourn for a certain time, maintaining its permanence, however, by a deputation which, during the time of adjournment, is to watch over the executive commission, prepare necessary questions for the next session, and in urgent cases convene the assembly in an extra session.

The fundamental rights that are to be laid down, conclusively and in detail, must not be contradicted either by the



general laws of the republic, nor by special regulations in the provinces.

The provinces, circuits, and municipalities are to have the disposal, according to generally accepted rules, of all local interests, and all affairs not concerning the general public weal; but in doubtful cases, the house of deputies is to have the decision in the matter.

The courts are to be made as independent as possible, but remain subject to the control of the people; and the house of deputies shall be the last court of appeal, above the supreme court.

In the selection of deputies, the electors are not to be limited to persons from their own circuit, but may make their choice within the boundaries of the whole republic, — an arrangement by which the employment of the best and most independent powers of the country, and the manifestation of the desires of all shades of party, are made sure of.

These would be the chief points in a constitution in which the democratic principle, logically carried out, would be embodied, and which might fulfil all the conditions, drawn up above, necessary to a real government of the people.

It is true that even the best of constitutions is not alone able to attain that purpose. The last question always remains, what use the people would put it to. If the mass of the people be indolent, unprincipled politicians will make use of even the best of constitutions for the disadvantage of the people; if the people be bigoted and ignorant, its incapacity of judging will expose it to being misled and abused; if it be financially dependent on a wealthy minority, the complete assertion of its rights will be doubly difficult. Political reformation, then, can not be a radical cure for all evils without the so-called social reforms that are to make education and cultivation, and economical or financial independence, as general as possible. But political reformation is the indispensable condition for

those other reforms; only through it will the needful freedom and opportunity be gained for the manifestation of all social wants and interests; and while it works thus, while a truly democratic constitution introduces the whole people into the political arena, and makes the means by which it may manifest its will as easy of access as possible, it at the same time opens to it the only school where it may attain to the full qualification for independent citizenship. It is a dogma established, with mathematical incontestableness, that the improvement of social conditions goes on in closest proportion to the degree of freedom established, and the participation of the people in political action. Only by way of democracy can the 'social problem' ever be solved; the first of all 'social', as well of political questions, all over the world is, therefore, true democracy.

Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois.

Bericht des Schriftführers.

Mit der ewigen Klage muß ich meinen Bericht beginnen, daß trotz aller Mühe es uns auch in den letzten zwei Jahren nicht gelungen ist, die Mitgliederzahl der Gesellschaft zu vermehren. Zirkularbriefe und persönliche Briefe, an uns überwiesene Adressen wurden ausgesandt, doch ohne merklichen Erfolg. Man darf aber nicht annehmen, daß kein Interesse für unsere Arbeiten und Bemühungen vorhanden sei — im Gegenteil — es kommen sehr viele Anfragen bei uns vor bezüglich deutsch-amerikanischer Geschichte. Es scheint das Bestreben erwacht zu sein, die Geschichte der Deutsch-Amerikaner in den verschiedenen wirtschaftlichen Volkszentren wissenschaftlich zu erforschen. Ob dem nun ein politischer oder ökonomischer Zweck zugrunde liegt, ist so weit nicht aufzudecken. Jedenfalls interessiert man sich, besonders in den Universitätskreisen für das Deutschtum der Ver. Staaten, was als ein gutes Zeichen für das Erwachen des amerikanischen Volksgewissens, zu betrachten ist, nachdem der Weltkrieg mit seiner gewissenlosen Propaganda den klaren und nüchtern Blick der großen Menge vollständig vergiftet hatte.

Wenn, infolge des neu erwachten Interesses an dem germanischen Teil der amerikanischen Bevölkerung, dem deutschen Teile dieser Gruppe ein vermehrtes Verständnis entgegengebracht und dadurch die geschlagenen Wunden vernarbt werden — ganz heilen werden sie wohl kaum —, so wird wohl auch unter den Deutsch-Amerikanern selbst das Interesse für seine Geschichte wieder belebt werden und eine solche Zahl neuer Mitglieder gewonnen werden können, um die Deutsch-Amerikanische Historische Gesellschaft von Illinois auf eine gesundere finanzielle Basis zu bringen.

Wenn wir auch in diesen zwei Jahren einige neue Mitglieder gewonnen haben, so ist deren Zahl durch das Ableben mehrerer unserer alten Freunde und durch die Resignation anderer mehr wie ausgeglichen worden, so daß wir heute eine kleinere Mitgliederliste haben, wie vor zwei Jahren. Unter den verstorbenen Mitgliedern sind besonders Herr Adolph Georg und Consul Arnold Holinger anzuführen, beide Mitglie-

der seit der Gründung unserer Gesellschaft und welche beide bis an ihr Lebensende das regste Interesse für die Gesellschaft beibehielten und sie stets in jeder Weise nach besten Kräften unterstützt hatten. Ihnen sollte eine besonders dankbare Erinnerung bewahrt bleiben. Einen weiteren Verlust haben wir in dem Ableben des Herrn John George Graue zu verzeichnen, welcher lange Jahre lang dem Verwaltungsrat der Gesellschaft angehörte und auch immer bereit war, sein Scherflein für unsere Arbeiten beizutragen. Auch er sollte nicht vergessen werden. Herr Gustav A. Bunte, Herr Dr. Christmann, Frau Henry L. Frank, Herr Walter M. Patterson, Herr Wilhelm Schmidt, Dr. Gust. Langmann, Herr Herman C. Kudlich, und Herr Geo. H. Diehl — sie alle hat der Schnitter Tod uns weggerafft.

Als neue Mitglieder sind Herr Christian Dod, Hinsdale, Ill., der Sennefelder Liederkranz, der Rheinische Verein, Herr H. O. Lange von Chicago, Herr Walter Horst in Cincinnati, Herr Aug. Fitger in Los Angeles, der Deutsche Gesellige Wissenschaftliche Verein, New York, Herr Carl Buehler, Chicago, herzlich willkommen zu heißen.

Wir bedürfen jedoch eine große Zahl neuer Mitglieder, damit wir unsere Arbeiten richtig erfüllen und erzieherisch und aufklärend auf die große Masse des amerikanischen Volkes und besonders der Amerikaner deutschen Stammes mit dem nötigen Einfluß einwirken können.

Der nachfolgende Finanz-Bericht giebt ein klares Bild unserer finanziellen Verhältnisse und zeigt auch zweifellos, daß unsere Ausgaben auf das Dringendste beschränkt sind und uns mit den jetzigen Einnahmen kaum etwas übrig bleibt, um Propaganda für die Entwicklung und den weiteren Aufbau der Gesellschaft machen zu können. Wir sprechen deshalb hiermit die Bitte an unsere Mitglieder und Freunde aus, unsere Arbeiten auch weiterhin zu unterstützen und uns in der Gewinnung neuer Mitglieder behilflich zu sein.

Max Baum, Schriftführer.

Finanz-Bericht.

Am 1. Januar 1924 befanden sich in der Kasse		$ 92.86
Es gingen ein als Beiträge:		
H. von Wackerbarth	$ 5.00	
Adolph Georg	5.00	
Anton T. Kliegl, New York	3.00	

Frau Julius Scharke	3.00
Jacob Fuchs	3.00
Herm. Horn	3.00
John Humer	3.00
Ferdinand Hanceu	5.00
Gustav Ringe	3.10
Max L. Kohler	3.00
Christ Kleinbeck	3.00
O. Bachmann	3.00
Woldemar Neumerkel	3.00
Otto C. Schneider	10.00
Emil Eitel	5.00
M. E. J. Papke	10.00
August Lueders	5.00
C. Benninghofen	5.00
H. Behr	5,00
W. F. Zimmermann	5.00
Chas. H. Fleischer	10.00
Max L. Teich	20.00
Louis J. Sehring	5.00
Chicago Turn Gemeinde	5.00
Dr. J. Holinger	5.00
Julius Schmidt	10.00
C. A. Ficke	10.00
Nick. Schmitt	10.00
Albert Kuhlmey	5.00
Michael F. Girten	5.00
Schwaben-Verein	25.00
Minna S. Heuermann	5.00
Max Klee	10.00
Alfred K. Nippert	8.00
Jacob Ruehl	10.00
Hugo A. Kohler	10.00
Leopold Grand	5.00
M. J. Wuſing	25.00
J. B. Thielen	5.00
Phil. H. Dilg	5.00
Wm. C. Seipp	5.00
Dr. Carl Strueh	5.00
Wm. Legner	5.00
Davenport Turngemeinde	10.00

A. Roehling	5.00
Chas. Lenker	3.00
Emil Baensch	10.00
Hugo Franz	10.00
F. Diehl	5.00
Paul Schulze	5.00
Julius Frankel	10.00
Rev. F. W. Janssen	5.00
Carl Eitel	5.00
H. C. Zennert	5.00
University of Chicago Press	21.96
Dr. H. Abele	3.00
Emil Hertz (books)	15.00
Sennefelder Liederkranz	5.00
H. O. Lange	5.00
Schwaben-Verein	50.00
Carl Buehler	5.00
Rheinischer Verein	5.00
M. Schachter	5.00
John Eiselmann	3.00
John M. Wulfing	50,00
H. von Wackerbarth	10.00
	$ 549.06 $ 92.86

Eingänge im Jahre 1925:

B. W. Pommer	$ 6.00
Aug. Blum	10.00
Ferdinand Schevill	5.00
F. H. Brammer	10.00
Aug. H. Homeyer	10.00
J. H. A. Lacher	5.00
A. J. Walter	11.00
C. A. Ficke	10.00
M. F. Girten	5.00
M. A. J. Papke	5.00
C. Benninghofen	5.00
Julius Schmidt	5.00
C. J. Stierlen	5.00
Emil Buettner	10.00

August Lueders	5.00
H. E. Zeunert	5.00
Heinrich Behr	5.00
Louis Sehring	5.00
Emil Baensch	5.00
Mercantile Library	5.00
Henry W. Brendel	5.00
Emil Eitel	5.00
Aloys Heinen	5.00
Fritz Glogauer	5.00
A. J. Rolle	10.00
Felix von Wysow	5.00
Robt. G. Scheunemann	10.00
Louis Rueckheim	10.00
Gustav A. Berkes	10.00
Max Kohler	5.00
Carl E. Schmidt	10.00
Carl F. Lomb	5.00
Dr. Wm. F. Petersen	10.00
J. R. Kublich	8.00
Louis Guenzel	10.00
Wilhelm Schwefer	10.00
Wm. G. Legner	10.00
Albert Kuhlmey	5.00
Jacob Fuchs	5.00
Hugo A. Koehler	5.00
A. F. Madlener	10.00
Chicago Turn-Gemeinde	5.00
Edgar J. Uihlein	25.00
Fred H. Bergmann	5.00
Miß M. Heuermann	5.00
Richard Bartholdt	5.00
Carl C. Roeßler	10.00
Albert H. Griffith	8.00
Emil Frei	5.00
Adolph C. Dick	5.00
Alvin P. Kletsch	5.00
Herm. J. Dirks	10.00
A. Kroch	5.00
Fred Klein	85.00
Edw. A. Leight	10.00

Henry Bartholomay	10.00
Theo. Stempel	5.00
William Schulze	10.00
Alex J. Stafting	5.00
Louis M. Kohtz	10.00
Davenport Turn-Gemeinde	5.00
Henry Sueder	8.00
Herm. Hachmeister	5.00
A. C. E. Schmidt	10.00
Henry Schoellkopf	25.00
Chas. H. Wacker	10.00
Richard E. Schmidt	5.00
Leo Ernst	10.00
Carl Eitel	5.00
Max L. Teich	15.00
Louise Tewes	10.00
Walter Horst	10.00
Fred Mees	10.00
Gustav Ringe	5.00
J. Diehl	5.00
Aug. Goertz	10.00
Ferdinand Hansen	20.00
International News Co.	3.00
Julius Koop	10.00
Frau Julius Scharke	5.00
W. A. Wieboldt	10.00
Francis Lackner	10.00
Carl Gallauer	5.00
Paul Mausolff	5.00
Phil. H. Dilg	5.00
Ad. A. Meyer	10.00
Ernst Hummel	10.00
Herm. Horn	5.00
P. S. Anneke	10.00
Dr. Hugo Franz	5.00
Newberry Library	8.00
J. B. Thielen	5.00
A. Roehling	5.00
Jos. Matt	11.00
F. E. Habicht	25.00
F. C. Gartner	10.00

H. von Reinsperg	5.00	
Otto L. Schmidt	5.00	
Christian Dod	5.00	
Julius T. Muench	11.00	
Christ Kleinbeck	8.00	
Deutscher Gesell. Wiss. Verein	5.00	
Chas. F. Fleischer	10.00	
Richard Wasserman	5.00	
Geo. A. Schmidt	5.00	
Chas. A. Koepcke	5.00	
Herm. Wollenberger	5.00	
Jos. H. Keller	3.00	
Arthur Woltersdorf	5.00	
Dr. J. Holinger	5.00	
5 Books	10.00	
Dr. L. Abele	5.00	
D. Recher	5.00	
Horace L. Brand	5.00	
W. F. Zimmerman	5.00	
Max Klee	10.00	
Fred H. Knoop	10.00	
Leopold Grand	5.00	
Paul Schulze	5.00	
Aug. Fitger	10.00	
Rud. Pagenstecher	10.00	
Albert Breitung	5.00	
Dr. Carl Strueh	5.00	
Nick Schmitt	10.00	
Alfred K. Nippert	5.00	
John E. Traeger	16.00	
Heinrich Heine	25.00	
	$1001.00	$1550.06
Gesamteinnahme		$1642.92

Ausgaben:

1924	Druckkosten	$ 33.91
	Druckkosten	320.00
	Büreau-Materialen	36.00

	Portokosten	46.00		
	Büreauhilfe in 1924	72.50		
			$ 508.41	
1925	Druckkosten	$923.25		
	Besondere Drucksachen	52.00		
	Büreauhilfe	37.50		
	Büreau-Materialien	20.30		
	Versandt der Jahrbücher	46.00		
	Portokosten	54.00		
			$1133.05	
				$1641.46

Kassabestand am 1. Januar 1926	$ 1.46

Beamten der Gesellschaft.

Verwaltungsrat:

H. von Wackerbarth, Dr. O. L. Schmidt,
Ph. H. Dilg, Fritz Mees,
Rudolf Seifert.

Beamte:

Dr. O. L. Schmidt .... Präsident
H. von Wackerbarth .... Vize-Präsident
Ph. H. Dilg .... Vize-Präsident
Max Baum .... Sekretär

Mitglieder und Abonnentenliste.

Ehren-Mitglieder:

Professor E. B. Greene, Columbia University.
Professor F. J. Herriott, Drake University.
Professor Hermann Oncken, München.

Mitglieder:

Berlin, Deutschland
Universitäts-Bibliothek.
Ministerium des Innern.

Bismarck, N. D.
State Historical Society.

Bloomington, Ill.
Heinrich Behr,
Paul F. Beich.

Bonn, Deutschland.
Universitäts-Bibliothek.

Boston, Mass.
Friedmann, Leo M.

Brooklyn, N. Y.
Neumerkel, Woldemar.

Buffalo, N. Y.
Brendel, Henry W.

Chapin, Iowa.
Janssen, Rev. W. T.

Chicago, Ill.
Abele, Dr. Ludwig L.
Bartholomay, Henry
Baum, Max
Bergmann, Fred H.
Berkes, Gustav A.

Brammer, F. H.
Brand Horace L.
Breitung, Albert
Buehler, Carl
Buettner, Emil
Chicago Historical Society
Diehl, F.
Dircks, Hermann
Dilg, Phil. H.
Eitel, Emil
Eitel, Karl
Ernst, Leo
Fleischer, Chas. H.
Frankel, Julius
Franz, Hugo
Galauer, Carl
Gärtner, F. C.
Girten, Hon. Michael F.
Grand, Leopold
Guenzel, Louis
Hachmeister, Herm.
Heine, Heinrich
Heinen, Dr. Aloys
Heuermann, Frl. Magda
Hummel, Ernst
Holinger, Dr. J.
Klee, Max
Klein, Fred.
Knoop, Ernst H.
Koelling, John
Kopcke, Chas. A.
Kohtz, Louis M.
Kroch, A.
Kuhlmey, Albert
Legner, Wm. G.
Leight, Edw. A.
Lueders, August
Lange, H. O.
Koop, Julius
Madlener, A. F.
Mannhardt, Wm.
Mees, Fritz
Newberry Library
Papke, Max E. J.
Petersen, Dr. Wm. F.
Public Library
Recher, D.
Reimer, A. G.
Reinsperg, Hans von
Rhode, R. E.
Roehling, Albert
Rose, Edw.
Roeßler, Carl C.
Rueckheim, Louis
Ruehl, Jacob
Sala, Louis
Schevill, Ferdinand
Schlachter, J. W.
Schmitt, Reck
Stierlen, Carl J.
Sfeunemann, R. G.
Schmidt, A. C. E.
Schmidt, Geo. A.
Schmidt, Juilus
Schmidt, Dr. O. L.
Schmidt, R. E.
Schoellkopf, Henry
Schultze, Wm.
Schultz, Henry
Schultze, Paul
Schwaben-Verein
Senefelder Liederkranz
Rheinischer Verein
Schwefer, Wm.
Seifert, Rudolf
Trick, Joseph
Teich, Max L.
Tewes, Frl. Louise
The Swedish American Historical Society
Thielen, J. B.
Traeger, Hon. John E.
Turngemeinde Bibliothek
Uihlein, E. J.
Wackerbarth, H. von
Wacker, Chas. H.
Wieboldt, W. A.
Wolf, Adam

Wassermann, Richard
Woltersdorf, Arthur
Wollenberger, Herm.
Wyzow, Felix F. von
Zeunert, H. C.
Zimmermann, W. F.

Cincinnati, O.
Glogauer, Fritz
Rippert, Hon. Alfred K.
Horst, Walter
Wilde & Co., A. C.

Columbia, Mo.
State Historical Society of Missouri

Davenport, Iowa
Ficke, Hon. C. A.
Turngemeinde

Des Moines, Iowa
Historical State Department

Evansville, Ind.
Fritsch, Wm. H.

Flushing, N. Y.
Mausolff, Paul

Freeport, L. I., N. Y.
Lenker, Chas.

Frankfurt am Main
Städtische Bibliothek

Hamilton, O.
Benninghoven, C.

Heidelberg
Universiätsbibliothek

Hinsdale
Dod, Christian

Indianapolis, Ind.
Keller, Jos. H.
Stempel, Theo.

Iowa City, Iowa
State Historical Society

Joliet, Ill.
Sehring, Louis J.

Los Angeles, Cal.
Anneke, Percy S.
Fitger, August

Madison, Wis.
State Historical Society of Wisconsin

Manitowoc, Wis.
Baensch, Emil

McHenry, Ill.
Strueh, Dr. Carl

Milwaukee, Wis.
Dick, Ad. C.
Eiselmeier, Jos.
Suder, Henry
Public Library

Newark, N. J.
Goertz, August

New York, N. Y.
Deutsch-Gesell. Wiss. Verein
Fuchs, Jacob
Habicht, F. C.
Hansen, Ferdinand
Horn, Emanuel
Kohler, Max
Kliegl, Anton T.
Pagenstecher, Rud.
Ringe, Gust.
Scharke, Julius
American Jewish Hist. Society

Oak Park, Ill.
Stafting, Alexander J.

Oscoda, Mich.
Schmidt, Carl E.

Pasadena, Cal.
Blum, August
Lackner, Col. Francis

Passaic, N. J.
Rolle, A. J.

Peoria, Ill.
Roskotten, Dr. O. J.

Rochester, N. Y.
Lomb, Carl F.

Springfield, Ill.
Ill. State Historical Library

St. Louis, Mo.
Bartholdt, Hon. Richard
Homeyer, Aug. H.
Koehler, Hugo A.
Meyers, John C.
Muench, Julius F.
Riesenberg, Frau H.
Frey, Emil
Schultz, C. M.
Walter, A. J.
Wulfing, John M.

St. Paul, Minn.
Matt, Jos.

Topeka, Kans.
State Historical Society

Urbana, Ill.
Goebel, Prof. Julius

Waukesha, Wis.
Lacher, J. A. H.

Washington, D. C.
Congreß Library

